MARIA
WASER

BEGEGNUNG
AM
ABEND

MARIA WASER

BEGEGNUNG AM ABEND



C. v. Monakow

MARIA WASER

BEGEGNUNG AM ABEND

EIN VERMÄCHTNIS

STUTTGART BERLIN
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Zehntes und elftes Tausend

Einband und Umschlag von Erika Hansen · · Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart · Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

JENEN BIRKEN

Ihr steht so stark, dem Erdreich tief verwoben,
Die stolzen Stämme mächtig aufgerichtet,
Die freien Kronen hoch ins Blau erhoben,
Vom Sturm durchsaust, von Sternennacht
umlichtet.

Wie dunkle Blumen schmücken stille Narben
Des hellen Stammes silberfeine Rinde;
Doch ob auch jene tiefen Äste starben,
Frischgrüne Wipfel flimmern jung im Winde.

Sturmfroh und sonnensüchtig, dem Geringen
Und irdisch Dumpfen göttergleich entzogen,
So habt ihr euch in nie erlahmtem Ringen
Vom Engen euch ins Ewige gebogen.

DER AUFTRAG

Wer wäre nun so harmlos oder so anmaßend, daß er sich zutraute, über das Wesen eines Menschen einigermaßen Umfassendes, das Eigentliche auszusagen und ein Abbild des Lebens zu zeichnen, das der Wirklichkeit gerecht wird? Wem sich im Wunder der ewigen Wandlung und in den Erschütterungen der entscheidenden Ereignisse der Blick auftat für die Unergründlichkeiten des Lebens — Rätsel des Menschlichen, Rätsel des Schicksals — der weiß, daß, was wir zu erfassen vermögen vom Wesen eines andern, bloße Fetzlein sind seiner Ganzheit, Fetzlein, getaucht zudem in die Farbe unserer eigenen Augen.

Dennoch: wenn ein Mensch von uns ging und nach trauervoller Verwirrung die Zeiten der Besinnung kommen, zwingt es einen, daß man alles aufbieten muß, um das entschwundene Leben irgendwie faßbar zu machen. Jede kleinste Hinterlassenschaft, alles froh Erkannte, heimlich Geahnte, jedes innigste Wissen trägt man zusammen, um dem entrückten Bilde Wärme und Wirkung des Daseins wiederzugeben. Und wenn es ein Umfassender war, der bestimmend durch das Leben vieler ging, dann wird auch die Zahl derer groß sein, die an seinem Bildnis bauen, und wenn er

einer der Schöpferischen war, ein wahrhaft Lebendiger, dann wird jeder, der jemals dessen erweckende, verwandelnde Gegenwart spürte, meinen, daß er von ihm zeugen müsse und, ob berufen oder nicht, das Seine beitragen, damit der lebendige Geist des Toten weiterwirke bei den Kommenden; denn der wahrhaft Lebendige ist immer ein Zukünftiger. Wenn nun aber die Vielen, die der Schmerz des Verlustes aufrief, mithelfen, muß es da nicht geschehen, daß aus der Summe der Anschauung sich ergibt, was dem einzelnen nicht gelingen kann, ein Bild von einer Rundheit und Fülle, das der Wirklichkeit nicht mehr allzufern liegt? Deshalb soll es keinem benommen sein, an solchem Werke mitzuwirken, sofern er es aufrichtig tut und mit dem inbrünstigen Willen zur Wahrheit; denn Berufung liegt auch in solchem Willen und solcher Inbrunst.

Wenn ich es unternehme, in diesen Blättern das Andenken und Bildnis eines Menschen festzuhalten, wage ich es nicht einmal, seinen Namen darüber zu schreiben, so gebietend spüre ich die Grenzen meiner Befugnis; denn weitab von den meinen lagen seine beruflichen Wege, und ich muß ihn, wenn er selbst es auch nicht zugeben würde, zu den Großen rechnen. Mögen jene, die seinem Berufe nahestanden, die seinen menschlichen Maßen nahekommen, mögen die Vertrauten seiner starken wirkenden Jahre, seine Fachgenossen, seine Schüler, seine Kranken von dem weltbekannten Forscher, dem großen Lehrer, dem

wundertätigen Arzte berichten und mag ein Mann der Wissenschaft das Buch schreiben, das den Namen des Gelehrten zu tragen verdient: mir kommt es nur zu, von meiner späten Begegnung mit dem Menschen Constantin von Monakow zu erzählen und von dem, was sie mir bedeutet. Denn das Schicksal hat es mir zugeteilt, daß ich ihm in seiner letzten Zeit nahe sein durfte — als seine Schülerin, als Vertraute — daß er mir Anteil gab an seiner Lehre und seinem Dasein und ich es miterleben durfte, wie er nach schwerstem menschlichem Verluste auf letzter Wegstrecke und in der Prüfung der Einsamkeit hineinwuchs in eine neue Heiterkeit und über sich selbst hinaus ins Ganze. Wie er lebend und im Sterben seine Lehre erfüllte.

Solches zu erfahren war aber so groß und heilvoll, daß ich es als Schicksalsauftrag empfände, das innig Empfangene an andere weiterzugeben, selbst dann, wenn ich nicht wüßte, daß dies auch in seinem Auftrag geschieht — ist es mir doch bewußt, daß, wenn es mir gelänge, Wissen, Weisheit und Wesen dieses Mannes so wiederzugeben, wie ich sie erlebte, diese Blätter kein bloßes Erinnerungsbuch würden für die, die ihn kannten, daß es ein Mahnbuch werden müßte für uns alle, eine Stärkung den Verwirrten, ein Wegweiser für die, die kommen.

Zwar hat die wissenschaftliche Lehre Monakows den Weg durch die Welt genommen: längst sind die Ergebnisse seiner Hirnforschung, einst vielfach bahnbrechend, zum fast anonymen Besitz

seiner Spezialwissenschaft geworden, und mächtig und noch nicht abzusehen sind die Wirkungen seiner biologischen Erkenntnisse auch auf weitere Gebiete der Medizin. Allein, der Allgemeinheit blieben seine großen Gedanken vorenthalten; denn wenn auch sein literarisches Werk sichtbar ausgebreitet daliegt und ob er gleich in den späteren Jahren neben den spezialwissenschaftlichen Erkenntnissen das Bekenntnis seiner Weltanschauung in Schriften niederlegte, die er zum Teil noch selbst veröffentlichte: wenn Monakow schrieb, dann tat er es für seine Fachgenossen in einer Sprache, die streng wissenschaftlich und von eigenen, dem antiken Wortschatz entnommenen Neuprägungen durchwirkt, selbst dem Mediziner nicht immer leicht zugänglich ist. Die Ansprache an die Allgemeinheit verboten ihm sein Stolz wie seine Selbstkritik. Für verwässernde Popularisierung war ihm die Wissenschaft zu gut, er mißtraute dem Fassungsvermögen der Vielen, und verdächtig war ihm der zur Schau getragene Wissensdurst der Menge. Anderseits traute er sich selbst die Fähigkeit des weitvernehmlichen Wortes nicht zu: „Ich kann das unmöglich, zu den Vielen reden, das müßten andere für mich tun.“ Und als seine Wissenschaft, mehr und mehr über die Grenzen des Fachwissens hinausgreifend und zur Wissenschaft vom Leben geworden, immer größere Kreise anging, gab er es zu, daß ein anderer sich zum Sprecher machte. Sein letztes großes Werk, das gewissermaßen die Zusammenfassung seiner wissenschaft-

lichen Erkenntnis darstellt, gelangte, wenn auch aus seinen Worten und Aufzeichnungen geschöpft, durch die Feder eines anderen zur weiten Öffentlichkeit.

Freilich, wer in dem genauen, reichgeschlungenen und feinfädigen Gewebe der Monakowschen Gelehrtensprache sich auskennt und seine Kritik am Schriftwerk anderer vernahm, weiß, daß die Eigenart seines literarischen Stiles nicht etwa mangelnder Sprachkraft, sondern einem subtilsten Sprachgefühl entstammt und der strengen Forderung aufrichtigen Ausdruckes und der zutreffenden Benennung. Unsere westlichen Sprachen erschienen ihm, trotz seiner innigen Vertrautheit mit dem Werke Goethes, Shakespeares und der französischen Dichter, arm im Vergleich mit seiner fein differenzierten, den fließenden Grenzen gerecht werdenden russischen Muttersprache, und viel jammervolles Mißverstehen und Tragik des Alltags schob er der Grobheit unserer Sprache zu, die, indem sie — wie etwa in dem Worte Liebe — weitgestufte Begriffe mit demselben Namen nennt, dem Feinen Gewalt antut und Zartes tötet. Sein Widerwille sowohl gegen die verschliffene Gemeinsprache, die den Begriff bleicht, wie gegen den Modeausdruck, der ihn verfälscht, und die großen Worte, die in ihrer tönenden Hohlheit den Sinn verschlingen, sein unbeirrbares Streben nach dem angemessenen Ausdruck machten ihm, der für so manchen neuen Gedanken die Bezeichnung finden mußte, die eigene Sprache

schwer und machten diese dem Leser und Hörer fremdartig.

Allein, gerade dieses Streben nach der Wahrhaftigkeit der Entsprechung, das sein Wort bisweilen erschwerte, solange er von den abgemessenen Dingen der Wissenschaft handelte, konnte seiner Rede den unvergleichlichen Zauber des Originalen und saftig Lebendigen geben, sobald er seine Ideen aus dem Leben heraus gestaltete. sobald er ins Menschlich-Persönliche geriet. Manche wissen das aus seinen Briefen, es wissen darum diejenigen, die Einblick gewannen in die Aufzeichnungen seiner letzten Zeit, in seine Selbstbiographie, die in der Kindheitsdarstellung der großen russischen Dichter würdig erscheint, in die Bekenntnisse seines Alters, und vor allem wissen es jene, die teilhatten an den Gesprächen seiner vertraulichen Stunden.

Mir aber ist es geschehen, daß auch die Ergebnisse seiner Wissenschaft, seine hohen und strengen Gedanken im menschlich warmen Gewande zu mir kamen. So leben sie in mir, so werde ich sie wiedergeben müssen. Denn da er, den alten Grundsatz ‚Die Wissenschaft nur für die Gelehrten' mißachtend, es unternahm, mich in seine Lehre einzuführen, und er also nicht länger zum Fachgenossen redete und weniger dozierend als in lebendigem Gespräch, konnte es nicht anders sein, als daß die strenge Gelehrtensprache sich auflockerte. Sein Wunsch, mir verständlich zu werden, führte ihn unwillkürlich zu Bild und Um-

schreibung. Seine Rede wurde lebendig, warm, farbig, und das vom freudigen Pulsschlag des Schenkenden befeuerte Wort zündete. Wenn somit seine Gedanken in meiner Darstellung vielfach eine andere Form gewinnen sollten als in seinen Schriften, so liegt das weniger an mir als an der Gnade jener Stunden, da er um der Verständigung willen sich dem Antrieb des bildhaften Wortes überließ. Ich glaube aber, es war nicht die kleinste Freude seiner letzten Zeit, als er auf diese Weise erfuhr, daß sein Wissen auch dem Laien zugänglich sei, ja, daß es von diesem als frohe Botschaft aufgenommen wurde, daß also seine Lehre berufen war, über die Wissenschaft hinaus zu wirken ins Leben.

Aus solcher Wahrnehmung kam ihm der Gedanke, ich könnte ein Mittler sein zwischen seiner Ideenwelt und jenen, denen das wissenschaftliche Werk, das seine Lehre verwahrt, nicht zugänglich ist. Noch hatten wir den Plan nicht eigentlich besprochen; er hing zwischen uns als eine holde Verheißung, an die man nur mit leisem Worte rührt. Aber eines Tages, an jenem von ernster Ahnung überschatteten 8. August, äußerte er den Wunsch, seine Manuskripte in meine Hände zu legen, und wies mich vor allem auf diejenigen hin, die er nicht für die Öffentlichkeit geschrieben habe, sondern für sich selbst, und empfahl sie mir, damit ich nach seinem Tode darüber entscheide, was davon zur Mitteilung geeignet sei. Und an jenem Abend, wo er sich nach Tagen der Unpäß-

lichkeit genesen glaubte, entwarf er in der freudigen Erregung der neu erwachten Lebenslust einen weiten Plan gemeinsamer Arbeit für die Zukunft, und er lachte: „Sie sehen, es ist unendlich, was uns noch zu tun bleibt; aber wir haben Zeit! Wir haben Zeit!"

Allein, der andere Morgen brachte seinen jähen Tod, und so blieb ich einsam auf halb bestelltem Felde zurück. Was aber damals als schöne Verheißung über uns stand, ist mir nun zu einem teuern Auftrag geworden. Alle die Zeit her habe ich darum gekämpft, das grausam Abgebrochene nachzubauen mit Hilfe seines Werkes, seiner nachgelassenen Schriften, mit Hilfe meiner eigenen Aufzeichnungen und des heimlichen Besitzes jener Stunden, und was mir damals in den Zeiten der Fülle beglückend aufging, das haben nun die Jahre der Verlassenheit zur klaren Erkenntnis gebracht, daß der Mann, der am 19. Oktober 1930 so jäh von uns ging, berufen ward, uns ein Helfer zu sein; denn wir sind pfadlos geworden, er aber wußte den Weg. Wir sind in Unordnung geraten; er kannte Plan und heimlichen Willen des Lebendigen. Wir sind der Natur entfremdet; er stand als ein Eingeweihter mitten in ihrem Heiligtum. Wir sind freudlos geworden; er aber wußte um die tiefste Freude. Wir sind von Krankheit überwältigt; ihm haben sich die Gesetze der Gesundung offenbart: dieser große Arzt wurde vom Schicksal bestellt, damit er ein Arzt werde für viele. Lange wurden wir durch Geister geleitet, die brüchigen

Körpern zugehörten, durch Kranke, Leidende, Verbitterte, Enttäuschte, Übersteigerte, durch die Absterbenden und Zerrissenen, und darüber sind wir selber brüchig geworden und dem wahren Leben feind. Er aber war der ganz Gesunde, und nie erlebte ich einen Lebendigeren, nie sah ich einen Menschen, bei dem alles so einig ging, Lehre, Leben und Persönlichkeit, und in dem sich die Ganzheit des Wesens so treu verkörperte: in jeder Einzelheit von Erscheinung und Gebärde kam sie zum Ausdruck. Und alles, was er gab, auch das scheinbar Geteilte, wurde irgendwie zur lebendigen Ganzheit. Ob er mir nun sein Wissen in Kapitel geordnet vorlegte und an geteilten Stoffen seine Lehre mir wies, ob er stufenweise sein Dasein vor mir enthüllte, von den äußeren Erlebnissen nach und nach tiefer dringend in das Geheimnis des Innern: sein Wesen machte alles zur Ganzheit, und ein in sich Geschlossenes, unverwechselbar Ganzes war selbst jeder der Nachmittage, die wir zusammen verbrachten, so mächtig war der Künstler in diesem Manne. Ist es da verwunderlich, daß auch seine Wissenschaft, seine Ehe, sein Leben zum Kunstwerk wurden?

Deshalb, wer von Constantin von Monakow erzählt, müßte ihn in seiner Ganzheit zu fassen vermögen, Mensch, Leben, Lehre in einem. Allein, wer dürfte sich solches anmaßen angesichts des unüberblickbaren Reichtums seines Lebens und der kaum zu erhaschenden Viellebigkeit seiner Natur? Wenn ich mich nun aber der Macht des

eigenen Erlebnisses und der Erinnerung ganz anheimstelle, vielleicht, daß mir aus der Gnade jener Stunden geschenkt wird, wessen ich aus eigener Kraft nicht fähig wäre, und vielleicht, daß das Wort sich mir gibt, wenn die Stunde reift.

*   *
*

Heute ist es nun über mich gekommen, daß ich von ihm erzählen kann.

Ich habe mich hier heraufgeflüchtet in die herbstliche Stille dieses Berges, dessen Felsterrasse hoch, einem Altan vergleichbar, über dem See der vier Waldstätten hängt. Dies ist der Ort, den Constantin von Monakow besonders liebte. Hier hat er in früheren Jahren an dem Werke geschrieben, das seinen wissenschaftlichen Weltruf begründete, hierher hat er sich mit der Zeit immer häufiger zurückgezogen zu Arbeit, zur Sammlung, zur Einkehr. Wie viele seiner Briefe und handschriftlichen Blätter tragen den Namen Axenstein! Aus seinen Erzählungen sind mir die Örtlichkeiten vertraut, jeder geheime Waldpfad, jedes abseitige Plätzlein hat für mich seine Geschichte, und doch sind es nicht diese Erinnerungen allein, die mir hier die Gegenwart des Mannes so spürbar machen, daß ich ihn auf Schritt und Tritt zu treffen meine: es kann wohl nicht anders sein, als daß der Ort, den ein Mensch liebt, zu dem er sich hingezogen fühlt, wo er Heimat findet, irgendwie in geheimer Beziehung zu seinem Wesen steht. Und nun, da

diese große Landschaft sich vor mir auftut, wird sie mir allenthalben zum Spiegel dessen, der sie liebte.

Da stehen rings diese Berge, mit jähen, pfadlosen Ufern fast senkrecht dem tiefbuchtigen See entwachsen, gewaltig entschlossene Gestalten und doch ohne böse Wildheit, mit gelassenen, eigentlich fruchtbaren Formen. Nur der steinerne Wogenkamm des Pilatus fällt mit schrägen Schroffen in den westlichen Horizont und will auch den Bürgenstock hineinziehen in diese hinreißende Bewegung der abendlichen Ferne zu; aber alle die getürmte Wucht drückt nicht, so hoch hängt man hier über der tiefen, gewundenen Wasserstraße, Auge in Auge mit den Gipfeln und sehr nahe dem Himmel. Der zeigt die freieste Wölbung, und der Widerschein seiner weiten Bläue und seines gewaltigen Wolkengetümmels weitet auch das Nahe und macht es groß. Es ist nichts Kleines an diesen gebreiteten Triften, nichts Kleinliches an dem alten Waldpark mit seinen hundert heimlichen Pfaden, obschon hier Menschenhand ordnend eingegriffen hat; denn es geschah dies auf eine hochgemute Weise, die der Natur zu Atem verhalf, ohne ihr die Geheimnisse zu rauben: Bäume, die sich auswachsen konnten, ungehemmt, allseitig, und die nun dastehen wie Offenbarungen und doch mit überwältigender Selbstverständlichkeit: das also ist die Eiche! So kann ein Ahorn, so können Tannen dastehen? Und ja, so war die Buche gemeint. Einzeln jeder und unvergleichbar

und jeder eine Welt, und man glaubt, Bäume vordem nie recht gesehen zu haben. Wie ist es ein tiefes und freies Atmen im Anblick solch unverrenkter Gestalten! Aber auch das Geheimnis der Waldverschlungenheit: verwobene Wipfel, engverflochtenes Geäst, von kleinblätterigem Efeu ein unendliches Weben zwischen Stamm und Stamm, über Felsklotz und klüftiges Gestein, und tiefverhängte Pfade, die das wuchernde Moos lautlos macht; über Pfad und Stein und Stamm samtdunkles, goldbestreutes, silberdampfendes Moos. Wohin verlor sich die Geschwätzigkeit munterer Wanderfüße und die kleinen plauderhaften Gedanken? Aber zwischen der dunkeln Andacht der Wälder die lichten Inseln der Wiesen. Die sind nicht weniger andächtig als jene, doch so voller Freude mit ihren Blumen und Faltern und lustigem Gezirp! Am frühen Morgen, wenn ein kleiner Wind den Tau aus dem glitzernden Grase streichelt — eine Welt, die vor Wonne weint.

Die menschenstille Stunde bei Sonnenaufgang war Monakows liebste Arbeitszeit: „Das gibt die höchsten Freuden. Alles ist still, niemand stört, und man ist noch frisch. Da tut sich alles auf, und es kommt die Beschwingtheit." Wie staunten seine Schüler, wenn sie beim frühen Morgenbad im Zürichsee in den menschenleeren Anlagen plötzlich die hohe einsame Gestalt des Meisters auftauchen sahen, der bereits von getanem Morgenwerk heimkehrte! Aber für die große Gedankenarbeit flüchtete er sich gern in diese große Landschaft der Ur-

schweiz, die allseitig erfüllt ist und doch nicht satt — denn ihr fehlt nicht die Beunruhigung der Ferne —, deren urtümliche Wucht und Wildheit gebändigt wird durch die Macht der Zusammenfügung, die wie keine andere notwendig, festgegründet ist, eine zuversichtliche, eine gläubige Landschaft. (Hier konnte es geschehen, daß ein Trüppchen Landleute es Gott und sich zumuteten, ihre Eigenheit und Selbstart gegen eine fremde Übermacht zu setzen und sie durchzusetzen.) Im Angesicht dieser klaren, zu Größe und Wahrheit verpflichtenden Welt hat er seine Erkenntnisse niedergeschrieben, damals, als er das aus der Beobachtung des Lebens geschöpfte neue Wissen in einer monumentalen Darstellung zusammenfaßte, damals, als er auf seinen leidenschaftlichen und strengen Forscherwegen bereits in jene Tiefen gelangt war, wo Wissen Offenbarung wird, und ganz zuletzt kam er hierher zur Zwiesprache mit den Mächten seines eigenen Lebens, als er die Bekenntnisse seines Daseins niedergelegt und als er am Lob des Alters schrieb, wo das behutsame Gelehrtenwort zum erstenmal hymnisch sich erhob im Anruf der geliebten Toten, im Anruf der Natur und der herbstlichen Wonne des enteilenden Lebens.

Er liebte es, bei Sonnenaufgang vor solch funkelnder Wiese zu sitzen im Angesicht der gesammelten Kraft des Fronalpstocks oder der stürmischen Himmelszeiger der Mythen (denn lieber noch war ihm die stillere Sicht morgenwärts als

das glänzende Drama der Seeschau), und während er das Wunder der Neuschöpfung des Tages miterlebte, „wo die Welt einem ganz gehört, wo sie ganz rein und göttlich ist“, suchte er seinen eigenen Gedankenschöpfungen Gestalt zu geben. Denn er arbeitete nicht wie andere Gelehrte und Schreibermenschen am Schreibtisch. Nie sah man ihn über Papier gebückt. Wenn er schrieb, dann saß er aufrecht, im Stuhl zurückgelehnt, und während seine Linke das gefestete Blatt hielt, führte die Rechte frei und ungestützt den leichten Kiel. Und am liebsten schrieb er draußen, Auge in Auge mit der Natur und in Zwiesprache mit ihr: „Ich muß den Blick frei haben und jeden Moment über das Papier hinaus ins Weite, in die Natur blicken können.“ Wie stark muß einer sein, wie ehrlich, wie unerbittlich gegen sich selbst, daß er solchen Maßstab erträgt! Denn in Gegenwart des Notwendigen verfliegt alles Halbgedachte; alles Zuviel der Worte, alles Leichtreden vergeht vor dieser ungeheuren Sprache, die die Geburt des großen Schweigens ist.

Wie der Maler, aufgerichtet und offenen Auges, saß Constantin von Monakow vor der Natur und nahm ihr die Gedanken vom Antlitz. Dabei blieb sein Nacken, der gewaltige Nacken eines Bojarenfürsten, stolz und die Augen hell. Diese alles durchschauenden Augen, die so gütig unter dem dunkeln Zorn der mächtigen Brauen hervorblicken, so prachtvoll grollen, so innig aufstrahlen konnten, behielten ihre Kraft bis ins hohe Alter. Bis zuletzt

schrieb und las er ohne Brille, und doch ist seine Schrift die kleinste, die ich jemals sah. Sehr fein ist sie und schier zierlich — obgleich die gänzlich unverzierten Buchstaben auf ihre schlichte Grundform zurückgeführt sind — feinfühlend und feurig, lebendig und maßvoll. Und so sicher! Der Tod, der ihn beim Schreiben überraschte, vermochte wohl dem Nimmermüden die Feder aus der Hand zu nehmen, aber das leiseste Zittern in sein letztes Wort zu bringen vermochte er nicht. Klar und unbeirrt steht es da und ist wie der Leitsatz dieses ganzen, köstlich geführten Lebens: „Angemessenes Handeln".

DIE BEGEGNUNG

Damals in jenen Hochsommertagen sprachen wir zum erstenmal von dem Schicksalsgeschenk unserer Begegnung. Er hatte den Plan, die Sommerferien in der Stille eines Bergellerdorfes zuzubringen, plötzlich aufgegeben, und während seine Angehörigen und Freunde die heiße Stadt verließen, blieb er allein mit kleiner Bedienung in seinem verlassenen Hause zurück. Man war besorgt um ihn: ob die Einsamkeit unter solchen Umständen nicht zur Vereinsamung würde? Denn dieses Haus war ja ganz erfüllt von den schmerzhaften Erinnerungen an den Tod der geliebten Gattin, über den noch kein Jahr gegangen war. Allein, Monakow war nicht gewohnt, dem Schweren aus dem Wege zu gehen. Wenn er ein solcher Meister in der Lebensführung geworden ist, daß heute sein abgeschlossenes Dasein wie ein rundum vollendetes Kunstwerk vor uns liegt, so nicht zuletzt deshalb, weil er dem Schmerz nicht davonlief, sich auch nicht von ihm überwältigen ließ, sondern sich jederzeit ihm tapfer stellte zur ehrlichen Auseinandersetzung, bis sich der Sinn enthüllte.

Als ich den Daheimgebliebenen zum erstenmal in seiner Einsamkeit aufsuchte, fand ich ihn in

einer seltsamen Verfassung wehmütig heiterer Bewegtheit: „Ich brauche nun nicht nach Castasegna zu gehen, Castasegna ist hier.“ Und schweigend führte er mich durch die vielen verlassenen Zimmer, in denen die Stille wartete. Aus den Gesprächen, die dann folgten, vernahm ich, in welchen Gedankentiefen er lebte und was für strenge Auseinandersetzungen er sich auferlegt hatte, und er lobte zwar die Einsamkeit; aber ich fühlte dennoch, wie um den Eremitenstolz heimliches Heimweh war, das sich in einer gewissen Weichheit äußerte und in dem Wunsche, ich möchte diese Einsamkeit recht oft mit ihm teilen.

Aber das nächste Mal fand ich ihn in froher Stimmung. Schon unter der Tür kam er mir mit lustigem Gruß entgegen: „Willkommen, Fremdling, im Phäakenland!“ und, ohne daß er ein Wort davon sagte, spürte ich, wie die Einsamkeit in den stillen Räumen ein gewaltiges Leben erweckt hatte. Den Teetisch hatte er auf der Gartenterrasse herrichten lassen; denn es war ein Sonnentag. Freilich drang die Sonne bloß als goldgrüne Dämmerung durch das Blätterdach des Gartens, und nur von dort, wo die beiden mächtigen Birken, weit über die anderen Bäume hinausragend, mit bewegten Wipfeln in den Himmel langten, brachen ein paar Strahlen ins grüne Geheimnis, und helle Funken sprangen auch über unseren Tisch. Den hatte er festlich decken lassen mit feinem Geschirr und bunten kleinen Kuchen, und eine Gloxinia neigte ihre andächtigen dunkelvioletten

Glocken. Er erzählte, die Mädchen hätten einen Strauß von Sommerastern aufgestellt, er aber hätte ihn wegschaffen und dafür diese Pflanze holen lassen: „Ich mag Astern nicht; sie sind mir zu aufdringlich, diese lauten Farben und üppigen Gesichter! Ich liebe das Feine, das sich nicht aufdrängt. Und überhaupt, wie mag man sich mit Blumenleichen umgeben! Diese Pflanze hat doch Wurzel und Erde bei sich, da ist noch der lebendige Strom drin. Abgeschnittene Blumen, das ist Abbau. Ich halte es mit dem Aufbau!“ Und dann wies er auf das Meisenpaar hin, das zwischen unseren Tellern mit komischen ruckweisen Bewegungen, scheu und gierig nach Nahrung suchte: „Sehen Sie den Kampf der Triebe bei diesen Geschöpflein? Auch sie wollen leben, leben!“

Neben uns sang der Samowar. Wir bedienten uns gegenseitig und teilten nach russischer Freundesart die kleinen Kuchen zusammen. In seinem Hausrock aus heller japanischer Seide sah er festlich aus und russischer denn je. Und auf einmal sprach er auch von seiner Heimat. Die beiden Birken hatten ihn darauf gebracht: „So schön die feinen beweglichen Blätterchen um den mächtigen Stamm“ — und er zeigte mir, wie zart, lebendig und bedeutend zugleich solche Birkenhaine in der Unermeßlichkeit der russischen Landschaft stehen, und sprach von der Weite und von seiner Liebe zur Weite. Und wie sich nun solchermaßen die nie erlebte Größe jenes Landes vor mir auftat — unendlich gebreitete Erde, mächtige Wolken, gewal-

tige Stürme und gewaltigster Himmel — wurde mir bewußt, wie fernher dieser Mann zu uns gekommen war und daß die Größe und Weite seiner Heimat immer noch um ihn war, daß es daher kam, wenn er unter den Menschen unserer umzirkelten Welt erschien wie der freie Baum zwischen den Wäldern: er steht da, rundum ganz, bestürzend wie eine Offenbarung und doch selbstverständlich; denn, ja, so sollte ein Baum sein, so war er von Anfang an gemeint. Und ich staunte: wie kam es nur, daß ich nun so traulich mit diesem fernen Manne zusammensaß, als ob wir uns von jeher gekannt hätten?

Es war wie Antwort auf diesen Gedanken — immer wußte er, was man dachte, denn er sah einen durch und durch — als er nun plötzlich auf unsere Begegnung zu sprechen kam; und er tat es auf eine ernste Weise, mit gedämpfter Stimme und zögernd wie immer, wenn es um Dinge ging, die er nicht gern der Verbrauchtheit alltäglicher Worte anvertraute: „Warum wir einem Menschen begegnen müssen, wie da alles ineinander greift und wie es kommt, daß wir ihn just in jener Stunde treffen, wo seine Begegnung für uns bedeutend wird, wer könnte es erklären? Aber die Ehrfurcht drängt uns, darin nicht Zufall zu sehen, sondern Fügung. Von lange vorbereitet. Überhaupt, an Zufall glaube ich nicht; es sind verborgene, vielverschlungene Zusammenhänge." Und er sprach davon, daß jede Begegnung, die wirklich eine solche sei, keine bloße Wegkreuzung, sondern ein Zusammenfinden

in jenem Punkte, von wo aus es in gleicher Richtung gemeinsam weitergeht, daß jede ihre Vorgeschichte habe, eine äußere und eine innere, und wußte die Gespräche so zu leiten, daß diese Vorgeschichte unserer Begegnung sich innig erhellte, und sie zeigte die seltsamen Wege, Geheimnis, wunderliche Führung und heitere Lösung eines Märchens. Aber sehr weit zurück langt sie für mich, bis in meine Jugend. Von diesen Wegen, die mich aus verschiedener Richtung zu Constantin von Monakow führten, muß ich nun erzählen.

Das ist schon eine ferne Erinnerung, als mein Vater zum erstenmal den Namen Monakow vor mir aussprach, und er tat es auf eine solch bedingungslos anerkennende, ja begeisterte Weise, daß ich aufhorchte; denn ich hatte ihn, der ein außerordentlich kritischer Geist war, vordem nie mit dieser rückhaltlosen Bewunderung von einem Lebenden sprechen hören, und ich spürte, diese Bewunderung galt nicht allein der wissenschaftlichen Leistung, sie galt auch der menschlichen Haltung des Gelehrten. Mein Vater war Arzt und Naturforscher von Grund aus, aber beides als ein Liebender und in Ehrfurcht. Widerwärtig waren ihm jene, die vor der Natur sind wie der Spion, der einen Feind belauert, oder wie der Kammerdiener, der halbverstandene Geheimnisse wollüstig und wichtigtuerisch ausplaudert. Monakows Art — Inbrunst des Forschers und schöpferischen Denkers in den Dienst der Wahrheit gestellt und durch strenge Sachlichkeit gebändigt — diese be-

herrschte, gewissenhafte Art erweckte bei meinem Vater reinsten Widerhall, und sein eigenes Verhalten zur Natur fand er bei diesem großen Manne wieder: „Er hat sie befragt, wie man den Meister befragt, ehrlich und ehrfürchtig, und ehrlich hat sie ihm geantwortet. Keiner hat sie unmittelbarer zum Sprechen gebracht; aber er bleibt ehrfürchtig und aufrichtig im Verkünden wie im Deuten, und nie redet er weiter, wo sie ihm schwieg. So etwas darf man wohl Offenbarung nennen."

Die Auseinandersetzung mit den Ideen Monakows war meinem Vater in seinen letzten leidvollen Zeiten ein liebstes Anliegen. Sie brachte ihm beglückende neue Erkenntnis, aber auch die Freude der Übereinstimmung und manche erhebende Bestätigung eines heimlich Gewußten. Allein, der Gedanke, sich mit dem Gelehrten selber in Beziehung zu setzen, kam nicht auf, auch dann nicht, als mein Vater am Ende seines Lebens in derselben Stadt mit ihm wohnte. Seine Bescheidenheit war wohl einer Begegnung mit dem verehrten Manne entgegen, aber auch seine einsiedlerische Art und dann jenes eigentümliche Bedürfnis, ein kostbares Erlebnis nicht restlos zu verwirklichen, ihm noch Raum zu lassen für Heimlichkeit und Verheißung und für das Werk der Vorstellungskraft. Solches aller gewöhnlichen Neugier abholdes Verhalten hat wohl seinen Grund in einer gewissen Freude am Rätseln und selbstherrlicher Deutung, wohl auch in einem tiefen Mißtrauen gegen die sinnfälligen Formen einer geprägten Wirklichkeit.

Oder kommt es aus der Scheu, dem Schicksal voreilig zu entreißen, was es vielleicht für eine entscheidende Stunde in Bereitschaft hält? Diese Stunde ist für meinen Vater nicht gekommen; er hat Monakow nie kennengelernt. Dafür hat sich sein Wunsch an mir, die ich nach solchem nie trachtete, erfüllt. Auf wunderlichen Umwegen:

Wie oft stand ich, verzaubert und rätselnd, vor jenem Garten, dessen schattige Wildheit so erstaunlich zwischen den hellen Zierlichkeiten zürcherischer Gärtnerkunst liegt! Ein Stücklein Wald mitten in der Stadt, mitten im lauten Betrieb eine Insel des Schweigens; denn diesem Garten fehlt jedes bunte Blumengeplauder, jeder Farbenjubel. Nur im Frühjahr tauchen Kränze gelber Schlüsselblumen aus seiner feuchten Erde, und etwas später vernimmt man den Schimmer blasser Apfelblüten und noch später den Duft von Holunder und Lindenblust; aber den ganzen Sommer durch schweigt der moosdunkle Grund dieses blumenlosen Gartens, und vielleicht erschiene er fast zu ernst, wäre da nicht der silberne und grünflimmernde Aufbruch der beiden mächtigen Birken, die Sonne und fernes Blau hochhereinziehen, und wären nicht die Vögel. Die scheinen sich von rundum hierher zu flüchten, und in der Heimlichkeit dieser unverschnittenen Bäume finden ihre Kehlen auch wieder den lauteren Waldton zurück. Wenn die Mönchsgrasmücke sang: ich brauchte nur die Augen zu schließen, und ich war wieder in den Wäldern

meiner Kindheit; denn seither hatte ich meinen Lieblingssänger nie mehr so singen gehört. Aber auch, wenn ich die Augen offen behielt — in diesem fremden Garten war etwas Urvertrautes, das heimwärts wies. Gewiß, bei uns daheim waren die Bäume nicht von solcher Größe; denn meine Eltern hatten den Garten erst in späterer Zeit angelegt, hier jedoch war ein Wuchs von über siebzig Jahren. Allein, in Vaters Gartenteil — „Wildnis" nannte ihn der Gärtner mit bedauerlichem Achselzucken — da standen die Bäume auch so unbehelligt und dem eigenen frohen und bittern Kampf ums Dasein überlassen, und immer mächtiger schossen Lärchen und Birken, Edeltanne und Pappeln über Fruchtbaum und Gesträuch empor, und immer mehr verwandelte sich Beet und Rasen zu moosigem Waldgrund. Aber daneben gab es bei uns noch den Hausgarten, wo Mutters Art gebot und wo es von den ersten Schneeglöckchen bis zu den Christrosen des Blühens kein Ende hatte, während in diesem Waldgarten hier nur e i n Wille zu herrschen schien. Ich rätselte: Wer mochte es sein, der hinter diesem dunkelgrünen Geheimnis stand? Wer, der es vermochte, sich mitten in der Wirrnis dermaßen mit Einsamkeit zu umgeben? Ein mächtig Unabhängiger mußte es sein, einer, der ganz in sich beruhte, der den Kram verachtete und selbst auf das kleine Blumenglück verzichten konnte. Ein Dichter also? Ein Weiser? Ein Weitgereister? Ein Glücklicher gewiß, da ihm der Anblick der unverzwängten Natur

zur Freude genügte; denn für einen Sonderling und Menschenfeind gab es zuviel frohes Leben in diesem kleinen Wald und zuviel träumerische Verheißung.

So oft stand ich verzaubert vor diesem Garten und rätselte; aber ich hütete mich wohl, am Türschild nach dem Namen des Besitzers zu forschen, ich machte mir nicht einmal klar, zu welchem der umliegenden Häuser der Garten gehörte. So konnte es geschehen, daß ich einmal in heiterster Gesellschaft in einem festlichen Damensälchen saß, ohne mir bewußt zu werden, daß hinter den bestickten Vorhängen mein Waldgarten lag; denn der Hauseingang mündete auf eine andere Straße. Und wie hätte ich bei dem lustigen Stimmengewirr am blumengeschmückten Teetisch an seine Schweigsamkeit glauben können?

Der Waldgarten war mein Geheimnis, obgleich täglich viele an ihm vorbeigingen, die ihn länger kannten als ich und ihn mit dem Besitzernamen zu nennen wußten; aber der Zauber des Geheimnisses liegt ja nicht in der Heimlichkeit einer Sache, sondern in der Heimlichkeit unserer unausgesprochenen Beziehungen zu ihr. Und so war denn auch jener merkwürdige Mann, den ich oft auf meinem Wege traf, mein Geheimnis, und ich nannte ihn im Verschwiegenen den großen Unbekannten, obgleich ihn alle außer mir zu kennen schienen; denn die Aufmerksamkeit, die er überall, wo er auftauchte, erregte, schien nicht nur seiner gewaltigen, alle überragenden Gestalt und dem

Außerordentlichen seiner Erscheinung zu gelten, man spürte um ihn jenen Lichtbezirk der Ehrfurcht, der den volkstümlichen und geliebten Menschen zu umgeben pflegt, und doch schien er sich um niemanden zu kümmern. Also wohl einer, der sich die öffentliche Gunst nicht durch gewinnendes Wesen verdiente, sondern durch die Leistung. Welches mochte diese Leistung sein? Daran rätselte ich, während ich ihm gegenüber im Tramwagen saß. Wir fuhren den Weg zu den Hochschulen, und er pflegte nach Art der Professoren eine Mappe zu tragen. Aber wie konnte man angesichts dieses aufgerichteten, weltoffenen Mannes an einen Professor denken? Viel eher gemahnte sein mächtiges Zeushaupt mit dem starken, angesilberten Bart und den gewaltigen Brauen an einen Künstler. Aber für einen Maler war das Äußere zu weltmännisch gepflegt, zu makellos die sehr helle Sommerkleidung. Gern hätte man sich ihn als Bildhauer gedacht, wie er mit mächtigen Hieben in den Marmor schlug; aber von solcher Arbeit schienen seine Hände nichts zu wissen, die trotz der kräftigen Form von einer fast zarten Feinfühligkeit waren und von seltsam sanfter Sammlung (oder ist es ein Irrtum, daß man dem Bildhauer nur die gewaltsame Steinmetzenhand zutraut?). Oft dachte ich auch an einen Architekten: Sicherheit und Ebenmaß der Gestalt und der scharfe, weitzielende Blick legten eine solche Vermutung nahe; aber kein gewöhnlicher Häuserfabrikant, ein Erbauer gewaltiger Dome hätte er

sein müssen, wie sie unsere Zeit nicht mehr oder noch nicht baut. Auch an einen General hätte man denken können, wenn man ihn sah, wie er, ohne Hast über die belebten Plätze schreitend, die Wagen mit gebietender Hand zum Stehen oder Ausweichen zwang, und wenn man den Zorn wahrnahm, der bisweilen im scharfen Blick gewitterte. Aber dann sah ich ihn zwischen jungen Japanern, die ihn aus lidlosen Augen anbeteten, so aufmunternd freundlich wie einen sehr lieben Papa, und dabei vernahm ich eine Stimme, die mit ihrem fremden musikalischen Tonfall den Gedanken an Kriegslärm und Kommando auslöschte, und ich sah, wie er einem Blinden beim Besteigen des Tramwagens behilflich war, und sah den Zartsinn in der heiteren Selbstverständlichkeit seiner Hilfeleistung und wie da auf einmal aller Stolz, alle Strenge und Wucht der Persönlichkeit sich zur Güte wandelten. Warum dachte ich nie an einen Arzt? Er trug doch denselben breitrandigen Hut wie mein Vater, und die behutsame Feinfühligkeit der Hände, den forschenden Blick und auch die beruhigende Weichheit der Stimme hätte ich mir von dort her erklären können; aber es war eine solch ungebrochene Kraft, eine solch ungemeine Gesundheit an diesem stolzen freudigen Manne, daß die Vorstellung des Kranken, die ja doch vom Arzte nicht zu trennen ist, einfach ausblieb. Dennoch wäre ich wohl eines Tages auf die richtige Lösung gekommen, wenn mich nicht der Umstand daran verhindert hätte, daß man mir

einst in einem Konzert der Sängerin Else von Monakow einen andern als den Vater der Künstlerin gezeigt hatte, einen alten Herrn, von ausgesprochener Gelehrtenart. So blieb ich ahnungslos in meiner Voreingenommenheit und freute mich am Vorhandensein eines Menschen, der so durch und um er selber war, daß kein Beruf ihn zu modeln vermocht hatte.

So blieb der große Unbekannte lange mein Geheimnis; denn in Gesellschaft traf man ihn nie. Monakows tiefer Widerwille gegen „zwecklose Geselligkeit" hielt ihn davon fern, nahm er doch selbst an den häuslichen Festlichkeiten nur selten teil, und es gab Menschen, die durch Jahre in seinem Hause verkehrten, ohne mit ihm selbst in eigentliche Berührung zu kommen: mochte es im heiter geschmückten Salon der Gattin, im Musikzimmer der Töchter noch so lebendig zugehen, kein Ton drang als Verlockung in die Einsamkeit der oberen Gemächer, wo dieser Riese an Arbeit am Werke war. Auch ich hatte einmal eine Gesellschaft im Hause Monakow mitgemacht, ohne den Mann zu Gesicht zu bekommen, dessen Name mir mein Vater so oft genannt hatte. Aber eines Tages führte mich die Frau des Hauses über die Treppe empor in ein weites, etwas geheimnisvolles rotdamastenes Zimmer, und als da der große Unbekannte vor mir stand, und durch das unverhüllte Fenster und die offene Balkontüre sah mit seinen Birken mein Waldgarten herein, da war diese einhellige Lösung meiner Geheimnisse zwar wunder-

bar wie ein Märchen, aber auch selbstverständlich wie ein solches; denn auf einmal war mir, als ob ich es längst gewußt hätte. Und als eine lange Erwartete wurde ich aufgenommen.

Es waren nur wenige andeutende Worte, mit denen wir an jenem Sommernachmittag — schon fast ein Jahr nach dem ersten Besuch — an die äußeren Dinge unserer Begegnung rührten; aber sie genügten, um die merkwürdige Gleichführung der Wege zu erhellen, und ich vernahm mit Staunen, daß auch dieser große Gelehrte das reizvolle Spiel des Geheimnissens kannte und daß er es in der Vorgeschichte unserer Begegnung geübt hatte. So war es wohl eigentlich das Merkwürdigste, daß wir uns so spät erst trafen, da doch alle äußeren Voraussetzungen dazu längst gegeben waren. Oder war auch dieses Fügung? Wohl muß ich es glauben, wenn ich nun den anderen Weg überschaue, die innere Vorgeschichte meiner Begegnung; denn als solche zwingt es mich, meine ganze geistige Entwicklung zu werten, heute, da ich weiß, wie diese schließlich in der Lehre und im Lebensphänomen Monakows ihren Ausbau und die natürliche Mündung fand.

Sehr lang und weit zurückreichend ist diese innere Vorgeschichte. Vielleicht begann sie zu jener Zeit, da sich vor dem staunenden Kinde die stillen Lichter des nächtlichen Himmels zu kreisenden Welten und lebendigen Sonnen wandelten, oder früher noch, an dem Tage, wo das kleine Mädchen in Grauen und Gram die geliebte Puppe

von sich tat, weil die lebendig Geglaubte sich auf einmal als toter Gegenstand zu erkennen gab. Oder an jenem Februarmorgen, als ich zwischen schmutzigen Schneefetzen blanke, weißgrüne Spitzchen entdeckte und plötzlich begriff, daß es die Schneeglöcklein waren, die da als tapfere Lanzenträger aus der nassen Erde drangen, und nun würde es auf einmal Frühling sein! Vielleicht aber begann es ganz früh schon, zu jener Stunde, da das gelbe Vögelchen gänzlich verändert in den erschreckten Händchen der Dreijährigen lag, mit starr geöffnetem Schnabel, blau verkrampften Füßchen und die lustigen schwarzen Äuglein zu nassen Häutchen verkümmert: Jeder der Augenblicke, wo das Rätsel des Lebendigen, Wunder, Grauen und Herrlichkeit der ewigen Wandlung mich anrührten, jeder wurde zur Station auf dem Wege, der schließlich bei dem großen Wissenden des Lebens münden mußte.

Allein, es war ein vielverschlungener Weg, von unendlichen Ablenkungen umdroht; denn er führte durch die tiefe Verstörtheit zusammenbrechender Ordnungen. Das waren die gnadverlassenen Öden des sterbenden, die Sandwirbel des neuen Jahrhunderts, trübe, atemraubende Vorboten der großen Zusammenbrüche. Die Zeiten, wo die Naturwissenschaften im Taumel kindischer Entdeckerfreude, in Verkennung der eigenen Schranken und der tiefen Irrtümer unbewußt, durch das Dogma des gewissen Wissens und die Truglösungen ewiger Geheimnisse die Welt entheilig-

ten — o trostloses Gefängnis im unzerreißbaren Kettenschluß errechenbarer Kausalitäten! — und wo die überhandnehmende Technik immer mehr zum Abfall von der Natur verführte. Zeiten, wo der Mensch, erbarmungslos verdrängt aus der heiligen Mitte des Seins, an den wechselnden Hypertrophien der Triebe und des Intellekts verödete oder im Kampfe zwischen beiden zerbrach. Die Schatten der pessimistischen Dichter, in langem Aufmarsch von Schopenhauer bis Freud, lagern über jenen Zeiten; denn so stand es, daß auch jene, die wider den Zeitgeist stritten — Verächter der Materie, der Maschine, der rechnenden Ratio — diesem Geiste dienstbar wurden als mächtige Mithelfer bei der Entgöttlichung des Seins. Da das neu errichtete Bild einer enträtselten, jenseitslosen, zweckberaubten Welt der alten Vorstellung von der lebendigen, durch unerforschliche Kräfte sinnvoll geleiteten Schöpfung widersprach, erschien ihnen dieses als Täuschung, und die Enttäuschten rächten sich an dem, den sie für die verfehlte Schöpfung verantwortlich machten und der nun, da Schmerz und Tod im großen Lebensdrama ihre Bestimmung verloren hatten, zum grausamen Quäler geworden war. Dieses Widersinnige begab sich, daß die vom Geist Berufenen mit allen Waffen gegen einen Gott kämpften, an den nicht zu glauben sie vermeinten.

Über meiner Jugend stand dies irre, verwirrende Schauspiel der leidenschaftlichen Titanenkämpfe ins Leere hinaus. Wenn man sich an die

Mächtigen des Geistes hielt — und wie könnte lebendige, suchende Jugend sich mit den Seichten begnügen, die verblühte Wahrheiten dadurch zu retten suchen, daß sie die neuen Wirklichkeiten nach jenen biegen und umdeuten? — wenn man sich den großen Ringenden überließ, dann war es der Weg ins Trostlose: wie ein Alpdruck lagen Spittelers Schöpfungsmärchen im jungen Gemüt, Schöpfungsschmähungen, die die Erde zur Abfallgrube machten und die Menschheit — für Nietzsche „lebender Ausschlag der Erde“ — zum eklen Ungeziefer. Und das Wort vom Sündenfall Gottes brannte wie eine Wunde. Zwar hatten diese Weltverächter in genialer Unfolgerichtigkeit inmitten der verfemten Schöpfung dem Einzelgeschöpf Mensch Sinn und Sendung nicht genommen; aber wenn auch Nietzsche in grandioser Schauung das Geschlecht emporsteigerte im Übermenschen und also Wege in die Zukunft zu bauen schien und wenn Spitteler in der „Herrin Seele“ die Führerin zur höheren Bestimmung verherrlichte: sie selber machten solche Verheißung zur Lüge, indem sie ihre hohen Visionen selbstzerstörerisch als Dichterträume hinstellten, als „Leitwahn“ und Luftgebilde, und das Schöne und Sinnvolle als Reich des holden Scheins abspalteten von der Welt des Sinnlosen und Häßlichen, die für sie Wirklichkeit und Wahrheit war. Und indem sie das vergottete Individuum abschnürten von der Gemeinschaft und es so zum Icheinzigwahn und Einsamkeitstod verurteilten. (Wie fern noch war die Zeit jenes

letzten Bekenntniswortes, das der todesnahe Dichter seinem scheidenden Prometheus anvertraute: „Ich — Alle!") Denn hinter allem Leben spürte man, Sinnbild und Ursache der Zeitnot, Moloch Maschine, dem Spitteler in seinem eisenstarrenden Ungeheuer Ananke die dichterisch gewaltige Gestaltung gab: der gezwungene Zwang, der mit zermalmendem Gestampf die Weltenmühle tritt. Denn unentrinnbar zeitgebunden waren auch die großen Unzeitgemäßen. Selbst in einem so liebenden, der Freude zugeneigten Dichter wie J. V. Widmann (dem einflußreichen, vielgeliebten Wegzeiger über unserer Jugend), selbst in diesem weltinnigen Gottsucher hatte die angeborene Schöpfungsfreudigkeit mit dem Zeitpessimismus einen Kompromiß geschlossen, dessen Zwiespaltsgeburt Widmanns „atheistisches Christentum" darstellt. Und wenn auch Ferdinand Hodler damals schon heimlich um den neuen Glauben rang, vor unseren Augen erschienen seine Trübsalbilder — Die Nacht, Die enttäuschten Seelen, Die Lebensmüden — und lange dauerte es, bis man aus seinen schwermütigen, von Not und Dürftigkeit gezeichneten Gestalten und seiner sonnenlosen Welt das Bekenntnis des Schöpfungsbejahers, sein Gemeinschaftsevangelium, sein Ganzheitsideal vernahm. Für den anderen großen Berner aber und gewaltigsten Schweizer Dichter — gleich gewaltig im Gestalten wie im Sagen, im Lachen und Zürnen, im Anklagen und Sich-Freuen, im Spott wie in der Ehrfurcht — für Jeremias Gotthelf war man ver-

schlossen; auch für diese vertraute Stimme hatte der Zeitgeist das Ohr taub gemacht, daß man ihren wahren Ton nicht verstand: den ungefügen, von den ungeheuren Ahnungen des ewig Unergründlichen und Urgültigen heimgesuchten Mann reihte man unter die Verfasser realistischer Bauernromane ein und maß ihn mit der an einem Auerbach gewonnenen ästhetischen Elle. Man veranstaltete verkürzte Ausgaben seiner beliebtesten Erzählungen, darin nach Möglichkeit alle über die Geschichten hinauslangenden Worte des Erziehers und Propheten, die man als Predigten des reaktionären Pfarrers von Lützelflüh belächelte, getilgt wurden. Oder man machte sein Werk zur mundartlich-volkskundlichen Fundgrube und ihn selbst zum Vertreter einer entgleitenden Welt und Zeit, für die man nur noch historische Wertung hatte. So hörte man an diesem wortgewaltigen, seherischen Verkünder des unendlichen, einigen, göttlich durchwalteten Lebens vorbei, während man tief und tiefer in die Verstrickungen einer neuen Daseinserfassung geriet.

Leben war kein Strömen mehr von Ewigkeit zu Ewigkeit, war ein hastiges Auftauchen zwischen Tod und Tod und sein einziger Sinn Augenblicksausnützung. Der Mensch, überwertet und entwertet zugleich, sein eigener Gott und willenloser Spielball blinder Gewalten, ausgeliefert der Trübsal, dem Taumel, dem Ekel, in sich selber zerrissen, da zwischen dem selbstherrlichen Geist und den entfesselten oder gewaltsam unterdrückten

Trieben immer mehr jene lebendige Brücke zerfiel, die ihn in sich und mit dem Ganzen eint und für die man einst den alldeutigen, ungreifbaren Namen Seele fand: Stückwerk, Widerspruch, Wirrnis, wohin man sah, und der größte und mächtigste Geist über der Zeit war auch der widerspruchvollste und der Riß in ihm so tief, daß er selber daran zugrunde ging.

Schwer war es für die Jugend jener Zeit, in der richtungslosen wirbligen Welt einen Weg zu finden, der durch diese hindurch und über sie hinaus führte, und kaum wäre es mir gelungen, hätten mich die Mächte des Herkommens nicht so sicher darauf gestellt und wären nicht Sterne darüber aufgegangen, die mir die Richtung wiesen. Meine schulferne, ganz in ländlicher Freiluft verbrachte Kindheit, der innige Verkehr mit der Erde, mit Pflanze, Baum, Stein und Tier und mit den schlichten Menschen, die dieser Erde dienen, aber auch die Vertrautheit mit den unberechenbaren Mächten der Natur — o Gewitterpracht der hohen Sommer, brüllendes, feuerspeiendes Wolkenungeheuer, zerspellte Bäume, aufflammendes Haus! Und Schneesturm über dem Wald und die lauten und stillen Gewalten des Frühlings: Föhnjauchzen, blaufetziger Himmel, aus berstender Erde die tausend Rinnsale lebendigen Wassers! — durch diese frühen Erlebnisse wurde ich allzu tief in die Bedingtheiten des Natürlichen hineingebunden, als daß der kühle Rausch der Maschinenherrlichkeit, dem die Jugend der Städte verfiel,

mich hätte erfassen können. Und der Geist meines Vaterhauses, der bestimmt war durch die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens, der Heiligkeit des Leibes sowohl wie der diesen überdauernden geistigen Kräfte, hatte mich zu lebensgläubig, zu welt- und menschenfreudig gemacht, als daß Weltüberdruß und Lebensekel der Jahrhundertwende hätten über mich kommen können. Überdies war es mein eingeborener Drang zum Einheitlichen, der sich gegen das Zerrissene rings wehrte. Das Stückhafte der Zeit ging mir wider die Natur wie ihr künstlerischer Ausdruck, der Jugendstil, der die Willkürlinie zum Formelement gemacht hatte und Gleichgewichtsverleugnung zum statischen Gesetz.

Freilich, ob die eingeborene Richtung dauernd standgehalten hätte zwischen der allseitigen Bestürmung, Spott, Bekämpfung, Lockung, wenn nicht die großen überzeitlichen Wegleiter mich darauf festgehalten hätten? Da war vor allem die Begegnung mit der Antike, die mir mein überragender Lehrer Georg Finsler, ein merkwürdig unbedingter, innerlich festgefügter Mann, ein Schulkamerad Monakows, vermittelte, die Begegnung mit dem hellenischen Menschen. Jene Mächte, die ich rundum im Widerstreit sah, in einem Kampf, den auch das in der Kirche verflachte Christentum nicht zu beschwichtigen vermochte, Gewalt des Geistes und Gewalt der Materie, fand ich in diesen Menschen der Mitte vereint. Und zwar nicht durch schwächliche Vermittlung und trügerische Überbrückung

des Zwiespältigen, sondern dadurch, daß sie jedem sein Teil gaben, der Mutter Erde wie dem Himmelsgott, jedem zu seiner Zeit. So waren diese Menschen schön und stark und wild und unschuldig wie das Tier und klug und himmelsnah wie die Götter, waren herzhaften Geistes und edeln Leibes und kannten das Maß, und das Göttliche war nicht außerirdisch, sondern in allem: aus Tier, Baum, Wolke und Wasser sprach es zu ihnen und aus dem eigenen Herzen, allenthalben gleich göttlich, und die bitterste Not kam nur dann, wann sie, ihre Mitte verlassend, dem einen oder andern Reiche verfielen, wenn das schwarze rotäugige Roß der Triebe das weiße Geistespferd mit dem Flammenblick gänzlich hinabriß in seine dunkeln Wirbel, wenn der losgelöste Verstand den Triebverlassenen durch Selbstverblendung ins Ödipusschicksal peitschte. Wenn einer die Stimme seines Dämons nimmer vernahm, der es zukam, den Menschen vor Abfall und Verstückelung zu warnen, dessen Ganzheit und Einzigkeit zu hüten.

Das Daimonion. Ist es nicht so, daß jedes eingreifende innere Erlebnis, das, was wir als Offenbarung empfinden, das plötzliche Hervortreten eines lange Angebahnten, das Bewußtwerden eines Geahnten bedeutet? Und wenn das sokratische Daimonion eigentlich entscheidend in meine frühe Jugend eintrat, doch wohl nur deshalb, weil dadurch ein Rätselhaftes, heimlich Gewußtes auf einmal Bestätigung und Namen erhielt. Jene innere Stimme, unausweichlich, ob sie nun heiter leitet

oder gebieterisch zwingt, weil Ungehorsam gegen sie ist wie ein Riß mitten durch, Stimme, die einen plötzlich anruft, man weiß nicht woher — ich hatte sie schon früh vernommen, und sie war etwas Heimliches und Verheimlichtes, von dem ich meinte, daß es nur mir gehörte; denn ich dachte nicht daran, sie mit dem, was man Gewissen nannte, zusammenzulegen. Dieses Gewissen war nichts Geheimnisvolles, war sozusagen eine öffentliche Einrichtung: jeder rief es an, jeder sprach davon, und es schien auch von allen dasselbe zu verlangen; ihm gehorchen hieß, es allen ernsthaften Leuten recht machen. Jene Stimme aber konnte einen zu Taten drängen, die andere durchaus nicht billigten, die man selbst nicht immer verstand, die man aber innerlichst als richtig und beglückend spürte, und man liebte die Stimme auch dann, wenn sie einen zu allerlei zwang, das einen vor den andern fremd und tadelnswert erscheinen ließ und einem also viel Unmuß und Vereinsamung eintrug. Es war mit ihr auch nicht eine so pfarrherrlich ernste Sache wie mit dem Gewissen, das immer streng und klapp entschied zwischen Gut und Böse, Schicklich und Unschicklich, Erlaubt und Unerlaubt. Nein, diese Stimme war wie ein heimlicher Freund, der auch an unwichtigen Dingen teilnehmen konnte, und bisweilen mischte er sich gar ins kindliche Spiel. Ja, er konnte geradezu selber zum Spielbereiter werden, aber freilich nur dann, wann man mit ihm allein war und sich ihm ganz über-

ließ. Das war etwa so: Ich ging in den Wald, nicht in den kleinen, allzu vertrauten beim Dorfe, sondern in den großen, seewärts gelegenen, dessen weite Wellungen viel Unwegsamkeit bargen. Und dann auf einmal, mitten zwischen den Stämmen, wo der Weg unvertraut wurde oder sich verlor, ließ ich den andern machen: ohne Gedanken, ohne Willen übergab ich mich meinen Füßen, die wie ein Fremdes eigensicher mich dahintrugen. Statt der Gedanken ein leises Singen in mir, und Welt und ich eins und ein holdes Wohlgefühl in allem. Diese eigenwilligen Füße aber gingen glatt und strauchellos auch durchs verwurzelte Dickicht, wandten sich in seltsam unerwarteten Wendungen, um schließlich am schönsten, nie gesehenen Orte zu landen. Auf diese Weise vom holden „Absichtslos“ geführt, fand ich Blumen, die ich lange umsonst gesucht, Schmetterlinge, die man nirgends sah, wertvolle Steine und manches wunderliebe Plätzlein, das mein Geheimnis blieb wie mein rätselhafter innerer Freund, den ich zu verraten mich wohl hütete, aus Angst, ihn zu verlieren.

Durch das Daimonion des Sokrates fand dieses kindliche Geheimnis seine Bestätigung und Weihe, wurde das Bedeutende, ein Göttliches. Da erfuhr ich nun, wie es war, wenn ein Großer sich dieser Stimme überließ: so unbekümmert ging er durch die Menschen, und keiner konnte ihm was anhaben, nicht einmal der Tod, den er — ob ihn auch die andern ihm auferlegten — heiter hinnahm, als ob er ihn selbst gewählt hätte. Aber wo

er hinkam, wandelte er die Menschen, zeigte ihnen den wahren Reichtum und machte sie begierig darnach, indem er ihre Armut aufdeckte. Und jedem suchte er dessen eigene Stimme zu erwecken. Und er wandelte die Zeit. Und im dritten Jahrtausend noch lebten die Worte, die ihm sein Daimonion eingegeben, und immer noch hatten sie die Kraft, Menschen zu verwandeln und begierig zu machen nach dem Reichtum, der das innere Glück schafft. Und so still ging er dahin auf seinen unerhörten Wegen, so selbstverständlich, und wenn er seine neuen Tafeln aufrichtete, dann tat er es mit dem Lächeln eines Arztes, und niemals die Gebärde des Zornes, der Auflehnung, der Selbsterhebung, immer diese sichere Ruhe eines Bauern oder Handwerkers oder eines Gottgesandten, derer, die sich im Dienste der Notwendigkeit fühlen.

Während viele der Mitstrebenden meiner Jugend in die Gewalt des großen dämonischen Sehers der Zeit gerieten, folgte ich diesem sachten Manne des Daimonions. Zwar vernahm auch ich den mächtigen Aufruf Nietzsches, und sein Flammenwort erschütterte auch mich. Aber etwas war, das mich immer wieder von dem großen Zauberer wegtrieb, ein kaum Auszusprechendes; denn wenn ich sage, daß es mich allenthalben bei ihm, auch aus den Worten der Kraft und des überschäumenden Lebenswillens, anwehte wie Krankenluft, so ist das zu grob ausgedrückt; aber es war doch so, daß dieselbe Stimme, die mich von diesem wegzwang, jenem andern mich zutrieb, dem Unverwirrten,

der die Wege, die er wies, selber ging, der sich im eigenen Leben gesundgebadet hatte, ein Mann des Daimonions auch er. Denn er hatte die Macht der inneren Stimme zu tiefst erkannt und sie herrlich gepriesen — ob er sie nun Dämon nannte oder Genius oder den Gott in unserer Brust oder das selbständige Gewissen — und keiner hatte sie gewaltiger dargelebt als er. In der Wirrnis jener Zeit wurde mir Goethe zum allmächtigen Führer: Weg zum lebendigen Ursprung wie zur Freiheit des Geistes, aus Maschinenenge in die Weite der Natur, aus dem Herdenbetrieb in die stolze Einzigkeit des Persönlichen, aus dem Rechenverstand zurück ins heilig glühende Herz. Was hatten nun die Schöpfungskritiker, Gottesverächter und Maschinenvergötterer noch zu bedeuten neben diesem geist- und wortgewaltigen Bekenner zur sinnvollen göttlichen Ordnung, zur Ewigkeit des Seins, zur Höherbestimmung des Lebendigen? Was die ganze naturferne Welt der Künstlichkeiten neben dieser reinen, tief verwurzelten Natur? Den ganzen gierigen, nahzieligen, in Unfruchtbarkeiten sich verzehrenden Betrieb der Gegenwartsausnützung richtete dieses eine Wort: „Wer fruchtbar ist, allein ist wahr". Und die gottferne Welt lag wieder in alliebenden Händen: „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

Unter solcher Führung mußte Leben eine heiligherrliche Angelegenheit sein: sich ausbauen gemäß dem eigenen Formtrieb, sich selbst hinein-

bauen ins Ewigkeitsgebäude der Welt, sein Dasein gestalten, wie man ein Kunstwerk gestaltet. Leben als Verwirklichung gemäß dem eigenen und im Sinne des höchsten Gesetzes — welch preislicher Weg hochhin über allen Kleinkram des Alltags! Oh, schön und verheißungsvoll seinem Schicksal entgegenziehen! Man war jung, man war stark, gerüstet zu Kampf und Schmerz und Freude, man war bereit für die hohe Begegnung.

Allein, das Leben liebt nicht immer die hohen Begegnungen. Auf einmal hatte es einen hinterrücks gepackt, und da war man schon mitten drin, eingefangen in Beruf und Werktag. Und unversehens hatte es selbst die Führung an sich genommen. Das war nicht mehr der hochhinwandelnde Schritt gipfelsicherer Jugend und kühner Kampf, sondern ein stilles, geduldiges Wandern und zähes Streiten gegen alltäglichen Widerwart. Und hatte man vordem im Stolz auf seine freie Menschlichkeit sich dessen gefreut, daß es im Reiche des Geistes keinen Unterschied der Geschlechter gab, so erfuhr man es nun, daß das Leben die Frau anders führt als den Mann, tiefer, dunkler, schwerer und süßer; denn immer wieder muß sie zurück zu den Ursprüngen, damit sie die demütigen Zusammenhänge mit Erde und Dumpfheit der Kreatur nicht vergesse, damit sie gläubig werde vor der Heiligkeit des Lebendigen, vor dem Licht, das die Nacht, vor der Kraft, die den Tod überwindet, aber auch vor dem Dunkel, das Licht und Leben verwahrt. Ganz von vorne anfangen, um

das, was man im Geiste schon zu besitzen wähnte, auf demütigem Erdengang erlebend, erleidend und kämpfend sich zu erringen.

Wie stand es nun mit der Selbstverwirklichung? Als man sich ihr am nächsten glaubte, sich am seligsten erlebte, sich ganz zu erfüllen schien in der Selbstbestätigung der Liebe, da war es auch schon zu Ende damit, und sein Selbst hatte man dahingegeben an das Du. Und nun galt eine andere Weisheit, die sprach nicht von dem Glück des Sichfindens im andern, sondern von der Seligkeit des Sichverlierens an das Andere. Und Freiheit hieß nun Befreiung von sich selbst.

Und dann war es der Weg der Mutter. Selbstverwirklichung? War man überhaupt noch selbst, noch wirklich? Alles hatte man dahingegeben an das Neue, das gewaltsam und wundervoll ins eigene Leben gedrungen war und es wundervoll und gewaltsam verwandelte. Und es aufsog, daß man sich ganz abhanden kam, nur noch für dieses neue Leben da war und in ihm — Die innere Stimme, war sie viel anderes noch als Gebet für sein Kind? — Im Kinde begann das Leben von neuem und neu. Ganz von vorne anfangen, auch da, bei den kleinsten Dingen und sehr nahe an der Erde. Vom winzigen Punkt aus, Kreis um Kreis mußte man sich die Welt neu erobern wie einst, nur daß man jetzt alles tiefer und inniger schaute, da man es mit den Augen seines Kindes sah. Was man verachtet hatte, wurde nun das Bedeutende: die kleinen Wirklichkeiten. Und nun entdeckte man dieses

längst Vergessene, vielleicht nie Bewußte, daß da alles zusammengehörte, das Kleinste und das Ungeheure, das irdisch Nahe und das, was außerhalb des Faßbaren lag. Und ja, vielleicht ging der geradeste Weg zum Himmel durch die Erde. Allem war man anheimgestellt, und alles gehörte zu einem, nicht nur Steinchen und Blume und Möslein und kleines Geziefer, das sich so wohl der Kinderhand einschmiegte, die großen Hunde und das mächtige Pferd mit den aufmerksamen Ohren, das sich streicheln ließ, und gar der Mond, der vom Fenster her quer über den blauen Wiegenrand spazierte. Vor allem aber die Kinder: alle Kinder der Straße gehörten zu einem, soviel Geschwisterchen, wo man nur hinsah! Und die Mütter! Auf einmal war da dieses Lächeln, das man früher nicht kannte, das wortlose Herüber und Hinüber einer heimlichen frohen Wissenschaft: „Sind wir nicht alle Schwestern?"

Nimm ein geliebtes Kind an die Hand, geh mit ihm durch die Menge und achte darauf, wie sein Anblick die Gesichter rings verändert, dann vernimmst du, wieviel Lichter es gibt, die darauf warten, angezündet zu werden, und daß es nicht stimmt mit dem bösen Märchen vom verdorrten Menschenherzen. Nein, nicht verdorrt. nur verschüttet von allzuviel Ballast.

Wovon mir die großen Führer meiner Jugend nichts zu sagen wußten, das erlebte ich nun im Kinde und durch das Kind: das Du-sagen von Kreatur zu Kreatur, Brüderlichkeit im schlich-

testen Sinne, und vielleicht war es doch das Heiligste und nichts schuldiger an der tiefen Verstörtheit der Welt, als daß dieses hohe Gut immermehr abhanden kam.

Das Unheil kam weniger daher, daß der Herdengeist die Freiheit der Persönlichkeit erstickte, daß der Einzelne, von den Vielzuvielen verschwemmt, an der Menge verdarb — erstickt ein Baum am Gebüsch? nur höher treibt es ihn dem Himmel zu, und läßt sich Granit vom Wasser verschwemmen? — aber daß die Gemeinschaften, Volk, Gruppe bis hinab zur Familie, keine innere Gemeinsamkeit mehr verband, daß die Masse eine Zufallsballung Vereinzelter darstellte und diese Vereinzelten — dürftige Karikaturen der freien Persönlichkeit — ohne andere als die Verbindungen des materiellen Gewinns, innerlich fremd nebeneinander hinhetzten, jeder seinem nahen Vorteil nach: das war schuld daran, daß die Menschheit mehr und mehr das spukhafte Bild eines sinnlosen Wettlaufes ohne Ausgang und Ziel bot. Und nicht das Mitleid und die Stützung des Schwachen war es, was die Menschen schwächte; aber daß das Werk der Hilfe nicht mehr der Ausdruck mitleidender Liebe war, sondern nach Nützlichkeitsgrundsätzen organisierte Einrichtung. Daß Geben und Nehmen nicht länger schönes Sinnbild menschlicher Verbundenheit bedeutete, sondern mürrische Pflicht. Das war es, was die Menschen hart machte, schwächlich und gemein; denn liebendes Helfen adelt; aber Hilfe, die nicht aus der Liebe kommt,

entmündigt und macht gering. Nein, es war nicht das Evangelium der Nächstenliebe, das die Menschen erbärmlich gemacht hatte, aber daß dieses mehr und mehr in Vergessenheit und Mißachtung geriet, weil die Eigenliebe sich zwischen die Menschen stellte, sie trennte und zu Widersachern machte, das brachte die schmähliche Öde und die Angst, die war wie Vorahnung des großen Unheils.

Wenn man mit mütterlich besorgtem Herzen — und ist jede rechte Mutter nicht Mutter aller Kinder, der kleinen und der großen — wenn man mit dem vom Erlebnis des Geschwistertums erweckten Herzen hineinlauschte in den Strudel jener Welt, da vernahm man sie überall, die Stimme der großen Angst. Sie barg sich im Stolz der Menschenflüchtigen sowohl wie im Taumel der Weltsüchtigen, in der Jagd nach der Lust wie im zerfahrenen Aufstöbern versunkener Religionen, im vermessenen Suchen nach neuen Göttern, in den fanatischen Einseitigkeiten der Geistes- wie der Leibesvergötzung. Und auch im bangen Durchwühlen der geheimen Kräfte des Unbewußten verriet sich diese Angst. Und hie und da äußerte sie sich auch im sehnsüchtigen Verlangen nach wahrer Brüderlichkeit: die großen russischen Dichter, die das Evangelium der Liebe auf eine neue, leidenschaftliche und unbedingte Weise verkündeten mit dem Aufruf zur lebendigen Verwirklichung des Urchristentums, wurden nun vernommen, manche auch hörten auf die neuen Dichter Frankreichs, die, ergriffen von Henri Bergsons Philosophie des

Lebens, zu Sagern und Sängern des schöpferischen Lebensschwunges und der Ursprungseinheit alles Lebendigen wurden. Und einige Wenige gab es, denen entging auch nicht die neue Verkündigung Ferdinand Hodlers, und sie horchten auf, wenn er mit rechtem Prophetentrotz im Bilde es immer und immer wiederholte: Im Gemeinsamen liegt das Wunder. Was uns eint, ist größer als was uns unterscheidet. Brüder sind wir untereinander, Schwestern untereinander; Brüder und Schwestern auch zu Blume und Baum und Berg. Aber das Ziel unseres Weges liegt im All-Einen der Ewigkeit. Doch, was vermochten die einzelnen? Sehnsucht, Anklage und Mahnung, auch sie waren Zeichen der großen Not, und Prophetenworte gelten einer späteren Zeit.

Die Angst behielt recht, es kam wie es mußte: die Welt ohne Brüderlichkeit war reif geworden zum Brudermord. Über die vom Eigenwahn der einzelnen zersplitterte Menschheit kam der grausame Gleichmacher. Kreuze, einfache Holzkreuze, eines genau wie das andere, im entsetzlichen Gleichmaß sauber ausgerichteter Züge über ungeheueren Totenäckern aufgereiht: das ist das Sinnbild des großen Gleichmachers, der über die kommt, denen die Gemeinschaft verloren ging.

Es gibt ein Wort, übelklingend, blutlos und flau bis ins Herz, das mir von jeher verhaßt war: neutral. Ah, die elenden Leute des Keinsvonbeidem,

wie sie, jammernd unter der nie endenden Qual ihrer Meinungslosigkeit durch die sandtrübe Sturmluft von Dantes Hölle dahintreiben, und der göttliche Führer wendet sich verachtungsvoll von ihnen ab: „Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!“ Ist es nicht verständlich, wenn jene, die den Krieg als Kämpfende durchmachten und sich ganz und bedingungslos einsetzten, mit solch verachtungsvollem „Guarda e passa“ auf das kleine Land deuten, das mitten im Kriegssturm unbeteiligt und verschont dalag wie eine Insel, ja, wenn der Zorn sie erfaßt und der Aberwillen gegen diese Unbeteiligten, Aufgesparten? Allein, die so fühlen, haben der Schweiz nicht ins Herz geschaut. Nicht Unbeteiligtheit war im Weltkrieg das Schicksal des Landes, das als Grenzstein, Brücke und Kanzel zwischen den Ländern aufgerichtet ist, das die Quellen ihrer Ströme hütet und das mit den vier Sprachen auch die Seelen von vier Völkern in sich vereint und zum brüderlichen Zusammenklang gewöhnt hat, sondern die Qualen einer Mutter, die mit gebundenen Händen zusehen muß, wie ihre Söhne sich hinmorden, und sie allein weiß es, daß die Entfremdeten, Verlarvten, die sich nimmer kennen, Brüder sind. Dieses ohnmächtige Zusehenmüssen mit dem Wissen — vom ersten Augenblicke an — daß es um den verbrecherischen Wahnwitz des Brudermordes ging, das war unser Schicksal, kein Unbeteiligtsein und sattes Sich-verschont-fühlen, sondern Marter des untätigen Leidens mit allen und um alle und des bittersten

Leidens an sich selbst; denn auf einmal waren alle Pfeiler am Tempel der Menschheit ins Wanken gekommen, und alle Sterne versanken. Wäre es uns nicht gegönnt gewesen, ein wenig beizutragen zur Linderung der Not, Wunden zu verbinden, Hungernde zu nähren, Verstörten und Verfolgten Obdach zu geben, und hätte die über solchem Werke warm erblühende Brüderlichkeit dem Menschenglauben nicht ein wenig Stütze gegeben, wie hätte man es ertragen sollen? Aber leider machte unser Asylrecht die Schweiz auch zum Schlupfwinkel der Kulissenschieber des Krieges. Hier wurden die grauenhaft friedlichen Abkommen zwischen den Rüstungsmachern der feindlichen Staaten getroffen, die sich gegenseitig die Waffen lieferten, an denen die Söhne ihrer eigenen Vaterländer verbluten sollten. Wir ahnten die Schmach und konnten sie nicht hindern. Uns vollsaugen am Kriegshaß, das nur konnten wir; der aber hat nirgends tiefere Wurzeln als im Herzen des Volkes, das in den Jahrhunderten, wo Waffenkrieg noch das zeitgemäße Kampfmittel war, unter den kriegerischen Völkern obenan stand, das aber, als ein neuer, hellerer Weltentag heraufkam, dieses meisterhaft gehandhabte Mordgerät freiwillig und endgültig niederlegte, es nur mehr zu Schutz und Verteidigung bewahrend.

Ja, von Kriegsnot wurde unser Land verschont; aber diese bittere Not wurde uns nicht erspart, mit klaren, unverblendeten, von keiner Leidenschaft verdunkelten, von keinen Illusionen gnädig

verschleierten Augen zusehen zu müssen, wie das Heiligste ans Kreuz geschlagen wird, nicht erspart der verzweifelte Kampf um den Glauben an Bestimmung und Würde des Menschengeschlechts.

Der Zusammenbruch der Ordnungen, der Einbruch der Sinnlosigkeit verstörte das langsam gewachsene, das geglaubte Weltbild, verwüstete das Bild des Menschen. Wo waren die großen Führer meiner Jugend? Mit Worten hatten sie zu mir gesprochen. Worte waren verdächtig geworden, hatten ihre Meinung getauscht: Kampf hieß Massenmord, Frieden hieß Krieg mit den heimtückischen Waffen des Hungers, der Verelendung, der Lüge. Und die großen Verheißungen: Natur, wo war ihre heilige, heilende Kraft? Mit Seuchen und zerstörenden Ausbrüchen ergänzte sie das Mordwerk der Menschen. Liebe? Armes, millionenfach geschändetes Heiligtum! Und Menschheit und Gott? Behielt er am Ende recht, der bittere Prophet: „Im Anfang war der Unsinn, und der Unsinn war bei Gott! Und Gott war der Unsinn."

Worte. Man fürchtete sich vor den Worten, man floh vor ihnen. Es kam die Zeit der großen Flucht, einer Flucht aller. Wie geartet eines jeden Flucht war, ob Selbstflucht, ob Menschenflucht, ob Gottesflucht oder Weltflucht, das bestimmte sein Schicksal. Aber der Großteil nahm den Weg der Flucht vor sich selbst, vor seinem zerstörten, mit Bildern des Grauens oder bösen Gelüsten erfüllten oder vor seinem verödeten und ausgeleerten Innern ins Vielerlei zerstreuender Betriebe. So wurde die

Welt aus einem Spital und Totenhaus zur Rummelwiese.

Damals verließ ich zum erstenmal meinen engen Pflichtenkreis und floh in die Abgeschiedenheit eines fremden Landes. Überließ mich ganz den lebendigen Mächten der Einsamkeit und erfuhr die Beschwichtigung der außermenschlichen Natur und die Aufrichtung durch jene Kunst, die ohne Worte spricht. Suchte Einsamkeit und fand die große Gemeinschaft, suchte Fernes und fand mich selbst.

Natur ohne Menschen. So anders wird die Erde, so neu, wenn man sich fern von seinesgleichen ihr überläßt, die menschlichen Maßstäbe vergißt. Da wird ein Stücklein Rasen zur Welt, und nichts Lebendiges, kein Grauen und keine Seligkeit, was sich nicht zwischen diesen zitternden Halmen und in den Schründen der Scholle begäbe; aber nächtens unter dem gestirnten Himmel wird diese ganze Erde zur dunkeln Krume, wesenlos, bedeutend nur durch ihre Geborgenheit im unendlichen Kreislauf der Sterne.

Und so geborgen ist man, so aufgehoben, wenn man sich des zielhaften Willens begibt und tut wie die andern, die Geführten: der Wassertropfen, der sich fallen läßt, wie seine Schwere es will, Wolken, die dahinfahren, wie der Wind befiehlt, Bäume, die sich regen, jeder nach seiner Weise, aber jeder gehorsam der bewegenden Macht. Und Blumen, die ihr Gesicht der Sonne zukehren, immer der Sonne zu; aber nachts schließen sie es,

werden klein und dürftig bis zum neuen Tag. Und Vögel, die Werbung und Freude und Angst im Gesang ausdrücken, jeder anders, aber unveränderlich nach dem Befehl des Innern. Und Tiere, die für ihre Jungen kämpfen, sich für sie opfern, das nahe eigene dem fernen Glück der Kommenden dahingebend gemäß dem übermächtigen Trieb, dem sie willenlos gehorchen. So geht man hin, erfährt die trostvolle Beschwichtigung des Natürlichen — getragen, geborgen — und jener Weltuntergangswahnsinn, dem man entfloh, war er mehr als ein Tag des Zornes, ein Gewitter? Gewitter gehen vorüber, und aus Wolken wird segnender Regen.

Ganz still wird man inwendig, und wenn nun doch Worte lebendig werden in der großen Stille, dann sind es die urschlichten, früh vernommenen; aber jetzt erst nehmen sie Gestalt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder — Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt — Wo zween unter euch einig werden auf Erden — So ihr glaubet, so werdet ihr empfangen... Und wieder und immer wieder: Dein Wille geschehe.

Solch weltabgeschiedenes Tal. Wenn da auch ein Hirt einherzog mit seiner Herde, fahl gewandet wie seine Tiere zwischen fahlem Gestein, man gewahrte ihn kaum, so ganz aufgesogen wurde das Einzelleben von der grenzenlosen Einsamkeit. Nackte Berge, weithin gestrichen bis ins ferne

Gold des sterbenden Tages, dünnes Wässerlein in tief gerissener Schlucht, jäher Hang und zwischen bröckligem Felsgestein, eins geworden mit ihm und von niedrigem Gebüsch hart überwuchert, die tausendjährigen Trümmer einer toten Stadt. Aber oben auf dem Berge der Tempel. Bei der Zerstörung der Stadt, die dieses Tal zur Wüste machte, wurde er, der damals noch nicht ausgebaute, verschont. Und so steht er da, seit Jahrtausenden, immer noch im Werden, wie ein Lied, das die letzte Strophe sucht, und doch vollendeter als alles ringsum, eins mit der Natur und doch anders als sie; festgegründet wie Fels, ragend wie Bäume in den langen Fluchten gewaltiger Säulen und zuhöchst von Schwebungen der Giebel wie von Himmeln bedacht. Und sein Anruf ist heute wie damals: Nicht Erde bin ich, nicht Baum noch Himmel; aber Erde, Baum und Himmel sind in mir. Und mehr noch, auch das, was jenen verborgen bleibt, den wissenlos Geführten, auch das, was hinter ihnen steht, was sie schuf, was sie werden sollten; denn ich wurde erbaut, damit der Gott in mir wohne.

So steht der Tempel über dem menschenleeren Bergtal zwischen Wildnis und Trümmern, zwischen dem Chaos des Natürlichen und Chaos der Zerstörung als die bewußte Ordnung, im Unbegrenzten das Umschlossene, das Maßvolle mitten in der Ungemessenheit. Steht da zwischen Himmel und Erde eingespannt, vollendet und doch immer noch im Werden, Bild dessen, was er sein sollte.

Außermenschlich und doch wie der steingewordene Gedanke des Menschen, nicht dieses oder jenes Menschen: Sinnbild alles dessen, was sich eint in der schicksalbeladenen Kreatur des jüngsten Weltentages, in dem einzigen unter den Geschöpfen, dem es offenbar wurde, wie es sein sollte, und das nun immer unterwegs ist nach diesem Bild seiner selbst, der Führung sich entwindend und ihrer doch ewig bedürftig — und wartet auf seinen Gott.

Vor der Menschenverwirrung hatte ich mich geflüchtet in die Stille der Natur, von der Wirrnis des eigenen Innern mich geflüchtet zu jenen schlichten Guten, die, willenlos dem Gesetz anheimgegeben, sich selbst im Gesetz erfüllen. So hatte ich Beschwichtigung erfahren, und wo ich meinesgleichen antraf, ging ich ihnen aus dem Wege. Aber da, im menschenfernsten Winkel der uralten Natur traf mich der Anruf des Menschen und übertönte den Schrei der Wildnis und die erhabenen Weisen des Gestirns. Und ich vernahm: Es ist wohl gut, von Zeit zu Zeit dorthin zurückzukehren, woher wir kommen, sich Ruhe holen am gelassenen Herzen der großen Mutter; aber der Weg des Menschen geht doch ewig nur zu sich selbst und durch sich selbst zu jenem Höhern, dessen Ahnung und Vorstellung ihm gegeben wurde, ihm allein unter den Gewordenen. Flucht ist kein Weg, ein Umweg bloß, dessen Ende in den Anfang zurückführt. Hüte dich vor der Selbstflucht, damit du dein Haus nicht verödet findest bei deiner Heimkehr. Und ich vernahm den An-

ruf mit freudigem Schreck: dieser Tempel, wie er in die Nacht hineinwuchs, herrlich und unwiderruflich, mit dunkel gereckten Säulen aus dem fahlen Bug der Erde empor in die Sternenkränze des Firmaments — ich wußte, daß es vorbei war mit meiner Selbstflucht. Was mir noch blieb an einsamer Zeit, das gehörte von nun an der Auseinandersetzung mit diesem Selbst, vor dem ich geflohen war.

Ich breitete mein Leben vor mir aus, wie man ein währendes Werk unter die Augen nimmt, und ich gewahrte, daß sein großer Teil schon zurücklag, daß ich bereits an jenem Punkte angelangt war, von wo der Weg abwärts geht, und man weiß nicht, ob in sanft geführten Windungen, ob in mühsamem Abstieg oder in bitter jähem Sturz. Und die Angst nahm mich, ich könnte für diese letzte Strecke die rechte Richtung verpassen; denn es zeigte sich, daß ich auf meiner Lebenswanderung längst schon Pfade eingeschlagen hatte, die von mir wegführten, seit damals, als im eigenen Kinde ein neues Leben begann, als ich mich der Welt der andern anheimgab, die eigene innere Stimme in den Dienst derer stellend, die meiner bedurften. Damals war mir mein Selbst abhanden gekommen. Nun, da ich es wieder fand, erschien es klein und kümmerlich wie das Gesicht der Blumen in der Nacht.

Ich erschrak: War es am Ende nicht recht, nicht ganz ehrlich mit der Selbstaufgabe, die Seligkeit der Hingabe und Nächstenliebe ein holder Selbst-

betrug und Ausweg vor einer strengeren Aufgabe? Wenn dem Menschen als schicksalbeladenem Wesen der Mitte zwischen der unbewußten Natur und dem bewußten Geiste ein Auftrag zukam, dann war sein Leben eine Aufgabe in sich, und in sich selbst und in dem zwiespältigen von Entscheid zu Entscheid führenden Unterwegs seines Daseins hatte er sie zu lösen, und Erlösung von sich selbst war keine Lösung. Wohl war es schön, über dem Verbinden fremder Wunden die eigenen vergessen — aber war diese Wunde nicht da, um uns aufmerksam zu machen auf die eigene Bresthaftigkeit? — und rührend, über dem Leid des Bruders die eigene Freude verpassen — aber verpaßte man nicht eine Gottesstunde, die uns dem Ziele näherbringen wollte?

Gewiß, Selbstverkapselung war Tod, und ein Volk ohne Verbindung unter den einzelnen, ohne das liebende Hinüber und Herüber von Mensch zu Mensch dem Untergang verfallen, und auch wo die Völker sich gegeneinander abkapselten, auch da war Abbau und Untergang. Aber Selbstaufgabe, dieses Sichausteilen an die andern, sich Aufteilen unter die Gemeinschaft war wie Gebärde des Vergehens, müdes Versickern des Stromes in Sand und Meer. War Gebärde des Geschöpfes, das sich am Ende fühlt, der Mensch, wie die biblische Geschichte ihn zeigt, als letzte abschließende Tat vor dem großen Ruhetag der Schöpfung, als Endziel. Lebendiges, wachsendes Leben konnte sich nur an dem bewähren, der Bestimmung fühlte und sie er-

füllte, der ohne Fluchtgedanken in tapferer Auseinandersetzung mit den Mächten sein Selbst erkämpft, an sich und den andern wächst, in sich zu immer reinerer Gestaltung emporwächst und schließlich über sich hinaus ins Ganze. Ein solcher macht uns glauben, daß der Mensch kein müdes Schöpfungsende ist, sondern lebendiges Unterwegs nach höhern Verwirklichungen, daß die große Menschensehnsucht nicht bloß Heimweh ist nach dem Paradies des verlorenen Einklangs, sondern Ahnung einer neuen, höhern Einheit. Ein solcher ist wie die Blume, die ihr Gesicht allezeit dem Lichte zuwendet, bis sie selber die Gestalt der Sonne annahm und nun ausstrahlt wie diese: Brüderlichkeit und Nächstenliebe sind ihm nicht Ausweg vor sich selbst, sondern Selbsterfüllung, die Bindung nach außen Ausdruck der inneren Verbundenheit.

Um solche Menschen müßte es sein wie ein Kreis lebendiger Luft, in der jeder warm wird und gut und wie innerlich reingebadet; denn nichts Jämmerliches oder Gemeines gedeiht in solcher Luft, die die Ausstrahlung geheimer Kräfte ist und jener Freudigkeit, die der gewinnt, der es vermag, sein Leben mittendurch zu erleben, ohne Ausbiegen und Bruch und im immer neuen, immer wieder siegreichen Kampf um den innern Einklang.

Wie ein Traumgesicht, fern und kaum mehr glaubbar, erschien mir das Bild eines solch erfüllten, fruchtbaren Menschen, aufgerichtet als Wegzeiger nach einer höheren, einigeren, nach der

wahren Menschheit; denn ich wußte nicht mehr, war diese Vorstellung des Emporweges der Menschheit Verheißung oder bloße Wunschgeburt eines niedergehenden Geschlechts. Zwar hatte es zu allen Zeiten solche gegeben, die dafür zeugten, und alle größte Kunst sprach letzten Endes nur von diesem Einen. So eine Bachsche Fuge: wie da aus kleiner schlichter Tonfolge die Stimmen hervorwachsen, sich aufrufen, antworten, in Widerstreit geraten, anschwellen zu Zügen, zu ganzen Völkern der Töne, in Kampf und Zusammenklang unablässig vordringend, bis zuletzt unter fern verstrahlendem Bogen die Getrennten sich finden. Und die Divina Commedia und Faust! Aber nicht nur die großen Geeinten, auch jene, die am qualvollsten in den Abgrund des Zwiespaltes Mensch geschaut, ein Beethoven, ein Michelangelo, welch gewaltige Sinnbilder der endlichen Einheit im Lichte haben sie geschaffen! Sie alle waren leidenschaftlich Glaubende gewesen; und ist Glauben etwas anderes als heimliches Wissen? Wie tief hatte Goethe um diesen Lichtweg gewußt!

Allein, über der nahen Not einer verwüsteten Welt waren jene Entrückten allzu ferne Gestirne geworden. Das Antlitz der Menschheit hatte sich furchtbar verändert seither. Wer zu uns sprechen wollte, der mußte in ihren veränderten Zügen gelesen haben. Den Bildersturm gegen die Welt der Idealisten mußte der mitgemacht, die Gewalt der Maschine erfahren, die Macht der Materie erkannt haben. Und er durfte nicht kommen mit lauter

Verkündigung, Wortzauber und den Gebärden eines Geheimverwalters der gewissen, der alleinseligmachenden Wahrheit; denn Worte waren verdächtig geworden und verdächtig die sicheren Wahrheiten. Aber wenn nun einer die Bestätigung jenes innig Erahnten, Gehofften, Verheißenen eben dort fand, wo die andern dessen Verneinung vernahmen, weil er, nicht ein Knecht der Materie und nicht ihr Verächter, sondern ihr liebender Belauscher und demütiger Befrager mehr von ihr vernahm als jene, und seine Sprache wäre die Tat und sein Bekenntnis tapfere Verwirklichung des Erkannten in sich selbst? Jener Tempel über der Wildnis: Menschen mußte es geben, die wie er sich aufrichteten über Trümmern und es uns wissen ließen; auch Untergangsstürme sind nur Gewitter im Angesicht der großen Natur und der großen Verheißung. Gewitter gehen vorüber, und auch die vom Hagel zerschmetterte Saat erhebt sich eines Tages.

Nach und nach hatten Einsamkeit und Einkehr die Angst vor den Gewalten einer scheinbar dem Niedergang geweihten Welt von mir genommen, mir einen neuen Mut zum Leben erweckt und die Begierde, diesem Leben und seinen Mächten überall nachzuspüren, auch in den Wildnissen des Unsinns, auch unter Trümmern. Denn jene innere Stimme, lange zurückgedrängt, verzwängt, übertönt, war wieder wach geworden und redete so vernehmlich wie je. Und ein wunderliches Wort hatte sie mir anvertraut, das Wort von den großen

Bogen. Ich sah ihren Himmelsschwung vom Umschlossenen und Vergehenden hinüber ins Ungemessene, Währende. Dieses Wort und Gesicht nahm ich mit in den Alltag. Wie ein Licht hing es über meinem späten Weg. Und da war es so weit, daß dieser mein wandlungsreicher Weg sich mit dem starkgebauten des Mannes treffen konnte, der wie kaum ein anderer den lebendigen Mächten verbunden war — durch sein Wesen wie durch sein Dasein.

Ihn aber traf ich in dem Augenblick, wo das Schicksal zum schwersten Schlag gegen ihn ausholte, kurz vor dem Tode seiner Gattin. Und so fügte es sich, daß ich der stille Gefährte seiner letzten Zeit wurde, Vertraute der Selbstgespräche seiner schon erdenfernen Gipfeleinsamkeit, Zeuge seiner großen Prüfung und seiner großen Bewährung.

DER BERUFENE

Die äußere Erscheinung Monakows trug so durchaus die Prägung der Einzigkeit, daß es schwer hielt, sich die zu dem Manne passende Lebensgefährtin zu denken, und so war denn für jeden, der das Ehepaar zum erstenmal sah, der Anblick ebenso überraschend wie erhebend; denn an Adel und Stolz des über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Wuchses waren sich die beiden Gestalten geschwisterlich verwandt; aber das schöne, im Widerschein des flimmernd weißen Haares jugendliche Gesicht der Gattin war gleichermaßen von weiblicher, fast mädchenhafter Anmut und von der liebenswürdigen Lebendigkeit der Rheinländerin ausgezeichnet, wie die Züge des Gatten von männlicher Kraft, von Ernst, Feuer und Schwere der russischen Natur. So gewann man denn unmittelbar den Eindruck, daß bei diesen beiden außerordentlichen Menschen Ähnlichkeit wie Verschiedenheit als Harmonie und Ergänzung zur glücklichen Lebensgemeinschaft beigetragen hatten. Und man brauchte sie nur kurze Zeit beisammen gesehen zu haben, um aus der herzlichen Heiterkeit ihres Verkehrs, aus der ritterlichen und liebenden Rücksichtnahme, aus dem unverkennbaren Sichaneinanderfreuen zu vernehmen,

daß hier die tapfere Kameradschaft eines langen Lebens die zartesten Gefühle, die der Beziehung zwischen Liebenden die Weihe geben, weder zu zerstören noch zu vergröbern vermocht hatte. Man spürte es, daß diese Frau noch im fünfzigsten Jahre ihrer Ehe sich täglich aufs sorgfältigste für den Gatten schmückte, daß er immer noch darauf bedacht war, sie durch kleine Aufmerksamkeiten und überraschende Geschenke zu erfreuen, und wenn man es auch nicht wußte, daß sie den Tag in froher Zweisamkeit bei Musik und Gesprächen zu beschließen pflegten, man ahnte, daß diesen beiden alle Tage etwas geschah, was sie über die Werktäglichkeit hinaushob und ihr Verhältnis trotz dem stark entwickelten Familiensinn als ein in sich Bestehendes bewahrte. Daß diese hingebungsvolle, mit ihren Kindern aufs innigste verbundene Mutter und dieser streng waltende, vorsorgende Vater doch über ihren Elternpflichten und -freuden nie die Gemeinschaft zu zweien verloren. Beim Anblick dieser seltenen Menschen konnte es einem zum Bewußtsein kommen: Wenn die Ehe heute ein derart übelbeleumdetes Ding geworden ist, weil es den Menschen so bitterschwer fällt, sich einer Form zu fügen, es liegt nicht an der Dürftigkeit und Enge der Einrichtung, sondern daran, daß die verhetzten und entwurzelten Menschen nicht mehr die Kraft besitzen, um ihrem verstückelten Dasein innere Bindungen zu geben, und nicht mehr die Freiheit und Wucht der Persönlichkeit, um solche Bindung sinnvoll zu machen

und die hohe Form zu erfüllen, daß sie Ausdruck großer Inhalte wird — einer ganzen Liebe und eines ganzen Lebens.

Freilich, für die Ehe Monakows bestanden die glücklichsten Voraussetzungen: eine Jugendliebe des Studenten zur Schwester des Freundes, beim ersten Zusammentreffen erwacht und erwidert, aber erst nach und nach in Briefen und Liedern gestanden, gefestigt wider den Willen des Vaters und in fünf langen Jahren einer wechselvollen Verlobungszeit und über eine scheinbar endgültige Trennung hinweg bewährt — die seltene Gnade einer auf tiefgeheimnisvoller innerer Übereinstimmung der Naturen beruhende Liebe, die die Verschiedenheit von Temperament und Anschauung nicht ernstlich zu stören, aber vielfach zu bereichern, die äußerer Ansturm nicht zu erschüttern, bloß zu festigen vermag. Zudem bedeutete die Ehe für Monakow die Erlösung von einem liebearmen, eigentlich heimatlosen Dasein — „Mein ganzes Leben war e i n Kampf bis zur Verheiratung" — die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches. Dennoch, damit diese Ehe in den neunundvierzig Jahren ihrer Dauer sich so herrlich ausblühen konnte, daß die Gattin am Ende ihres Daseins der vertrauten Freundin gestehen durfte, es sei darin kein Tag, den sie nicht noch einmal durchleben möchte, und daß er nach ihrem Tode sagen konnte, in dem ganzen langen Leben sei ihre Liebe nie alltäglich geworden — damit dieses Kunstwerk einer Ehe möglich wurde, be-

durfte es mehr noch als der glücklichen Vorbedingung.

Die eigene schwere, mutterlose Jugend, das Beispiel der bittern Verlassenheit seines verwitweten Vaters hatten Constantin von Monakow früh schon die Bedeutung und eigentlich heilige Aufgabe der Ehe ins Bewußtsein gebracht; an den über fünfzigtausend Seelenkranken aber, die sich im Laufe seines langen Lebens ihm anvertrauten, hatte der Arzt Gelegenheit genug, die Ursachen und schweren, die seelische und körperliche Gesundheit der Generationen gefährdenden Folgen zerrütteter Ehen zu beobachten. Es geschah deshalb immer mit einer besondern Eindringlichkeit und fast schmerzlichem Ernste, wenn er von diesen Dingen sprach: „Die Liebe ist eine zarte Pflanze, die treueste Pflege braucht — immer wieder kann sie auch durch bloße äußere Störungen gefährdet werden — und die Leidenschaft trägt den eigenen Tod in sich; je heftiger sie ist, desto schneller geht sie zu Ende. Man muß dafür sorgen, daß Verständnis, gleiche Interessen, gemeinsame Arbeit an Stelle der Leidenschaft treten und das neue innige Band knüpfen und daß man in den Zeiten der Entspannung nicht der Tragik der intimen Sprache verfällt, sich Verletzendes sagt, das der andere schwerer nimmt, als es gemeint war; denn dann kommt die Kränkung, und das Gekränkte sucht den Tröster. Die Kunst der Ehe besteht darin, das geistige Band immer wieder zu verstärken und in jenen kritischen Zeiten sich nicht zu verlieren.

Viele Ehen zerbrechen unnötigerweise an diesen oft so unwichtigen Klippen. Nachträglich sehen sie es wohl ein, daß Trennung und Wechsel nicht Besserung brachten, weil das Mißlingen vom eigenen Unvermögen kam; aber dann ist es zu spät und der Bruch mitten durch Leben und Familie nicht mehr gutzumachen. Und dann holt man den Arzt."

Seine Einsicht in die natürlichen Gesetze menschlicher Dinge, seine Ehrfurcht vor der Ehe als der naturgewollten Hüterin und Bildnerin des zukünftigen Lebens und vor allem seine vornehme ritterliche Art waren nötig, damit diese Ehe sich so schön ausbauen konnte, wie sie gegründet war; allein, es bedurfte dazu auch der heiteren Güte und des vertrauensfrohen Freimutes der Gattin. Nie vergesse ich den Ausdruck seines Gesichtes, als er mir von diesen seltenen Eigenschaften der geliebten Toten sprach, von ihrer Anpassungsfähigkeit, ihrer Hilfsbereitschaft, die sie auch Dinge für ihn tun ließ, die ihr nicht eben lagen — die sorgfältige Ausführung anatomischer Präparate, die genaue Kopie von Manuskripten, deren Inhalt ihr unzugänglich war — von ihrem selbstlosen Verzichtenkönnen in jenen arbeitsreichen Zeiten, die ihm keine Muße mehr für die Familie übrigließen, vor allem aber von ihrer eifersuchtslosen Güte gegen jene Engländerin, die durch dreißig Jahre seine hingebungsvolle Sekretärin und geistige Mitarbeiterin war, deren tägliche Hilfe ihm das Riesenwerk seines Lebens ermöglichte: „Miß Pariss gegenüber, die sich mir un-

entbehrlich machte und mir nahestand wie eine Schwester, war die Haltung meiner Frau einfach groß. Nie hat sie etwas von Eifersucht merken lassen, obgleich es ihr wohl im Anfang nicht ganz leicht fiel. Sie freute sich für mich über die unvergleichliche Hilfe, die sie selbst nicht zu leisten vermochte, aufs herzlichste und befreundete sich mit der so ganz anders gearteten Frau... Wenn die Menschen wüßten, was für wundervolle Dinge es im Leben geben kann, wenn man diese Güte und dieses Verständnis besitzt!" — Daß doch all jene Frauen, die durch ihre vertrauensarme Enge und habgierige Eifersucht die Ehe zum Gefängnis machen und zu einer Schule der Erniedrigung, derweil sie doch als die liebende Gemeinschaft freier Menschen zum Zwecke gegenseitiger Vervollkommnung und zur Emporentwicklung im kommenden Geschlecht gemeint ist, daß alle diese selbstsüchtigen, ehrgeizigen Dilettantinnen der Liebe den Ausdruck im Gesichte des Mannes gesehen hätten, als er von diesen Dingen redete, wie es vor Liebe und Dankbarkeit und Verehrung geradezu strahlte, und wiederum, wie es schmerzlich und fast demütig wurde, als er dann leise beifügte: „Und das alles nimmt man als selbstverständlich hin, und erst nachher sieht man, wie groß es war, und nun schmilzt alles zusammen."

Wahrlich, nie ist einer Frau höhere Ehrung und liebendere Huldigung dargebracht worden als im Antlitz dieses Mannes, da er von der freimütigen Güte seiner Gattin sprach.

Es gehörte zur Vollendung des Kunstwerkes dieser Ehe, die in ihrer Entwicklung in schöner Gesetzhaftigkeit den natürlichen Gezeiten des Daseins folgte, daß sie in ihrer letzten Phase noch eine besonders holde Blüte erlebte. Nicht etwa so, als ob der sinkende Abend die beiden Lebensgefährten in der wehmütigen Erwartung des Letzten noch einmal näher zusammengerückt hätte. In diesem lebendigen Hause, wo — wie Monakow einmal halb scherzhaft und nicht ohne Selbstironie feststellte — „das Gold in Gestalt freundschaftlicher Gefühle, des gesunden Humors, des frohen Lachens der Enkelinnen, der künstlerischen Betätigung der Töchter und, nicht zu vergessen, des kernigen, bisweilen ‚weisen' Wortes des Hausvaters gespendet wird, wo Arbeitsfrische herrscht und zwecklose Geselligkeit in engsten Schranken sich bewegt", war kein Raum für Alterswehmut, und die beiden stolzgewachsenen Siebziger fühlten sich noch so jung, wie sie wirkten. Aber das allmähliche Hinausgleiten aus Beruf und Werktagsbetrieb gab ihrem Leben mehr Sonntäglichkeit, mehr Muße zu besinnlichem Beisammensein, und jene wundervolle Verfeinerung, Vertiefung und Vergeistigung des Gefühlslebens, die das Alter dem seiner höhern Bestimmung zuwachsenden Menschen schenkt, gab ihrer Beziehung etwas vom Zauber der Brautzeit zurück: „Dadurch erhielt unsere gegenseitige Liebe und Verehrung einen wahrhaft poetischen, weihevollen Charakter. Unser Alter vergaßen wir, sprachen höchstens im Scherz

davon, und so lebten wir, eng und innig verbunden, als ob es für uns keine Trennung gäbe."

Es rührt einen seltsam an, wenn man unter den wissenschaftlichen Papieren des unablässig mit den höchsten Problemen beschäftigten Mannes plötzlich jenen trauten Zetteln begegnet, mit denen er zwischen der Arbeit durch die Gattin grüßte: ein Zweizeiler, der ein überraschendes Geschenk begleitete, ein Scherz und Gruß oder jene liebende Auseinandersetzung mit ihrem Wesen, die, eines Bräutigams würdig, zum schönsten Frauenlob wird: „Du bist gut, lauteren Charakters und in deinem Wesen einfach. Dankbarkeit und Treue zeichnen dich aus. Du anerkennst neidlos die Verdienste und Leistungen anderer; du begegnest den Mitmenschen mit Vertrauen und Güte und nimmst sie wie sie sind. Deine Gefälligkeit ist einzig in ihrer Art... Du bist eine vorzügliche Kochkünstlerin und Hausmutter! Du bist für jeden Scherz zugänglich und nimmst lächelnd und nicht ohne Anmut spaßhafte und pädagogische Bemerkungen entgegen... Kurz, du bist eine vortreffliche und liebe Frau!"

Tägliche Ausgänge und kleine Reisen brachten neben der Musik, die beiden gleichermaßen Lebensbedürfnis war, allerlei Tagesfestlichkeit in ihr immer noch sehr arbeitsreiches Dasein und dann gemeinsame Landaufenthalte, die sie mit Vorliebe hier in der freien und heitern Welt des Axenstein verbrachten. Besonders „herrlich intim und von echtem Glück erfüllt" war die Zeit zu Som-

merende 1929. Septembertage, wie ich sie jetzt hier verlebe, deren sanfter Glanz diese Landschaft innig und verheißungsvoll macht. Freilich, Ferien im gewöhnlichen Sinn gab es für Monakow nicht. Auch damals gehörte der frühe Morgen und der Großteil des Tages gesammelter einsamer Arbeit; um so köstlicher waren die kurzen Stunden, die man sich gegenseitig schenkte oder mit lieben Gästen verbrachte, deren jene herbstlichen Tage eine ganze Reihe herführten. „Wie ein Fürst der Wissenschaft war er“, erzählte mir später ein Kurgast, der in denselben Septemberwochen hier weilte, „immer unnahbar, immer allein oder mit der Gattin, und Kollegen aus aller Welt, Nordländer, Amerikaner, Japaner, suchten ihn auf; die andern Kurgäste aber waren für ihn nicht vorhanden.“ Fürst der Wissenschaft, wie hat der große, schlichte Mann über dieses Wort gelacht! Aber das mit den Kurgästen, ja, das stimme, mit der „großen Menagerie“ habe er sich nie eingelassen. „Solche Menschen: ‚Was fangen wir heute nachmittag an?‘ Entsetzlich! Da sind mir meine Kranken tausendmal lieber als diese gesunden Nichtstuer.“ Denn verhaßt war ihm alle „zwecklose Geselligkeit“ und alles „Drehörgeln“, wie er das banale Unterhaltungsgeschwätz nannte. Von jeher. Schon in einem Briefe des Studenten heißt es: „In der Auswahl meiner Gesellschaft werde ich immer gewinnsüchtiger und gewinnsüchtiger. Wenn ein Mensch mir weder für mein Verstandleben noch für mein Gemütsleben was gibt, so be-

schränke ich den Verkehr mit selbem aufs allernötigste." Und mir gab er den Rat, gesellschaftliche Pflichten „mit der Uhr in der Hand" zu erledigen: „Man darf nicht warten, bis der andere leer ist und man selbst angeekelt; sieht man aber, daß ein Mensch ohne Belang ist, dann steht man eben auf, und er muß sich verabschieden." Mit welcher Geduld jedoch konnte er solche anhören, die ihre Not zu ihm trugen, die Kranken, Beladenen, Ratlosen!

In jenen herbstlich holden Tagen feierten die beiden Ehegatten ihren neunundvierzigsten Hochzeitstag, still und froh und mit den heitern Plänen für die goldene Hochzeit übers Jahr, und ein festlicher Glanz hing auch noch über der Zeit nach ihrer Heimkehr, wo sich mit einem erfolgreichen Konzert der einen Tochter das Familienleben „lieblich und verheißungsvoll" anließ.

Da, in diese stillbesonnten Tage brach der Tod der Gattin. Gänzlich ohne Vorzeichen, mit grausamer Plötzlichkeit wurde die noch so lebensvolle Frau dahingerafft. Und sie starb in seinen Armen, aber ohne daß ihnen noch ein Wort des Abschieds gegönnt war ... Jene Nacht, die er allein am Bett der geliebten Toten verbrachte — aber der Morgen fand ihn aufrecht: „Ich muß meine Erschütterung bändigen."

Aufrecht sah man ihn zwischen den beiden hohen Gestalten der Töchter durch das Krematorium schreiten, gefolgt von dem ihm ähnlichen,

an Wuchs gleichen Sohne und dessen junger Familie, und man spürte, daß er es war, der den Gebrochenen Halt gab. Doch als er mir nach der Totenfeier die Hand reichte: „Kommen Sie bald zu mir“, wußte ich, daß ich noch nie einen tiefern Schmerz vernommen hatte als aus den beherrschten Zügen dieses aufrechten Mannes.

Beherrscht und aufrecht fand ich ihn auch eine Woche später bei meinem Besuch.

Ein dunkler Novembertag. Das vordem so frohgemute Haus von Trauer und Verlassenheit grenzenlos gezeichnet; aber in seinem Arbeitszimmer beschien eine frühe Lampe viel beschriebenes Papier. Er stand, vom Lichte abgewendet, dunkel ragend mitten im farbenerhellten Raum. Das beschattete Gesicht verheimlichte seine Züge; aber ich vernahm den Druck der Hand, und dieser sagte dasselbe wie seine leise stockende Stimme: „Es ist gut, daß Sie gekommen sind. Als ob man mit einer Schere den Lebensfaden abgeschnitten hätte, so ist es. Ein Schnitt mitten durch. Aber ich habe mein ganzes Leben darauf eingestellt, um den Schmerz und jedes Schicksal zu tragen. Daran muß ich mich nun halten.“

Dann saßen wir uns gegenüber. Er sprach, und ich hörte zu. Zunächst war es noch wie ein gequältes Selbstgespräch: „Ich habe das Leid früh kennen gelernt. Mit vier Jahren der Tod der Mutter, und dann nie mehr in der Familie, ein stetes Wander- und Pensionsleben bis zur Gründung des Hausstandes. Trennung, das ist das Grausamste.“

Die Lampe hing hinter seinem Haupte; aber wenn er beim Sprechen die Hände hob, warfen die beleuchteten einen warmen Widerschein in sein Gesicht, daß es geheimnisvoll herauswuchs, und ich gewahrte, wie das einst so stolzgemute Antlitz von schmerzhaften Selbstbekenntnissen gezeichnet war, ergreifend, wie die Altersbildnisse Rembrandts. Allein, ich sah auch, wie mit dem langsam auflebenden Worte dieses Gesicht sich zu erwärmen, zu klären begann, bis endlich aus den übernächtigen Augen das alte Licht hervorbrach und ein neues unvertrautes Strahlen, wie aus verborgener Tiefe. Denn mählich hatte sich das leise Wort zur lebendigen Rede gewandelt, die Fragen lockte, Antworten bereithielt, und hatte vom Nahen und Eigenen immer mehr ins Allgemeine und Weite hinausgegriffen. Und Selbstgespräch wurde zur Erzählung, zu Schilderung, zu Belehrung und Lehre. Eine überwältigende Fülle von Gestalten, Bildern, Gedanken überflutete mich, Türen brachen auf, und Blicke öffneten sich in geahnte, innig geglaubte und fast verlorene Fernen. Auf einmal saß ich nicht mehr als Besuch da: wie die Schülerin war ich vor dem Meister, und als wir uns trennten, war es ganz selbstverständlich, daß ich wiederkommen würde, regelmäßig, zu bestimmter Stunde, wie die Schülerin zum Lehrer kommt: „Ich fühle, daß wir auf gleichem Boden stehen und arbeiten. Durch meinen Beruf und mein Alter bin ich zu manchem gekommen, das Sie nicht wissen können. Dies Ihnen mitzuteilen ist

mir Bedürfnis. Auf diese Weise komme ich auch am ehesten auf gegen das, was mich bedrängt."

Als ich durch die nebelschwere Novembernacht heimwärts schritt — war ich nicht hergekommen mit dem verzagten Wunsch, ein wenig Trost zu bringen? — nun aber war ich wie eine, die Tröstung erfuhr, und seine Worte standen in mir wie Leuchten, und zum erstenmal im Leben folgte ich dem Drang, Gehörtes festzuhalten — oh, daß ich nichts, nichts verlieren möchte! — um die bestürzende Fülle irgendwie zu fassen zum bleibenden Besitz. Ich schrieb tief in die Nacht hinein, aber zuletzt dieses: „Das war das Große: eine Stunde in dieser ganz reinen Luft, geordnet und endgültig wie unter dem Sternenhimmel, und fühlen, das ist ureigentliche Lebensluft, ist Heimat, da kommen wir her, in sie muß ich zurück, wenn ich wahr sein, wenn ich werden will, was ich innerlichst bin."

Viel später vernahm ich, daß an diesem Tage sein Schmerz den Höhepunkt erreicht hatte, dort angelangt war, wo man meint, es nicht mehr tragen zu können, und da ich nun mit diesem Wissen die Aufzeichnungen jener Nacht wieder lese, sehe ich, daß, während er scheinbar über tausend Dinge redete, er doch nur von dem Einen sprach — als Biologe, als Weiser, als zutiefst erschütterter Mensch nur von diesem Einen, daß in uns selbst die Kräfte gelegt wurden zur Überwindung der Qual, und davon, was wir tun müssen, um diese Kräfte aufzurufen und uns stark zu machen, da-

mit wir unsere Bestimmung erfüllen, die nicht im Schmerz liegt, sondern in der Freude. Und während er die Schätze seiner Erkenntnis vor mir ausbreitete, geschah es, daß sein Gesicht sich klärte und in die schlafverlassenen Augen der Strahl kam, der aus jenen Tiefen dringt, wo Wissen und Glauben eins werden. Seine Rede wurde zur weissagenden Beschwörung jener Kraft, die uns zu uns selber macht, indem sie uns dem ewigen Willen zuführt. Und so erlebte ich beglückende Bestätigung eines lange Geahnten, dessen Begründung und Erhellung, fühlte um mich Klarheit und gesetzhafte Erhabenheit der Gestirne, während er um Bemeisterung heftigster menschlicher Nöte rang.

Ein Wort Shakespeares stand über unserer nächsten Stunde. Monakow hielt sich diesen Gewaltigen in der schweren Zeit besonders nahe; denn unter allen Dichtern erschien er ihm als der, welcher zutiefst in die Vielfalt des Lebendigen eingedrungen war und in die Geheimnisse der Seele, auch der kranken Seele. Verse aus „Ende gut, alles gut“ hatte er als Merkspruch und Wegleitung für seine Studenten im Vorlesungszimmer angebracht. Sie wurden ihm auch jetzt zum Leitwort seiner Ausführungen, mit denen er mich schon mitten hineinstellte in sein biologisches Weltbild, und sie knüpften diese Stunde an die vorangegangene:

„Oft ist's der eigne Geist, der Rettung schafft,
Die wir beim Himmel suchen. Unsrer Kraft
Verleiht er freien Raum, und nur dem Trägen,
Dem Willenlosen stemmt er sich entgegen.
Mein Liebesmut die höchste Höh' ersteigt,
Doch naht mir nicht, was sich dem Auge zeigt.
Im weitsten Raume der Natur Verlornes
Küßt sich durch Glück und Gunst wie Gleichgebornes.
Wer klügelnd abwägt und dem Ziel entsagt,
Weil er vor dem, was nie geschehn, verzagt,
Erreicht das Größte nie..."

Diesmal spürte ich im Reichtum des Gebotenen deutlich den Vorsatz, mich in kluger Fügung menschlicher und wissenschaftlicher Wahrheiten möglichst nahe an den Kern seiner Gedankenwelt heranzuführen, die in dem Shakespearewort einen tiefsinnigen Spiegel fand. Die Fülle, weit über die Stunde hinauswuchernd, war heimlich geordnet und bot dem Verständnis verläßliche Stufenfolge; dennoch, trotz dieser überlegenen Gestaltung des Gespräches entging es mir nicht, daß er bewegter, weicher war als das erstemal, und mir bangte, ob die Kraft aus seinem Worte, die wie ein Spürbares um mich war, ihm erhalten bleiben konnte. Immerhin schien es mir tröstlich, daß er diesmal nicht nur mit scheu stockendem Worte an das Schwere rührte, sondern bereits wehmütig verweilend von der geliebten Toten zu erzählen vermochte und, mit dem schmerzlichen und ver-

schämten Staunen eines Trostsuchenden, vom eigenen Leid: „Unsere Ehe — ich war mit ihr gänzlich verwachsen. Nun ist es, als ob man mir das halbe Leben genommen hätte. Man hat es aus mir herausgerissen; nun bin ich wie zerrissen.“ Aber dann fügte er mit einem seltsamen Lächeln ein Wort bei, das mich erschreckte; denn ich hörte es nicht zum erstenmal, ich hatte es erfahren und kannte seinen Sinn vielleicht besser als er selbst: „Es entsteht nun eine seltsame psychische Verfassung: man meint, das ganze Leben sei nur geträumt, man fühlt sich wieder am Anfang, als Kind, als Jüngling, man glaubt, neu beginnen zu müssen; aber das geht nun nicht mehr.“

Genau so, fast wortgleich, mit demselben ratlosen Lächeln und demselben fragend verlorenen Blick hatte mein Vater zu mir gesprochen nach dem Tode unserer Mutter, und dann waren jene Schmerzensjahre gefolgt. Verwunderlich war die Übereinstimmung der äußern Lebensdaten: Vierundfünfzig Jahre hatte mit Brautzeit und Ehe auch der Bund meiner Eltern gewährt, und auch meinen Vater hatte die Verheiratung von unsteter Jugend befreit. Der Tod der Lebensgefährtin aber hatte ihn der Unstete zurückgegeben. Ob wir Kinder ihn auch mit aller Liebe umgaben und ob auch seinem Geist zuzeiten die Gnade hohen Fluges und weiter, seherischer Ausblicke gegönnt wurde, über seinen letzten Jahren steht doch das Schmerzenswort: heimatlos. Wie ein fremd Angefügtes, trostlos Un-

zugehöriges flattert dieses letzte Stück Dasein vom rundgeschlossenen Baume seines Lebens.

O nein, das Gewesene durfte nicht zum Traum verschweben, mußte Wirklichkeit bleiben. Aber es durfte auch nicht geschehen, daß durch Jugendheimweh und stete Beschwörung des Vergangenen das Alter entwertet wurde. Alles kam darauf an, daß das letzte Lebensstück weder vom Bau des Daseins sich abspaltete, noch zu dessen müdem Ende verkümmerte, daß es dem Ganzen eingefügt wurde und doch eigenen Wert gewann, daß es nicht Ableben bedeutete, sondern Leben blieb, Bekrönung zugleich und Ausgang der großen Bogen.

Zwar Monakow war anderer Art als mein einsiedlerischer, leicht verletzbarer Vater, und angesichts seines starkgebauten, zielvoll geführten Lebens mochte solche Angst gänzlich unangebracht erscheinen; allein, da war dieses Wort, dieses Lächeln und war das Kindliche in seinen Händen, und ich wußte es doch, in jedem Manne, auch im größten, just im größten, lebte immer noch irgendwo das Kind, und wenn es schwer wurde, irgendwie rief er nach der Mutter. Und wenn er nun auch von der Liebe seiner Kinder innig umgeben war und sie dankbar empfand und wenn er auch den starken Kreis treuester Freundschaft um sich hatte, vielleicht war es nötig, daß mit dem neuen Leben ein neuer Mensch eintrat, einer, der früher nicht dabei war, den man um seiner Wissenlosigkeit willen so viel reicher beschenken konnte als die, die schon wußten, einer, der bereit war, alle

Erinnerungswege, die es den Alternden und Verlassenen aufzusuchen drängt, mitzugehen, und der sie neu und freudig zu erkennen vermochte, einer, der einem noch eine Zukunft glaubt, weil man ihm selber neu und also zukünftig ist, und ein Wesen, vor dem man sich nicht zu schämen brauchte, wenn man auch einmal weich werden sollte, weil Mütter ja dazu da sind, um Schmerzen wortlos zu verstehen und zu lindern. Wenn nun aber das Schicksal mich zu einem solchen Instrument ausgelesen hatte, vielleicht um der Erfahrung mit meinem Vater willen, wie wollte ich diesem Schicksal dankbar sein!

Von Anfang an hatte unsere Samstagstunde, die sich schon nach dem zweitenmal zur Doppelstunde auswuchs und später auch wohl den Nachmittag oder Abend in sich hineinzog, zwiefachen Inhalt, neben dem biologisch-wissenschaftlichen auch einen menschlichen, in dem mir der Meister von seinem Leben erzählte; nicht nur deshalb, weil sich bei ihm Leben und Wissenschaft eng durchdrangen und gegenseitig bedingten, sondern weil es ihm Bedürfnis war, noch einmal den Fäden seines Daseins nachzuspüren, am Gewesenen und Gewordenen den Sinn des Gegenwärtigen und Kommenden zu verstehen, und weil es ihm gut dünkte, solches in Anwesenheit eines Menschen zu tun, dem Zuhören höchsten Gewinn bedeutete.

Schon vor dem Tode der Gattin hatte Monakow, dem Wunsche nach ordnendem Überblick und klärender Auseinandersetzung mit dem eigenen

Schicksal entsprechend, sein Leben niedergeschrieben. Die Urschrift dieser Selbstdarstellung, deren Kopie er der Zürcher Bibliothek in Aufbewahrung gegeben hatte als eine Art Testament für die Nachkommen, gab er mir nun zu lesen. Diese Selbstbiographie, die mit der bezwingenden Gegenwart und der unerbittlichen Ehrlichkeit der großen Russen ein Leben darstellt, ein Selbst bekennt, darin ein feinst organisierter Psychologe schlicht und genau den Etappen seiner Reifung nachgeht und die Bilanz des Gewordenen zieht, wird hoffentlich eines Tages der Öffentlichkeit geschenkt werden. Hier aber möchte ich sein Dasein so, wie er es, das geschriebene Wort durch Erzählung ergänzend, in mir lebendig machte, aufzurichten versuchen, indem ich die großgezogenen Linien jenen Punkten folgen lasse, die aus der Beleuchtung seiner Gespräche ein besonderes Licht empfingen.

Mit neun Jahren hat Constantin von Monakow Rußland verlassen. Nie mehr hat er seine Heimat wiedergesehen, und keiner ging mit ihm durchs Leben, der ihm hätte helfen können, das Andenken der Frühzeit aufzufrischen. Dennoch hat ihm die Erinnerung diese erste Kindheit bis ins dritte Jahr zurück aufs treueste festgehalten mit den genauen Einzelheiten von Augeneindruck, gesprochenem Wort, von äußerem Erlebnis und innerer Verfassung, als ob die Natur dafür hätte sorgen wollen, daß sich ihm das Urerlebnis der Heimat

im Bewußtsein erhielt, damit weder die wechselreiche Wanderjugend noch die endgültige Verpflanzung seine tiefe Ursprünglichkeit anzutasten vermochten. Und wirklich blieb ihm das Gefühl des Herkommens durch das ganze Leben kräftig und erwachte in den spätern Jahren zu neuem, fast leidenschaftlichem Leben.

Es war mehr als das Bedürfnis nach wehmütiger Versenkung in Jugend und Kindheit, was ihn in seiner letzten Zeit so mächtig zum Russischen, zu seiner Muttersprache, seinen Dichtern trieb, es war nach langen Jahren der Hingabe an das allgemein Menschliche und Überpersönliche wie inbrünstige Heimkehr zu sich selbst: „Ich fühle auf einmal, wie ganz ich doch in jener Welt verwurzelt bin. Turgenjew, Tolstoi, das waren meine Kreise, und wenn ich auch schon als Kind aus Rußland wegkam, jetzt fühle ich, wie ganz anders jene Welt in mir anklingt, wie da alles Farbe gewinnt. Ich bin doch hier nur aufgepfropft, und die deutsche Sprache blieb mir im Grund immer Fremdsprache. Dort sind meine Wurzeln, zu denen es mich nun immer wieder hinzieht."

Und doch bedeutete die Kindheit für ihn nicht, wie für die meisten Menschen, die helle Zeit; denn sie lag unter dem Schatten jenes Ereignisses, das er mir als „das furchtbarste und eingreifendste" seines Lebens bezeichnete: „Das Einzige, mit dem ich bis heute nicht fertig geworden bin, ist der Tod meiner Mutter, und doch war ich damals nur viereinhalb Jahre alt."

Diese nievernarbte Wunde schien beim Tod der Gattin wieder neu aufzubrechen, und wenn er sonst alle bittern Erlebnisse, Schmerz, Ungerechtigkeit, Zurücksetzung, Kampf und Verlust als für die Erstarkung des Menschen notwendig zu werten geneigt war, seine frühe Mutterlosigkeit blieb das Unverwundene, das irgendwo in einem heimlichsten Winkel dieses tapfer und freudig gelebten Lebens der Klage und einem weichen Bedürfnis nach Wiedergutmachung Raum ließ. Und als er mir eines Tages sein Kinderbildnis schenkte: „Sehen Sie es etwa an und denken dabei an den armen kleinen Kostja? Das ist dann ein wenig wie ein Gutmachen an dem mutterlosen Kinde", da lächelten wir zwar über den seltsamen Einfall; aber ich spürte doch daraus das Bekenntnis einer heimlichen, nie ganz gestillten Not.

Die Anfänge Constantin von Monakows liegen noch tief im alten Rußland, und eigentlich ist der Bogen, den sein geistiger Weg beschreibt, sehr viel weiter gespannt, als die siebenundsiebzig Jahre seines Lebens angeben; denn er begann in einer Welt, die in manchem dem Mittelalter noch nahestand, und er schwang sich über unsere Zeit hinaus ins Zukünftige:

Ein hochadeliges russisches Geschlecht: der Ahne, Alexis von Monakow, hoher russischer Beamter und Großagrarier, der Großvater, einer der reichsten und angesehensten Männer im Gouvernement Wologda, ein frommer Konservativer alten Schlages, der dem fünfjährigen Enkel aus

der Heiligen Schrift vorzulesen pflegte, der Vater, Iwan von Monakow, Staatsbeamter (im Ministerium für Volkserziehung) und Grundbesitzer auch er, aber ein weitgereister Mann moderner westlicher Bildung, ein Polyhistor und freidenkender Philosoph, der Renan übersetzte, der im Herzen das zaristische Regime verurteilte (ohne sich jedoch von Männern wie Bakunin und Alexander Herzen angezogen zu fühlen) und der schließlich um seiner freien Ideen willen Rußland verlassen mußte. Aber dieser moderne Mann, dessen Bildnis von den Zügen scharfen Geistes, harten Ernstes und einer fast dumpfen Einsamkeit eindrucksvoll geprägt ist, dieser Freidenker und Philosoph führte als Herr über die Leibeigenen seiner sieben Dörfer, dem auch die Gerichtsbarkeit zustand, ein Regiment altrussischer Patriarchenstrenge, und wenn sein Zorn oder sein Gerechtigkeitsbegriff es verlangten, wußte er auch Stock oder Peitsche zu handhaben in blutiger Züchtigung — an seinen Leibeigenen oder am eigenen Sohn. Es gibt da in der Lebensdarstellung Constantin von Monakows eine kleine bezeichnende Episode, wo der sechsjährige Knabe vom versteckten Winkel aus unter verzweifeltem Weinen zusieht, wie der Vater den laut schreienden Koch mit Stockschlägen für einen mißratenen Braten züchtigt, und man spürt, wie nicht nur die Wesensart von Vater und Sohn, sondern zwei Zeiten, zwei Welten sich trennen. Dennoch wurde dieser Vater von seinen Kindern bewundert und verehrt, und was auch das spätere

Leben an bittern Konflikten bis zum endgültigen Zerwürfnis brachte, nie hörte ich Monakow anders als im Tone der Ehrfurcht und des schmerzlichsten Bedauerns vom Vater sprechen.

Aber das Freundliche, Warme, Heitere, das, wonach das zärtlichkeitsbedürftige Kind am heftigsten verlangte, kam ihm allein von der Mutter. Sie war die Tochter eines hohen Beamten polnischer Abstammung in Petersburg und einer Deutschbaltin, Alexandra Leonette Dukschinski. Kein Bild dieser Frau, die schon so früh starb, hat sich erhalten; aber aus der Erzählung des Sohnes erstand sie als etwas unendlich Helles, Freudiges, Zärtliches und Zartes: „Mit siebzehn Jahren hat sie geheiratet, fünf Kinder hat sie zur Welt gebracht, mit neunundzwanzig ist sie gestorben. Sie war zu jung. Die ersten Kinder waren schwächlich. Für mich, den Jüngsten, hat man eine Amme genommen; so wurde ich stark, der einzige, der dem Leben standhielt. Ich weiß, daß ich der Liebling meiner Mutter war, und ich hing leidenschaftlich an ihr.“

Als Constantin am 4. November 1853 zur Welt kam, wohnte die Familie auf dem Gute Bobrezowo im Gouvernement Wologda, da sich der Vater damals der Bewirtschaftung seiner Ländereien widmete. In herrlich weiter Landschaft des nördlichen Rußland gelegen, ein Rittergut, das alles bot, was ein Kinderleben reich machen kann: Parkanlagen, Blumengarten, Wälder, Viehstand, Hühnerhof, Pferde, Hunde und im Herrenhaus ein heiteres

Leben, das „einer gewissen bescheidenen Üppigkeit nicht entbehrte“. Frohe Geburtstagsfeste, lustige Ausflüge, Beeren- und Pilzsuche im Wald und Krähenjagd und Reiten: ein unbekümmertes Dasein in ländlicher Freiheit und doch liebevoll geborgen; denn überall war die Mutter dabei. Da, in Constantins fünftem Winter bricht die Lungenkrankheit bei ihr aus. Die Kranke wird ins großväterliche Haus nach Wologda verbracht, wo sie rasch dem Verfall entgegengeht. Auch hier hält sie sich den geliebten Jüngsten nahe, sodaß sich ihm jene Zeit unauslöschlich einprägte: alle Einzelheiten des Krankenzimmers, Bild, Stimme der Mutter, manches ihrer Worte, aber auch, wie sie fieberte, abmagerte, sich langsam und unverständlich veränderte, wie sie oft traurig war und ihn wehmütig an sich drückte, und daß die andern an ihrem Bette Tränen vergossen, alles blieb mit ganzer Deutlichkeit in seiner Erinnerung aufgehoben für immer. Und dann jener Märzmorgen, wo man den strengen Vater fassungslos schluchzen sah und er den Kindern mitteilte, daß die Mutter gestorben sei. Der kleine Constantin verstand nichts von allem, und daß Mutter etwas Schlimmes geschehen sei, konnte er nicht glauben, und als die Erwachsenen den Saal allmählich verlassen hatten, wo die Tote alter Sitte gemäß auf einem Tisch aufgebahrt lag, schlich er sich heimlich aus dem Nebenzimmer in den verbotenen Raum. Der Boden des Saales war mit Tannenzweigen dicht bedeckt, und zu Seiten des Lagers brannten Ker-

zen: „Ich kletterte an die aufgebahrte Leiche heran und wollte mich durch eigene Beobachtung überzeugen, was mit der Mutter vorgefallen sei. Ich betrachtete sie einige Zeit, betastete ihre Augen, die ich zu öffnen suchte, ihren Mund, ihren kühlen Körper, schüttelte sie, rief sie beständig an — und als sie unbeweglich, regungslos und starr blieb, da fing ich an entsetzlich zu schreien und weinte dann krampfhaft, daß die Meinigen alle zusammenliefen und mich von dem Tische wegtrugen."

Die lange Reihe der Wagen, die die Leiche nach Bobrezowo zurückbegleiteten, das „widerliche" Leichenmahl, an dem eine Menge Verwandter und eine ganze Priesterschar teilnahmen, blieb in Erinnerung, aber vor allem jener Augenblick, wo man den Sarg in die Erde versenkte und der Kleine, in seltsamer Vorstellungsverkettung die Not der kommenden Zeit vorausspürend, von einer Verzweiflung und Trauer erfaßt wurde, die lange nicht von ihm wich.

Gleich nach dem Tode der Mutter machte sich der verhängnisvolle Wandel der Dinge geltend. Da der Witwer auf Auslandreisen Ablenkung von seinem Schmerze suchte, wurden die Kinder bei Fremden untergebracht, die Schwestern bei Verwandten, Alexis und Constantin aber in der sehr primitiven Pension eines Schullehrers. Jammervoll das erste Erlebnis der Fremde. Anisja, die alte Kinderfrau und einstige Amme des Vaters, hatte die Brüder in das fremde Haus gebracht; aber auf einmal war sie verschwunden, und es kam die

Nacht, wo man mit zwei fremden Gymnasiasten zusammen zu vier im gleichen Zimmer schlafen mußte: ein unwirtlicher Raum, in jeder Ecke ein Bett, ein Stuhl und ein Köfferchen mit den Habseligkeiten eines jeden. Und die Kleider über den Betten an die Wand gehängt. Der Kleine, verzweifelt aus Heimweh, schreit die ganze Nacht nach der Kinderfrau; aber statt einer begütigenden Stimme und beschwichtigenden Frauenhand das Schimpfen der Kameraden und schließlich zornige Prügel, die am Morgen vom Pflegevater wiederholt werden. Und trostlos wie diese erste Nacht die ganze Zeit in dem liebeleeren Hause. Oasen bilden die Sonntage, wo die Brüder wie der erlöste Prinz im Märchen von einer eleganten Equipage abgeholt und in die luxuriöse Villa der Tante gebracht werden für ein paar Stunden warmen, reichlichen Lebens im frohen Kreise der Verwandten. Ein Scharlachfieber befreit endlich den Kleinen aus diesem bittern Exil, entführt ihn ganz ins Haus der Tante, wo er in isolierten Räumen von weiblichen Leibeigenen liebevoll gepflegt wird.

Die Krankheit bringt ihn dem Tode nahe, sodaß man ihm die Letzte Ölung geben läßt. Dieses Ereignis, nicht ohne Einfluß auf die spätere seelische Verfassung des Knaben, hat sich dem Vierjährigen so lebendig eingebrannt, daß sie noch der Siebziger mit allen Einzelheiten wiederzugeben vermochte: „Ich lag im Schlummer (soporöser Zustand), als ich durch Schritte im Zimmer geweckt wurde. Vor meinem Bette stand im Meßgewand ein ehrwür-

diger alter Priester, neben ihm machte sich ein Diakon (ebenfalls im Ornat) zu schaffen und hielt ein Ikon parat. Ein Chorknabe schwang hinter ihm ein Rauchfaß. Alle drei sagten in gedämpftem Ton Gebete auf. Nach einiger Zeit reichte mir der Diakon das Heiligenbild zum Kusse dar, worauf der Priester mich segnete und mit heiligem Öl ein Kreuz auf meine Stirne strich. Auf diesen letzten Akt wurde ich völlig klar, fühlte mich wunderbar erfrischt und hatte das Gefühl, von einem gefährlichen Zustand befreit worden zu sein. Als die Kirchenmänner, Gebete singend, sich entfernten, wollte ich schon das Bett verlassen und rief feierlich: ‚Ich bin gesund!', während die Meinigen, die auch im Zimmer versammelt waren, noch Tränen in den Augen hatten." Tatsächlich war die Krankheit damit gebrochen: die Todesgedanken, die mit der rührenden Vorstellung, er werde nun bald zu seiner Mutter gehen, ihn noch während der Ölung umspannen, waren auf einmal verflogen und machten einem stürmischen Lebenswillen Platz und übermütigen Rekonvaleszentenwünschen. Diese führten zu einer drolligen, aber für das Wesen des Knaben bezeichnenden, tiefere Seelengänge aufdeckenden Szene:

Wenige Tage nach der Ölung befahl der kleine Herr in mutwilliger Laune seinem Dienstpersonal, das Mittagsmahl für ihn auf einem über einem großen, mitten ins Zimmer gestellten kleinen Tischchen aufzutragen und mit schönem Geschirr und Blumen festlich herzurichten. Hier nahm er

in Anwesenheit einiger Zimmermädchen, die er vor seinem Thron sich aufstellen hieß, das Mahl und erhob sich dann, um seinen Untertanen eine Ansprache zu halten. Kaum hatte er feierlich das Wort ausgesprochen, „Ich bin der König!“, als das Tischchen ins Wanken kam und mit einem Ruck hinunter auf den Boden stürzte. Furchtbares Geklirr, zerbrochene Teller, Schüsseln und Vasen und beschmutzter Boden, Bestürzung der Untertanen und fürchterliches Geheul des gestürzten Königs. Dann Schritte im oberen Stock, und während die Dienstboten angstvoll auseinanderstieben, erscheint der gestrenge Onkel mit der brennenden Pfeife in der Hand, besieht sich den Schaden, schimpft nicht, straft nicht und hat für des Kleinen zerknirschte Bitte um Verzeihung nur das kühle Wort: „Mit Verzeihungen kann ich mir keinen neuen Pelz kaufen.“ Und dieses seltsame Wort prägt sich dem Vierjährigen ein für alle Zeit und regt ihn zum Nachdenken an.

Eine Kinderstubenepisode, hundert andern vergleichbar, allein, wie bezeichnend für die Eigenart dieses Knaben! Der Lebensüberschwang des erst Genesenden, der Persönlichkeitsdrang, der sich bei dem kleinen Russen naturgemäß als Herrschertrieb äußert, aber auch die Art, wie dieser Vierjährige ein unvertrautes Wort auffaßt und es zum Gegenstand des Nachdenkens macht — in all dem zeigt sich bereits die einstige Persönlichkeit an: der immer wieder zum Aufschwung bereite Lebens- und Freudenbejaher, die Herrschernatur, aber auch

der zu Einkehr und Selbsterkenntnis neigende Grübler. Das Ereignis selbst mit seinem jähen Umschlag von Übermut zu Zerknirschung jedoch ist eigentlich zeichenhaft für Monakows Frühzeit; denn in diesen wechsel- und wanderreichen Jahren ergaben sich fortwährend die schroffsten Umschläge von hell in dunkel, von Erhebung in Erniedrigung.

Zunächst freilich folgte wieder ein Aufenthalt im väterlichen Gut zu Bobrezowo. Allein, der Wechsel des Tanten- und Gouvernantenregiments nahm auch der Heimat das Vertraute — es war nicht mehr die einstige Geborgenheit — der Tod des einen Schwesterchens brachte einen neuen Schmerz, einen nachhaltigeren noch derjenige des Großvaters; denn der achtzigjährige Mann hatte sich des kleinen Constantin, der im allgemeinen nicht leicht Anschluß fand, mit besonderer Liebe angenommen, hatte ihn mit Geschenken zu erfreuen gesucht und ihm oft aus der Bibel vorgelesen, wodurch er das Gemüts- und Geistesleben des Kleinen richtunggebend anregte. Nach Vollendung des fünften Jahres war bei dem Knaben ein lebhaftes Bedürfnis nach geistiger Beschäftigung erwacht: durch Beobachtung bei den größern Geschwistern lernte er von sich aus lesen und schreiben, und es gelang ihm sogar, durch einen in Druckletteru abgefaßten Brief an die Tante in Wologda sich eine erste Anerkennung zu gewinnen, die freilich nicht genügte, ihn von dem häuslichen Spottnamen „der dumme Constantin“ zu befreien. Zu beschei-

den brannte sein Lichtlein neben der glänzenden Begabung der größern Geschwister, des Bruders Alexis, der Schwester Mascha; denn er gehörte nicht zu den Gelenkigen, die von andern Erworbenes sich leicht anzueignen und zu verwerten verstehen, nur das Selbsterworbene und -erkämpfte hatte für ihn Wert und Bestand. Wie alle wahrhaft originalen Menschen war er keine Schüler-, sondern eine Autodidaktennatur. Daraus erklärt sich viel Schwierigkeit und Not seines Lebens, aber auch das tief Eigenartige seiner Persönlichkeit, seiner Leistungen, seines schöpferischen Lebenswerkes.

Und wiederum aus der Eigenart seines Wesens wie seiner frühen Erlebnisse erhellt sich uns die schon bei dem Fünfjährigen hervortretende religiöse Neigung, die bisweilen geradezu leidenschaftliche Formen annehmen konnte. Der Tod der Mutter, das Erlebnis der Letzten Ölung, die Bibelvorlesungen des Großvaters hatten wohl den Grund dazu gelegt. Nun kam aber in seinem sechsten Lebenssommer noch ein Neues hinzu, was die Vorstellungen des Knaben in nicht ungefährlicher Weise beeinflußte: In einem Schuppen, nahe beim Herrenhaus fand sich die Werkstatt eines jungen Buchbinders, der die gewaltige Bibliothek des Gutsherrn, dem er leibeigen war, instand zu halten hatte. Dieser Ort gewann für den Kleinen eine große Anziehungskraft. Stundenlang konnte er bei dem jungen, aufgeweckten Manne sitzen, der ihn mit buntem Papier und Lederabfällen beschenkte

und zu allerlei Basteleien anleitete. Während der Arbeit aber pflegte der phantasievolle Buchbinder, der ein Orthodoxer war und innig vertraut mit den alten russischen Sagen, das empfängliche Kind mit der bunten spukhaften Welt seiner religiösen Vorstellungen bekannt zu machen. In leuchtenden Farben ließ er die Gestalt Gottes, die Engel, die Heiligen erstehen, aber auch die wilde Welt der Dämonen, wie sie damals den Lebensraum der russischen Bauern erfüllte: die reichgestufte Schar der Teufel und bösen Geister — Waldgeist, Hausgeist, Badehausgeist, Teufel mit Hörnern und Schweif und Krallen, Hexen, Nixen — das ganze Heer der Unholde siedelte er in dem Gemüt des Kindes an und entzündete dessen leicht erregbare Phantasie mit furchterregenden Erzählungen. Freilich warnte der seltsame Prediger seinen Schüler davor, sich mit den erzählten Spukgeschichten zu befassen oder darüber nachzudenken, da die Dämonen, insbesondere der Hausgeist, Kinder, die an sie dächten, von ihnen sprächen oder sich vor ihnen fürchteten, unfehlbar zu holen pflegten; aber selbstverständlich trieb er mit solcher Warnung den erregten Knaben nur tiefer hinein in die Welt der Schreckbilder, die, verbunden mit dessen eigenen naiven religiösen Vorstellungen, ihn ganz erfüllten und schließlich schwere Angstzustände zur Folge hatten. Besonders in der Nacht, wo jede Erscheinung — der Umriß eines Gewandes, der vom Wind bewegte Vorhang, ein unerwartetes Geräusch — grauenhafte Vorstellungen

erweckte, konnte sich der Zustand des verängsteten Kindes, das die Dämonen umsonst mit Stoßgebeten und Zaubersprüchen zu bannen versuchte, zu eigentlichen Angstdelirien steigern. Der Bruder Alexis war es, der endlich die Sache entdeckte und den Kleinen zum Geständnis brachte, worauf der Verkehr mit dem Buchbinder ein Ende hatte.

Die Angstzustände verloren sich wohl mit der Zeit, jedoch nicht der leidenschaftliche Anteil an religiösen Dingen. Dieses Bedürfnis steigerte sich vielmehr dermaßen, daß der Knabe einen großen Teil des Tages sich, „natürlich in kindlichen Formen und auf Grund der griechisch-katholischen Lehren mit Gott, Geist, Weltschöpfung, Jüngstem Gericht“ und andern Weltproblemen beschäftigte und seine Umgebung mit hundert hingehörigen Fragen quälte. Dazu kam eine schwärmerische Frömmigkeit, das innige Bemühen, durch täglich mehrmals wiederholte Gebete, religiöse Übungen und häufiges Lesen im Alten Testament die Güte Gottes für sich zu gewinnen; denn in dem kleinen Herzen saß die Furcht, Furcht nicht allein vor den bösen Geistern, Furcht auch vor den Mächten des Schicksals, die er in vielfachem Leid und Mißgeschick schon so übel erfahren hatte, aber auch Furcht vor dem Zorn des Vaters. Daß er noch nicht mit den ältern Geschwistern zur Kirche geführt und dort gesegnet wurde, kostete den Knaben viel bittere Tränen, und er suchte sich Ersatz zu schaffen, indem er im kindlichen Spiel die kirchlichen Gebräuche nachahmte, und zwar vor allem

Totenfeierlichkeiten und Bestattungen, für die er die Miniatursärge selbst herstellte. Später, als er im Unterricht mit dem Neuen Testament bekannt gemacht und auch zu den kirchlichen Übungen zugelassen wurde, nahm die kindliche Frömmigkeit, die er in seiner Rückschau als eine durchaus aufrichtige Frömmigkeit bezeichnet, festere Formen an, und der Knabe war im stillen entrüstet darüber, daß sein Vater sich vom Kirchenbesuch fernhielt.

Man muß es sich einprägen, daß der furchtlose Kämpfer, der vorurteilslose Erforscher der lebendigen Kräfte, der gesunde, glühende Liebhaber des Lebens Constantin von Monakow als kleiner Knabe, von allen bösen Ängsten gequält, sich gegen soviel Lebensfurcht zu wehren hatte, daß Krankheit und Tod immer wieder in das junge Leben eingriffen, daß Tod und Sarg und Leichenfeier bis in seine kindlichen Spiele hineindrangen. Aber freilich, wenn man weiß, welcher Art die Gottesvorstellung des Kleinen war, so versteht man, daß in seinen furchtgeborenen Übungen auch eine heimliche Tapferkeit lag, daß es gewissermaßen Übungen zur Tapferkeit waren; denn in seinen Gebeten wandte er sich weder an die milde Madonna, noch an sanfte Heilige, sondern an Gottvater selbst, und den sah er nicht als freundlichen Weihnachtsmann, in dessen Schoß man sich gerne flüchtet, sondern als „Greis mit wallendem Bart und blitzenden auf mich gerichteten Augen“. Spürt man, wieviel Mut es braucht,

um auszuharren vor solch blitzendem, auf sich gerichtetem Gottesauge und sich ihm immer wieder zu stellen im Gebet? Und liegt nicht der heimliche Ursprung aller Lebenskraft in dem Drange, sich seinem Gotte Auge in Auge zu stellen, und das Geheimnis derer, die als Sieger durchs Leben gehen, in dem Vermögen, sich auseinanderzusetzen mit den Mächten und standzuhalten vor dem Flammenblick des Schicksals? „Kühnes Entgegenblicken und -treten den Gefahren und Bitternissen des Lebens“ nennt Monakow noch in einem seiner letzten Briefe eine Hauptregel für den Adepten der hohen Kunst des Lebens.

Diese angeborene, zur Auseinandersetzung mit dem Unbegriffenen drängende Herzenstapferkeit, die schon den vierjährigen Knaben aufs Totenbett der Mutter zwang, war es, was ihn grundsätzlich von seinem Vater trennte, mit dem ihn sonst mancher Wesenszug verband. Wohl war dieser ernste, eifrig um alle geistigen Dinge bemühte Iwan von Monakow, dieser unermüdliche Forscher und Arbeiter, in seiner Lebensführung so streng gegen sich wie gegen die andern, und es fehlte ihm, dem Freidenker und Demokraten im orthodoxen zaristischen Rußland, keineswegs an Mut; aber dem Schicksal gegenüber war er wie einer, der sich verbirgt. Immer wieder sehen wir ihn auf der Flucht, sei es, daß er vor dem Schmerz über den Verlust geliebter Menschen ins Ausland flieht, sei es, daß er sich vor bitterer Erfahrung in seine Bücher flüchtet oder in der Einsamkeit verbirgt:

immer ist es, als ob er das Unheilvolle oder Störende aus den Augen verdrängen wollte. Auch die erzieherische Maßregel der Entfernung oder Verbannung des fehlbaren Kindes gehört hierher. Aber Gespenster, denen man entflieht, setzen sich uns in den Nacken und jagen einen in die öden Bezirke der Verzweiflung. Immer eingezirkelter, immer gespensterhafter wurde das Leben dieses im Grunde hochstrebenden Menschen, und sein Alter war wie sein Antlitz von tiefer Einsamkeit gezeichnet, „gänzlich freundlos“ und den Gewalten des Trübsinns ausgeliefert. Wie ein verwehter mißklingender Ton aus geborstener Glocke verging dieses Leben in die große Stille. Aber das Wesen Constantins war Gegenwart, Bereitschaft, war ehrlicher Kampf, und seine Einsamkeiten gehörten dem tapferen Ringen mit sich selbst und mit den höheren Mächten. So wurde sein Leben vielstimmig und erfüllt, Kraft fügte sich zu Kraft, Liebe zu Liebe, Reichtum zu Reichtum, und sein Ausklang war umfassendes Zusammenspiel des großen Orchesters.

Als Constantin sechs Jahre alt war, siedelte sein Vater, der sich wiederum dem Ministerium zur Verfügung gestellt hatte, mit den noch lebenden drei Kindern nach Jaroslawl über. Unvergeßlich der Auszug aus der Kinderheimat, die mühsame, nicht ungefährliche Reise mit Kutschen und Troiken durch unwegsames Land, die Aufenthalte mitten im Wald und in unheimlichen Herbergen. Jedes Begebnis dieser mühseligen Fahrt, die un-

heildrohend das künftige Wanderleben der verwaisten Familie einleitete, hat sich dem Kleinen eingeprägt, aber keines schmerzlicher als jene Erfahrung, daß er um einer kleinen Näscherei willen, die er zusammen mit der ältern Schwester verübt hatte, vom Vater grausam gezüchtigt wurde, während sie straflos ausging.

Jaroslawl ist nur eine kurze Station. Der Vater verreist wieder ins Ausland, läßt sich dann mit den größern Kindern in Petersburg nieder, während der Jüngste bei einer Witwe in Moskau untergebracht wird: Ein liebeleeres Haus und anfänglich viel Heimweh nach den Geschwistern; aber die Schönheit der Stadt Moskau und die Möglichkeit des freien Sichtummelns in Gassen und öffentlichen Anlagen entschädigt einigermaßen für die häusliche Öde. Hier sehen wir den jungen Constantin zum erstenmal unter Kameraden, und zwar erscheint der Siebenjährige gleich als ihr phantasievoller Führer, und eines Tages versammelt er unter einem Baum in den Anlagen des Kreml eine Schar, zu der auch größere Jungen gehören, um sich und hält ihnen eine Predigt über den religiösen Glauben (denn es ist die Zeit, da er viel im Neuen Testament liest), und wie er es am Heiland gesehen, stellt er sich hin und verkündet, daß der wahre Glaube nicht nur Berge versetzen könne, daß er auch jeden Gegenstand in einen andern zu verwandeln vermöge, und wenn solches nicht gelinge, so liege das bloß daran, daß man nicht kräftig genug zu glauben verstehe. Und er kommt in

großen Eifer vor den ungläubigen Gesichtern der Kameraden: „Euer Glaube ist eben nicht so unerschütterlich, wie Christus es gefordert!" und wagt den Beweis durch die Verwandlung eines Schlüssels in ein Pferd; aber da das Wunder trotz inbrünstigem Gebete nicht gelingt, gibt er schließlich betrübt zu, daß auch er nicht stark genug sei im Glauben. An der Macht des Glaubens selbst zweifelt er nicht.

Mit liebevoller Genauigkeit schildert Monakow diese die geistige Verfassung des noch nicht Achtjährigen eindringlich beleuchtende Episode, aber auch mit einem Lächeln der Selbstironie für seine so früh zutage tretende Neigung, andere zu belehren, und schließt mit dem nachdenklichen Worte: „Schon damals nahm ich es mit meiner Weltorientierung ernst."

Wiederum war es Krankheit, eine schwere Bronchitis, die dem Exil ein Ende machte, den Verbannten mit den Seinen vereinigte und einen erfreulichsten Umschwung auch in den äußern Verhältnissen herbeiführte; denn in Petersburg hatte sich die Familie Monakow am Katharinenprospekt aufs schönste eingerichtet: hochherrschaftliche Wohnung mit vielen Zimmern, großer Gesellschaftssaal, zahlreiche Bedienung, lebhafter Verkehr mit bedeutenden Menschen, große Empfänge, und es ist bezeichnend, daß der Knabe durch den Glanz der Weltstadt und diesen Haushalt von großartigem Zuschnitt sich keineswegs eingeschüchtert fühlte, sondern die vornehme

Lebensführung instinktiv als das seiner Abstammung und seinem Wesen Angemessene empfand. Neben einer Gouvernante nahm sich nun auch der Vater des Unterrichts der Kinder an, und die geistvolle Art, wie er Geschichte und Geographie darzustellen wußte, machte auf den kleinen Constantin gewaltigen Eindruck und gab ihm so starke Impulse, daß seine geographischen Kenntnisse unter den Gästen des Hauses geradezu Aufsehen erregten: eine Zeit freudigen Aufschwungs, aber von kurzer Dauer. Neuerdings war es eine Krankheit, diesmal eine lebensgefährliche Masern-Lungenentzündung, die schicksalshaft eingriff und durch ihre mittelbaren Folgen das bitterste Erlebnis und grausamste Exil dieser von schweren Erfahrungen belasteten Kindheit herbeiführte. Nach überstandener Krankheit machte sich nämlich der kleine Rekonvaleszent durch neu erwachte Unternehmungslust und Bubenübermut die engherzige, aber im Hause sehr mächtige Wirtschafterin zum Feind, und als ihr kurz nacheinander zwei Schmuckstücke abhanden kamen, suchte sie den Verdacht auf den „ungezogenen Constantin" zu lenken, und beide Male gelang es ihr, zusammen mit andern Hausgenossen, den Kleinen durch die stundenlange Folter der Überredung, Drohung, Schmeichelei, Liebkosung, durch Versprechen der Straflosigkeit, ja gar der Belohnung derart zu ermüden und zu zermürben, daß er sich schließlich zu einer Untat bekannte, von der er in Wahrheit nichts wußte. Die vom Vater verhängte und

ausgeführte Strafe war im ersten Fall erträglich, im zweiten unmenschlich; denn grausamerweise wurde die Züchtigung nicht sofort vollzogen, sondern für den andern Morgen in Aussicht gestellt und das Kind so der martervollsten Nacht ausgeliefert: von Schlaf keine Spur. Wie ein zum Tode Verurteilter liegt er da, vergehend vor Angst, in Schweiß gebadet, laut und leise betend, sucht Halt im Gedanken an den Heiland, „der ja auch ungerecht entsetzliche Strafen erdulden mußte", bis er sich schließlich in einer Art stumpfer Fassung seinem Strafrichter stellt, der pünktlich um sieben Uhr mit der Weidenrute erscheint. Die Strafe fällt so aus, daß der schließlich gefühllos Gewordene verbunden und ins Bett gelegt werden muß. Tagelang wird er wie ein Verbrecher behandelt, und man faßt den Beschluß, ihn aus der Familie auszuschließen und einem berüchtigten polnischen „Pädagogen" in Zucht zu geben. Diese grausame Verfügung bleibt auch dann bestehen, als die Unschuld des ungerecht Bestraften an den Tag kommt, da er selbst den vermißten Ring der Wirtschafterin zwischen den Polstern ihres Lehnstuhls findet. Zwar wird er nun wieder in Gnaden angenommen; aber noch einmal trifft ihn eine wenn auch gelinde Strafe für sein Schuldbekenntnis, das man nun als Lüge hinstellt. Und die Auslieferung an den Zuchtmeister wird nicht rückgängig gemacht. Sie erweist sich als eine allerschlimmste Strafe. Schon am ersten Abend erfährt der neue Pensionär einer kleinen Ungezogenheit

wegen blutige Züchtigung, die sich nun fast täglich wiederholt bis zu seiner Abstumpfung. Ein Ereignis, das ihn beinahe das Leben kostet, befreit ihn endlich von seinem Peiniger: zufolge einer Unvorsichtigkeit fällt er in die Newa, wird, schon dem Tode nahe, im Flusse aufgefischt und mit großer Mühe ins Leben zurückgebracht. Die grausame Art, wie der Pädagoge den kaum dem Tode entrissenen Knaben behandelt, erregt die Entrüstung der Umstehenden, spricht sich herum, kommt dem Vater zu Ohren, der nun sein Unrecht einsieht und den mißhandelten Sohn zwar nicht zu sich heimnimmt, aber doch in bessere Verhältnisse verbringt, in das schlichte Haus eines Photographen, der durch sein freundliches, ja liebenswürdiges Wesen das Herz des Knaben zu gewinnen versteht. Er selber aber sieht in diesem Wandel der Dinge die wunderbare Erhörung seiner Gebete um Befreiung, und wie ein Wunder erscheint ihm die Rettung aus der Newa. Der Augenblick, da ihm im Untersinken unmittelbar vor dem Verlust des Bewußtseins wie eine letzte Erleuchtung der Gedanke durch den Kopf ging: „So also ist der Tod. Nun folge ich meiner Mutter“, erlöscht nie, und oft ist ihm, als ob er schon einmal gestorben wäre und von Rechts wegen tot sein sollte.

Nach der schlimmen Zeit ist der Aufenthalt im Hause des Photographen wie eine Zuflucht; denn wenn er sich auch hinter den Kindern des Hauses zurückgesetzt fühlt, man ist doch freundlich zu ihm. Für den Mann, einen Halbamerikaner, hat er

sogar eine stille Verehrung, und in der Schule, die er nun besucht, wird wenigstens nicht geprügelt; er ist deshalb durchaus nicht erfreut, als ihm eines Tages eröffnet wird, daß er mit seiner Familie ins Ausland verreisen müsse. Denn der Vater, der sich in seiner Heimat nicht mehr wohl und vielleicht auch nicht mehr sicher fühlt, hat sich entschlossen, Rußland endgültig zu verlassen. Die Güter sind verkauft, ein neues Leben soll beginnen; aber während die ältern Geschwister der großen Änderung freudig gespannt entgegensehen, fürchtet sich der Jüngste davor: er hat schon so viel schlimmen Wechsel erfahren, eben war er einigermaßen zur Ruhe gekommen, und nun gar eine neue fremde Welt! Es ist, als ob man ihn mit Gewalt dem heimischen Boden entreißen müßte, den die andern zuversichtlichen Herzens verlassen. Und doch hat keines von ihnen die Welt des Westens so kräftig aufgenommen wie er und sich darin so heimisch gemacht. Aber am Ende seiner Tage, als es ihm den Blick zurückzwingt auf die Anfänge, ihn drängt, das Leben als Ganzes zu fassen, da heißt es: „Ich fühle auf einmal, wie ganz ich doch in jener Welt verwurzelt bin. Wenn ich wahr sein will, so bin ich im Grunde sehr russisch."

Vor mir liegt das nun ganz vergilbte Bildchen, das der Petersburger Photograph von seinem neunjährigen Pensionär aufnahm, ehe dieser Rußland verließ. Auf dem bekannten internationalen Photographenstuhl sitzend, die Linke über ein Tischchen gelegt, die Rechte ein Buch umklammernd,

ein kleiner Junge in Herrenkleidung: schwarzes Fräckchen, steifer Kragen mit Schlips, weiße Hose. Dabei erinnert er wenig an ein Herrensöhnlein, hat nichts von einem gewitzigten Großstadtbübchen, eher etwas von der Wachsamkeit und seelischen Schwere eines Bauernjungen. Aber er sitzt sehr aufrecht da, den Blick gradaus dem Betrachter ins Auge gepfeilt, und das kindlich runde Bubengesicht mit der hellen, von bürstendichtem Haar umrahmten Stirn erscheint eigentümlich gesammelt. Man könnte es ein verschlossenes Gesicht nennen, wenn die auffallend ungleich blickenden Augen (wachsam beobachtend das rechte, groß, besinnlich das linke) es nicht so lebendig öffneten, und wenn der streng verschlossene Mund von weniger blühend beredter Bildung wäre. Das ist „der arme kleine Kostja", für den der Sechsundsiebzigjährige noch um Mitleid bat; allein, wenn auch der Anblick dieses lieblos gewandeten, spürbar ungehegten kleinen Mannes mit dem rührenden Zug der Verletzlichkeit um die beweglichen Nasenflügel einen zunächst ans Herz greift, wer sich tiefer hineinliest in dieses Knabenbild, neben der Weichheit des Kindergesichts und der gutmütigen Kinderhand auch die Entschlossenheit der Stirn wahrnimmt, den Stolz des Nackens, die ganze Aufgerichtetheit dieses kleinen Menschen, der spürt an ihm eine Kraft, vor der das Mitleid nicht mehr zurecht kommt; denn man ahnt, daß dieser aufrechte Knabe, der mit freiem Blick durch soviel Ungerechtigkeit und Erniedrigung ging und

dem alles unberechenbare Auf und Nieder des Schicksals nicht das Vertrauen aus der klaren Stirn zu wischen vermochte, aus dem Stoff derer gemacht ist, denen alle Dinge zum Besten dienen. So sitzt er da, wie einer, der gewohnt ist, seinem Gotte aufrichtig ins blitzende Auge zu sehen. Aber auf dem schönen Ölbildnis, das den Vater Iwan von Monakow ungefähr im selben Alter darstellt, sehen wir einen sorgfältig gekleideten Grafensohn in Spitzenkragen und gepflegtem langem Haar. Allein, das verschlossene Kindergesicht ist über ein Buch gebeugt, darin sich der Blick der wandernden Augen bergen will.

Das Ziel der Auswanderer war Dresden, der erste Eindruck des Westens der der Ordnung. Schon in Berlin war die Beobachtung einer in ruhigen Verhältnissen lebenden Bevölkerung das, was dem kleinen Constantin am meisten imponierte, und Ordnung war auch der Geist des damals berühmten Krauseschen Institutes in Dresden, darin die beiden Brüder untergebracht wurden, während der Vater sich in der Stadt in einer Privatwohnung einrichtete. Militärische Organisation, strenge Schlafsaaldisziplin, Fünfuhraufstehen, genaue Überwachung auch beim Ausgang und Spiel und dem bereits nach englischem Muster organisierten Sportsbetrieb; aber der strenge Geist mißfällt dem Knaben durchaus nicht. Es ist vielmehr, als ob ihm nach den Zeiten der Willkür und tiefen Unordnung diese feste Hand wohltäte; denn die Lehrer sind bei aller Strenge wohlwollend und von

hoher Bildung. Freilich muß er zu seiner Beschämung der mangelhaften Vorbildung, des mangelhaften Deutsch und auch der mangelnden Aufmerksamkeit wegen in der Sexta sitzenbleiben; aber nachher gehört er zu den guten Schülern. Das große Erlebnis dieser Dresdener Jahre jedoch ist die Musik. Zwar der eigene Geigenunterricht, den er, unfähig, sich den kleinlichen Vorschriften eines pedantischen Lehrers zu fügen, schließlich wieder aufgibt, bleibt ohne wesentlichen Erfolg; aber gewaltig ist der Eindruck der Oratorien, die die Zöglinge unter der Leitung eines hervorragenden Wagner-Dirigenten aufführen, bei denen der kleine Russe mit seiner weichen, klangvollen Stimme als Solosänger auftreten kann. Hier legt sich der Grund seiner musikalischen Bildung mit der Richtung auf deutsche Musik. So stark ist der Eindruck, daß sich ihm der Großteil dieser Oratorien sowie ganze Partien der Opern, die die Zöglinge anhören dürfen, für alle Zeiten einprägen. Und nur eins kann diesen musikalischen Erlebnissen die Waage halten, eine Hamletaufführung mit Devrient, die ihn förmlich aufrüttelte und zu eingehendem Studium und Auswendiglernen dieses Dramas anregte und wohl den ersten Grund legte zu seiner Shakespeare-Liebe.

Der Sechsundsechzigerkrieg führt das verfrühte Ende des Dresdener Aufenthaltes herbei, eben in dem Augenblick, wo durch den Griechischunterricht neuer Ansporn und neue Freude in das Schulleben des Zwölfjährigen kam.

Die nächste Station der Familie Monakow war Zürich, das sie später zu ihrer zweiten Heimat machten, das für Constantin wirklich zu einer solchen werden sollte. Vorläufig freilich erwartete ihn auch hier noch ein Wechsel- und Wanderdasein. Während sich der Vater mit den beiden ältern Geschwister in Zürich-Unterstraß niederließ und sich mit seiner gewaltigen Bibliothek im Hause des Alt-Bürgermeisters Dr. Zehnder einrichtete, wurde der Jüngste in einem Privatinstitut in Stäfa untergebracht. Obschon er die große Freiheit, die man hier genoß, zu schätzen wußte und obgleich eine achttägige Bergwanderung in den Urkantonen zu einem Glanzpunkt seiner Jugend wurde, zum Ursprung seiner Bergbegeisterung und wohl auch seiner Liebe zu dieser Gegend des Vierwaldstätter Sees: der richtungslose, von wenig gebildeten Lehrern geleitete Unterricht mißfiel ihm so sehr, daß er die Anstalt zu verlassen wünschte. So kam eine Übersiedlung ans Zürcher Gymnasium, die leider zunächst wieder die Rückversetzung in eine tiefere Klasse zur Folge hatte. Nun war er mit seinem starken Wuchs wie ein Riese unter den um zwei Jahre jüngern Stadtbüblein, mit seiner Erfahrung wie ein Erwachsener unter Kindern, mit der Eigenart seiner wenig beeinflußbaren, freigerichteten Natur wie ein Aufrührer unter den wohlerzogenen Bürgersöhnen. Dennoch war sein Verhältnis zu den Kameraden weit besser als zu den Professoren, deren pedantischer, am kleinlichen Betrieb veralteter Schultechnik ser-

belnder Unterricht ihn bitter langweilte oder fast zur Verzweiflung trieb. So kam es, daß er in der Schule flüchtig war, während er sich daheim mit Hingabe dem Studium der von den Lehrern vernachlässigten Fächer — Naturkunde, Geschichte, französische und deutsche Literatur — widmete und sich Einsichten und Kenntnisse erwarb, die ihm in der Schule nichts nützten, aber seine Bildung förderten. Erholung und Freude bedeutet für ihn der damals in Glorie stehende Kadettendienst.

Übrigens wohnte er auch jetzt nicht mit seiner Familie zusammen, sondern in der Studentenpension des Gymnasiallehrers und einstigen deutschen Flüchtlings Sartori, und hier in diesem angenehmen, gesellschaftlich belebten Hause fühlte er sich zum erstenmal warm geborgen, dank vor allem der neunzehnjährigen Tochter des Hauses, Luise; denn ihr war es beim ersten Zusammentreffen schon gelungen, die Dankbarkeit und das Herz des Dreizehnjährigen für alle Zeiten zu gewinnen durch eine liebe Aufmerksamkeit. Während er nämlich im Studierzimmer von Vater Sartori den Aufsatz für die Aufnahmeprüfung schrieb, erschien sie leise und brachte dem Geplagten mit freundlichem Worte ein Butterbrot, und es gibt vielleicht nichts, was die Liebesarmut dieses Knabenlebens seit dem Tode der Mutter schärfer beleuchtete als die Art, wie diese Freundlichkeit von ihm empfunden wurde: „Ich blickte voller Wonne auf, dankte überschwenglich der freundlichen Geberin, und von diesem Augenblicke an

war zwischen uns gute Freundschaft geschlossen. Etwas Ähnliches war mir, dem alten Institutszögling, nicht begegnet. Ich hatte das Gefühl, sie sei mein guter Geist, und blickte mit Zuversicht in die Zukunft." Und es wurde eine Freundschaft fürs Leben, trotzdem der Aufenthalt in der Pension Sartori nur anderthalb Jahre dauerte. Nach mehr als sechzig Jahren dachte Constantin von Monakow noch „mit Rührung und von tiefstem Dank erfüllt" an jene freundliche Bewirtung und überhaupt an die Begegnung mit Luise Sartori, „dem ersten anmutigen, harmlos liebevollen, sympathischen weiblichen Wesen", das er kennen lernte und in dem er „ein höheres, fast unerreichbares Wesen" erblickte. Bis zu seinem Tode blieb er der Freundin, die sich ihre geistige Frische und menschliche Anmut wunderbar bewahrt, verbunden, und besonders unterließ er es nie, sie an ihrem Geburtstag aufzusuchen und durch irgendeine Aufmerksamkeit zu erfreuen.

Aus dem Hause Sartori wurde er mit vierzehn Jahren in die Pension des Schreiblehrers Korrodi versetzt, wo er sich ebenfalls gut aufgehoben fühlte. Dennoch, und obgleich es in den Pensionen freier zuging als in der an strengste Hausordnung gebundenen Familie Monakow, wo den ganzen Tag unablässig geistig gearbeitet wurde, erwachte in ihm ein heftiges Verlangen, endlich wieder mit den Seinen vereint zu werden. Der eingeborene Selbsterziehungsinstinkt, der in der Lebensgestaltung Monakows eine so große Rolle spielt, scheint

in dieser Zeit erwacht zu sein. Er trieb den Fünfzehnjährigen, in der strengen Obhut des Vaterhauses vor sich selbst, der innern Ratlosigkeit und den schweifenden Gefühlen des Entwicklungsalters Schutz zu suchen und beruhigende Anlehnung an ein ihm nahestehendes Wesen. Die Liebe zu der Schwester Mascha, die ihm einst sehr nahe gestanden hatte, ihm aber durch ihre gänzliche Hingabe an den Vater und das eifrig betriebene Studium etwas entfremdet worden war, diese alte Geschwisterliebe wurde nun zum heftigen Heimweh. Um dem Vater zu beweisen, daß er nicht der unbegabte, energielose Junge sei, für den er ihn immer noch hielt, wagte er eine Kraftleistung, indem er während der Sommerferien auf dem Rigi in fünf Wochen gänzlich ohne Anleitung die englische Sprache lernte mit dem Erfolg, daß er am Ferienende nicht nur sich englisch zu unterhalten, sondern auch englische Romane zu lesen vermochte. Dieses Gesellenstück, von dem Pensionshalter als geniale Leistung bestaunt, machte auch auf den Vater einigen Eindruck, sodaß er sich endlich entschloß, den Sohn wieder aufzunehmen, ihn von der verhaßten Schule zu befreien und die Leitung seiner Studien selber in die Hand zu nehmen. Weihnachten 1868 holte er ihn von einem Tag zum andern heim. Und da war denn der ewige Pensionär nach so vielen Jahren zum erstenmal wieder in seiner Familie. Freilich, den Bruder Alexis traf er nicht mehr an, da dieser sich zur Ausbildung seines bedeutenden Malertalentes nach

Brüssel begeben hatte; aber Vater und Schwester nahmen den Heimgekehrten warm auf.

Die siebzehnjährige Mascha war der gute Geist des Hauses. Sie war der Mensch, war das einzige weibliche Wesen, das der Vater wirklich warm liebte; denn in ihrer zutraulichen, bildsamen Art hatte sie sich seinem Willen durchaus gefügt, hatte sich widerstandslos in sein des Verkehrs fast ganz entbehrendes Gelehrtendasein hineinspinnen lassen, hatte nach seiner Anleitung mit Ausnützung jeder Minute an ihrer geistigen Ausbildung gearbeitet, hatte mit sechzehn Jahren schon Vorlesungen am Polytechnikum besucht, war zur Mitarbeiterin des Vaters geworden und selber schon eine halbe Gelehrte. An ihr hoffte der junge Constantin Beispiel, Halt und Wärme zu finden und die so lange entbehrte liebevolle mütterliche Hand Aber kurz nach seiner Heimkehr trat das Unglück ein, das dieses anmutige Leben, auf das Vater und Sohn ihre Hoffnungen gesetzt hatten, zerstörte. War es die unterdrückte Jugend, die sich rächte? Auf einmal brach bei dem jungen Mädchen eine Schwermut aus, die bald beängstigende Form annahm. Sie verweigerte das Essen, erklärte, nicht mehr leben zu wollen, da sie schuld sei am Unglück der Welt, und sie habe ein Herz von Stein. Schließlich stand sie den ganzen Tag regungslos da, meist vor dem Fenster, und blieb stumm. Der Bruder tat alles, um die unheimlich Veränderte zu sich selbst zu führen und Licht in das Unverständliche zu bringen, erschöpfte sich förmlich in

Aufrichtungs- und Aufklärungsversuchen — vergebens! Er merkte bald, daß man durch Zureden ihren Zustand eher verschlimmerte. Sie mußte in ein Sanatorium verbracht werden, wo sie schon im März durch eine akute Lungenerkrankung in wenig Tagen hingerafft wurde.

Es war nicht allein das eigene Leid, der schmerzliche Verlust der geliebten Schwester so bald nach der endlich erreichten Wiedervereinigung, was den Jüngling erschütterte: das Erlebnis von Krankheit und Tod machte als solches einen tiefen Eindruck auf ihn. Der spätere große Seelenarzt erfuhr hier zum erstenmal von der geheimnisvollen Krankheit der Seele und erlebte sie mit in leidenschaftlicher Teilnahme. Aber auch den ersten Einblick in das Mysterium des menschlichen Leibes gewann der spätere weltbekannte Anatom beim Tode seiner Schwester, da man ihn der Leichenöffnung beiwohnen ließ. Das Bild der angegriffenen und zerstörten Lunge, die den Tod herbeiführte, vergaß er nie mehr. Allein, auch die Tatsache, daß er in der Todesstunde der Schwester plötzlich aus tiefem Schlaf auffuhr mit der schreckhaften Gewißheit: Jetzt geschieht etwas Entsetzliches, jetzt stirbt sie! hat den Jüngling lange und tief beschäftigt.

Geheimnisschwere Dinge, von denen er vordem nichts gewußt, hatten sich auf einmal in seinen Blick gestellt. Damals begann wohl bereits das Naturreligiöse in sein konfessionell bedingtes Weltbild einzudringen, das freilich den orthodoxen griechisch-katholischen Rahmen bereits gesprengt

hatte während des langen Aufenthaltes in protestantischem und reformiertem Lande und unter dem Einfluß des Vaterhauses, wo man sich zur Weltanschauung Goethes bekannte.

Die trostlose Leere des von dem geliebten Kinde verlassenen Hauses ertrug Iwan von Monakow nicht. Wie einst nach dem Tode der Gattin entfloh er nach Paris, und zwar nahm er diesmal den Sohn mit; denn das gemeinsame Leid hatte sie einander nähergebracht. So wurde dieser aus seelischer Erschütterung mit einem Ruck mitten hineingeschleudert in den Wirbel der Weltstadt. Freilich sorgte der Vater auch hier für genaue Zeiteinteilung und Zeitausnützung: er gab dem Sohn zwei Lehrer, einen Philologen, der ihn vormittags unterrichtete, und einen jungen Schriftsteller, der ihn nachmittags in der Stadt herumführen, mit den Schätzen des Louvre und Luxembourg und mit den Sehenswürdigkeiten von Paris bekannt machen sollte. Besonders stark war der Einfluß dieses geistreichen Mentors, der, ein feiner Kunstkenner, es ebensogut verstand, bei seinem Schüler Begeisterung für die hohe Kunst zu erwecken, wie ihn von falschen Enthusiasmen zu befreien, und als er etwa sah, wie die glänzenden Schaustellungen der großen Gesellschaft des Zweiten Kaiserreiches den Jüngling hinrissen, dämpfte er endgültig solche Bewunderung für äußern Prunk mit der spöttischen Bemerkung: „Ce ne sont pas des gens nobles, ce sont seulement des gens riches.“

Paris schenkte dem jungen Constantin in kurzer

Zeit mehr Anschauung, mehr Kenntnis und Erkenntnis und vor allem mehr innere Reife als Jahre des Schulunterrichts; aber als der Reichtum der Eindrücke ihn zu bedrängen begann, erzwang er — nach fünf Wochen — die Heimkehr. So stark war damals schon in ihm der Widerwille gegen Anhäufung unverdauten Stoffes, so lebendig das Bedürfnis nach geistiger Verarbeitung des Empfangenen, nach innerer Ordnung. Auf der Heimreise in Genf traf man mit Alexander Herzen und Bakunin zusammen, eine Woche verbrachte Iwan von Monakow in diesem Kreise, ohne sich für die marxistischen Ideen gewinnen zu lassen.

Und dann in Zürich wiederum das trostlos leere Haus. Der Vater ertrug es immer noch nicht. Nach gemeinsamem Aufenthalt in Rigi-Kaltbad reiste er neuerdings nach Paris, ließ den Sohn aber erst später nachkommen, nachdem er sich in einer großen Wohnung mit eigenen Möbeln und Bedienung eingerichtet hatte. Auch jetzt wurde emsig gearbeitet; aber das große Erlebnis dieses Pariser Winters war das Theater. Dessen häufiger Besuch wirkte so stark auf den Sechzehnjährigen, daß er eine Zeitlang daran dachte, Schauspieler zu werden, und ein Privatkonservatorium für dramatische Kunst besuchte. Mit gutem Erfolg. Die Sache fand ihr Ende durch den unerwarteten Aufbruch des Vaters, der, Paris müde geworden, plötzlich verreiste, die Regelung der Angelegenheiten, Umzug und Transport der Möbel dem Sohne überlassend. Der machte seine Sache so gut, daß der Vater

ironisch bemerkte, er tauge wohl besser zum Kaufmann als zum Gelehrten, und daß er auch die Wahl eines Hauses in Zürich dem Jüngling übertrug; denn er gedachte, sich nun bleibend in der Stadt niederzulassen, deren Bürgerrecht er erworben hatte.

Nach umsichtigem Suchen fand Constantin im noch wenig besiedelten Seefeld, unweit des Sees, zwischen Kornfeldern das passende Haus: eine eben erbaute Villa, mit dem verheißungsvollen Namen „Aurora" über der Haustüre, mit vielen Zimmern, breiten Veranden und mit zwei jungen Birken im geräumigen Garten, dessen weitere Bepflanzung er selber leitete. Das war das Haus, dem es zukam, das einsame, immer mehr sich verdüsternde Alter Iwan von Monakows zu betreuen, sowie das reich sich entfaltende Leben Constantins und seiner blühenden Familie. Hier sollten Vater und Sohn ihr Leben beschließen, in schwerem Sterben Iwan und in seinem schreckenlos jähen Tode Constantin; denn er fiel wie eine Eiche, die der Strahl fällt: eben noch stand sie gewaltig da mit weithin schattender Krone, nun aber liegt sie mächtig hingestreckt unter blankem Himmel. Und ringsum die Leere.

Das Zusammenleben von Vater und Sohn im eigenen Hause dauerte nur wenige Wochen. Ein Konflikt, über der Studienfrage entbrannt, trennte die beiden, nachdem sie sich kaum gefunden hatten. Das wenig zielhafte autodidaktische Treiben hatte dem jungen Constantin immer weniger

zugesagt. Zu kräftig hatte er sich bereits den Geist des Westens angeeignet und vielleicht auch schweizerisch nüchternen Tüchtigkeitssinn, als daß er nicht das Bedürfnis nach einem klargerichteten, sicher zu Beruf und Lebensstellung führenden Studienwege hätte verspüren müssen. Und da der blinde Pfarrer Böhringer, sein Lehrer und väterlicher Freund, ein feiner Gelehrter und tiefdenkender Philosoph, ihn in dieser Ansicht bestärkte, entschloß er sich, mit Überwindung seines Schulwiderwillens, den Anschluß an die alte Gymnasialklasse wieder zu suchen, und da sein Vater dies nicht gestatten wollte, tat er es hinter dessen Rücken. Diese Unbotmäßigkeit entrüstete den alten Monakow so sehr, daß er den Sohn aus dem Hause verbannte und ihm dessen Betreten nur noch auf ausdrückliche Einladung hin gestattete.

Und so saß nun der große Russe wieder unter den Zürcher Gymnasiasten, seinen einstigen Kameraden, von denen er sich durch das erlebnisreiche Jahr noch weiter abgerückt fühlte, strengte sich an im Nachholen der vernachlässigten alten Sprachen, langweilte sich am Breittreten von Dingen, die ihm längst bekannt waren, quälte sich durch die Öde pedantischer Schulmeisterei hindurch, schwänzte oft und ausgiebig, war aufrührerisch, übermütig, spöttisch und zornig im Schulverkehr und leidenschaftlich fleißig daheim, wo er den Schulverdruß in eigenen Studien begrub, versäumte seine Latein- und Griechischpräparationen über der Lektüre jener antiken Autoren, die man in der Schule nicht

oder noch nicht las, gab Privatstunden, um sich zum karg bemessenen Monatsgeld das Nötige für eine Ferienreise zu verdienen, lernte, dem mächtig erwachten musikalischen Triebe gehorchend, von sich aus, ohne Noten, aber systematisch nach einer selbsterbauten Harmonielehre Harmonium spielen, komponierte Lieder und Sonaten, die seine Hauswirtin für ihn notierte, vertiefte sich in der Morgenfrühe in Shakespeare und Heine, benutzte die Ungebundenheit seiner freien Abende zum Studium des Volkslebens, war Augenzeuge jenes Zusammenstoßes zwischen den siegfeiernden Deutschen und internierten Franzosen in Zürich, der unter dem Namen „Tonhallekrawall“ in die Geschichte eingegangen ist und dessen objektiver Darsteller er wurde, wohnte in den Sommertagen 1871 dem Einmarsch der siegreichen Truppen in München bei und wäre vielleicht doch der Schule wieder abtrünnig geworden, wenn nicht zwei begnadete Lehrer ihn zu fesseln vermocht hätten, der Historiker Heinrich Grob und der faszinierende Professor der deutschen Literatur Heinrich Motz, auch er ein deutscher politischer Flüchtling wie Sartori, wie Böhringer. Denn es zeigte sich bei diesem so unschülerhaften jungen Menschen immer mehr, daß er zwar ein glänzendes Gedächtnis besaß für alles, was er aus eigenem Antrieb lernte, daß er aber die größte Mühe hatte, sich anzueignen, was ihm andere aufgaben, und so blieb die Schule für ihn eine Qual, und es bedurfte seines ganzen Willens und des angeborenen Triebs zur Disziplin, da-

mit er dennoch aushielt bis zur Maturität, die er im Herbst 1872 mit befriedigendem Erfolg bestand.

Eigentlich gehörte seine Liebe in erster Linie der Geschichte und Philosophie. Wenn er sich dennoch in elfter Stunde zum Studium der Medizin entschloß, geschah dies, wie er damals glaubte, aus rein praktischer Erwägung. Das erste Semester freilich, eine Zeit befreiten Aufatmens nach langer Schulverzwängtheit und des jugendlichen Sturmes und Dranges, war noch ganz beherrscht von einem fast unbändigen Streben nach allgemeiner Orientierung auf den Gebieten der Geisteswissenschaft, der Kunst, der Politik und vom Bedürfnis nach kameradschaftlicher Geselligkeit. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildete die „Omnipotentia“, eine eigenartige Verbindung von Vertretern aller Fakultäten, die unter feierlichem Zeremoniell auf der Bude des jungen Mediziners Monakow gegründet worden war. Ein Verein, studentenjung wie irgendeiner — man gab sich assyrische Namen, nannte die einmal wöchentlich stattfindende Sitzung „Missa solemnis“ und leitete diese durch einen von Monakow komponierten Hymnus ein — außerordentlich durch die Bedeutung seiner wenigen Mitglieder; denn neben Monakow gehörten ihm an der spätere Architekt und Maler Hans von Berlepsch, der spätere Basler Museumsdirektor H. Spieß, der Historiker Wilhelm Oechsli, der Kunsthistoriker Carl Brun und der geistvolle, von der Theologie zur Kunstwissenschaft übergetretene Freund und Gesinnungsgenosse J. V. Widmanns,

Salomon Vögelin, alle drei später Professoren an der Universität Zürich. Unter so außerordentlich veranlagten, so verschiedenartig gerichteten jungen Männern — Monakow war damals begeisterter Anhänger der materialistischen Weltanschauung und Darwinist — mußte die Diskussion, die nicht nur an der „Missa solemnis", sondern auch auf Ausflügen und bei den Zusammenkünften im akademischen Café an der Spiegelgasse leidenschaftlich gepflegt wurde, zu einer wirklichen Anregung und Bereicherung werden. (Die Spiegelgasse: dieser selbe Altstadtwinkel, der die überschäumenden Ausgelassenheiten, die tiefsinnigen Gespräche und weitzielenden Weltverbesserungsträume der jungen Omnipotenten hütete, hat später während des Weltkrieges den flüchtigen Spielleuten des Geistigen, wie den gigantischen Erben des politischen Zusammenbruchs Zuflucht gegeben, den Dadaisten und Lenin.)

Neben der Omnipotentia war der angehende Mediziner auch noch eifriges Mitglied des unter der Leitung des jungen Hegar stehenden Gemischten Chores, und eine Zeitlang versuchte er es sogar mit einem studentischen Korps, das er freilich nach wenigen Monaten, abgestoßen von der geistigen Leere seiner Korpsbrüder und angeekelt von ihren Trinksitten, wieder verließ. Dieser entscheidenden Abkehr vom studentischen Treiben folgte die Einkehr und intensive Zuwendung zum medizinischen Studium, und damit hatte ihn auch schon der Furor der Wissenschaft gepackt. Denn wenn er

auch erstaunlich rasch seine Examen absolvierte — nach vier Semestern das Propaedeuticum, nach weitern fünf (trotz anderthalb Semester praktischer Tätigkeit) das Staatsexamen — sein fermentativer Fleiß, der ihn schon vier Uhr morgens zur Arbeit trieb und ihn oft nächtelang dabei festhielt, war nicht bloß Examenstreberei, war bereits echter Forschereifer. Seine höchst primitive, mit aus alten Kisten verfertigten Möbeln bestellte Bude bei dem Zitherlehrer, Botaniker und Allerweltskünstler Buchecker hatte er sich als physiologisch-anatomisch-chemisches Laboratorium eingerichtet, wo mit Eifer experimentiert, seziert und auch schon Tieroperationen vorgenommen wurden. Und während seiner Assistentenzeit an der kantonalen Irrenanstalt Burghölzli, wo er mit der selbständigen Leitung der Männerabteilung betraut wurde, begnügte er sich keineswegs mit der treuen Erfüllung seiner Arztpflicht, sondern machte daneben eingehende gewebepathologische Studien am Gehirn von Paralytikern und chronisch Dementen und befaßte sich mit dem Experiment des Einflusses chronischer Chloroformvergiftung auf Gehirn und Leber eines Hundes, und eines Tages bat er seinen Chef um drei Wochen Urlaub und reiste nach Deutschland, um dort die Irrenanstalten von München, Würzburg und Marburg zu studieren.

In diese Reise fällt die schicksalshafte Begegnung mit Bernhard von Gudden. Dieser bedeutende Psychiater und Gehirnpathologe — als Leibarzt König Ludwigs und durch den geheimnisvollen

Tod zusammen mit seinem Patienten im Starnberger See hat er später tragische Berühmtheit gewonnen — dieser außerordentliche und gütige Mann ließ es sich nicht verdrießen, den jungen Zürcher Studenten und Assistenten an der Anstalt, deren Direktor er selbst kurz vorher gewesen, in dreistündiger Darlegung mit seiner Methode der Gehirnanatomie und mit den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Tierexperimente bekannt zu machen. Hier bekam Monakow zum erstenmal jenes Instrument zu sehen, das später in seiner Hand zu einem so wichtigen, die Wissenschaft vom Gehirn mächtig fördernden Werkzeug werden sollte, das Guddensche Mikrotom, mit dem man schärfste Schnitte durch das ganze Hirn ausführen und jene durchsichtigen lamellenfeinen Scheiben herstellen kann, die, zwischen Glas gespannt, den Einblick in die verborgensten Gänge dieser geheimnisvollen Werkstatt des Lebens und der Seele gestatten. Und hier sah er auch an Präparaten operierter Kaninchen die heimlichste Zusammenhänge verratenden Veränderungen, die das Gehirn nach Eingriffen am neugeborenen Tier bei seiner Entwicklung erfährt. Diese Wunder der Forschung ergriffen den jungen Mediziner aufs heftigste und nachhaltig und wurden zum Ansporn für spätere eigene Arbeit.

Als schicksalshaft sind noch andere Reisen des Studenten zu bezeichnen, die nicht nur dem Mediziner und Wissenschafter, sondern auch dem Menschen Monakow die Lebensrichtung bestimmten.

Schon nach seinem zweiten Semester hatte er sich eines Tages aufgemacht, um den Bruder Alexis, der aus unerklärlichen Gründen seit längerer Zeit Vater und Bruder ohne Nachricht gelassen hatte, in Brüssel aufzusuchen und unterwegs in Wiesbaden der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte beizuwohnen. Die Reise hatte romantisch begonnen mit einer Fußwanderung durch den Schwarzwald — Kampf gegen Regen und Sturm, geheimnisvolle Abende in dunkeln Wirtsstuben, wo man beim Kerzenlicht mit zufällig angetroffenen theologischen Kommilitonen aus Tübingen Faust las, beschwingtes Wandern auf sonnigen Straßen, tiefe, rätselnde Gespräche und bewegter Abschied von den rasch gewonnenen Gefährten unter dem Segen eines den Wissensvermessenen zur Bescheidenheit mahnenden Goethewortes — allein, die Ereignisse in Wiesbaden packten den jungen Wanderer dermaßen, daß er darüber das ursprüngliche Reiseziel verlor: dieses erste Zusammentreffen mit den Männern der Wissenschaft, die hier ihre neuesten Entdeckungen vorbrachten, die mächtig anregenden Vorträge und Demonstrationen, der ganze Aufmarsch an Geist, Wissen, Tüchtigkeit und großen Namen, aber auch die glänzenden, durch hohen Kunstgenuß geadelten Darbietungen versetzten den jungen Mediziner in einen Taumel der Begeisterung und Ehrfurcht. Darüber hinaus aber war noch ein anderes, das ihn in der schönen Stadt festhielt, die plötzlich erwachte leidenschaftliche Neigung zu der Schwester

des Gastfreundes, bei dem er wohnte, der schönen und anmutigen Marian Genth, die dem Freunde ihres Bruders herzlich entgegenkam. Allein, die schöne Zeit endete mit einer schweren Enttäuschung an den Vertretern der Wissenschaft und mit einem bittern Herzeleid; denn beim Schlußbankett mußte er es mit ansehen, wie die Festlichkeit nach und nach in ein wüstes Gelage und Bacchanal ausartete und wie die berühmten Gelehrten in allen Stadien des Rausches und der Betrunkenheit nicht nur ihr Ansehen, sondern auch den letzten Rest der Menschenwürde verloren. Und im Hause des Gastgebers mußte er es mit ansehen, wie die heimlich Angebetete sich mit dem Freunde Hans von Berlepsch verlobte.

So war er denn mit diesen erdrückenden Erlebnissen heimgekehrt, ohne Brüssel und den Bruder gesehen und den tragischen Grund von dessen plötzlichem Verstummen vernommen zu haben. Erst zwanzig Jahre später sah er ihn wieder, als er, nach dem Tode des Vaters, den geistig Umnachteten aus seiner belgischen Anstalt in eine schweizerische überführte, und der Anblick des Gebrochenen, gänzlich Verstummten war einer der erschütterndsten Eindrücke seines Lebens: „Sein Bild verfolgt mich beständig und läßt mir keine Ruhe“. Mit welcher Wehmut zeigte er mir die frühen Talentproben des begabten Malers, den religiöser Wahn plötzlich aus den natürlichen Bahnen herausriß und dann dem grenzenlosen Schweigen eines Lebens ohne Leben auslieferte!

Und dieses erloschene Leben sollte das starke lebendige des jüngeren Bruders noch um ein paar Monate überdauern.

Nach jener Heimkehr aus Wiesbaden brauchte es geraume Zeit, bis der in seinem Heiligsten angetastete junge Mann seinen Enttäuschungsgrimm und sein Herzweh in strenger Arbeit erdrückt und in leidenschaftlichem Musizieren und Komponieren verströmt, bis er seinen Weltschmerz zu Grimm und Weltspott gehärtet hatte. Übrigens störte die schlimme Erfahrung sein Verhältnis zu Berlepsch nicht, und auch mit dessen Braut blieb er in freundschaftlicher Verbindung; ihr aber wurde diese Künstlerverlobung zum Verhängnis: sie führte zu keiner Heirat, nur zu mannigfaltigen Leiden. Andere Schicksalsschläge und Krankheit kamen hinzu, und schließlich starb das anmutsvolle Mädchen früh und vereinsamt dahin. Die Freundschaft mit Monakow und seiner jungen Braut und Frau blieb eins der wenigen Lichter in dem erlöschenden Dasein. Wie eine schwermütige Glocke läutet der Name Marian Genth durch die Briefe der glücklich Liebenden. Denn es hatte sich auf wunderliche Weise so gefügt, daß Monakow seine Lebensgefährtin doch in Wiesbaden fand und daß sie eine nahe Freundin jener Erstgeliebten war.

Drei Semester nach jener verhängnisvollen Herbstreise fuhr Monakow mit seinem Studienfreund Ferdinand Rudio (später Professor der Mathematik am Eidgenössischen Polytechnikum) wiederum Wiesbaden zu, um die Frühlingsferien

mit dem Freunde zusammen bei dessen Angehörigen zu verbringen. Im Hause Rudio lernte der Heimatlose zum erstenmal das Glück einer warmen, innerlich verbundenen, der harmlos heitern Lebensfreude aufgeschlossenen Familie kennen und im frohen Verkehr mit dem Freunde und seinen drei jungen Schwestern den ganzen Zauber unbekümmerter Jugendlust. Es war Frühling, man zog zusammen ins Land hinaus, man musizierte, man spielte und tanzte: kaum ein Tag ohne Fest, keiner ohne innere Festlichkeit. Auch Hans von Berlepsch und seine Braut, die damals noch im Einvernehmen standen, machten mit, ohne jedoch die Stimmung zu trüben; denn was von der gewaltsam unterdrückten Neigung noch vorhanden war, verstummte immer mehr vor dem stillen schicksalshaften Erblühen der Liebe zu der einen der schönen Zwillingsschwestern des Freundes, der wärmeren, gütigeren, der musikalisch gebildeten und musikalisch fein empfindenden Mathilde Rudio. Freilich erst nachträglich in den Briefen und auf dem Umweg über die Musik wagt sich langsam das Geständnis der Liebe hervor, bis eines Tages der noch nicht Zweiundzwanzigjährige mit der entschlossenen Werbung heraustritt. Das freudige Ja der Geliebten wird ihm beinahe zum Verhängnis, da er sich in dem Gefühlssturm, den der Glücksbrief entfesselt, bei einer gleich nachher stattfindenden Sektion in den Finger schneidet; allein das stürmisch bewegte, von allen guten Säften befeuerte Blut wird dem Leichengift Meister.

Im Herbst desselben Jahres findet in Wiesbaden die heimliche, zu Weihnachten die öffentliche Verlobung statt; aber erst nach vielen Jahren und langer, bitterer Trennung sollte die Vereinigung der Liebenden zustande kommen, der sie sich im ersten Glücke schon so nahe glaubten.

In seiner Lebensdarstellung hat Constantin von Monakow die wichtigen Ereignisse seiner Verlobung und Vermählung nur kurz erwähnt: „Es war mir einfach nicht möglich, darüber zu schreiben. Aber da sind ja die Briefe.“ Diese Briefe aus sechs Jahrzehnten, die er nach dem Tode der Gattin aufs sorgfältigste ordnete, stellen die treue Chronik zweier Menschenleben dar — denn jede kleinste Trennung wurde zur täglichen Korrespondenz benutzt — und die Lebensgeschichte einer Liebe, die wohl einmal durch äußere Not zum Verstummen, nicht aber zum Versiegen gebracht wurde, die nachher allen Stürmen widerstand und durch alle Wandlung sich klar und stark erhielt und die auch in den großen menschlichen Krisen ihre seelische Keimkraft nie einbüßte. Die hohen Zeiten dieses niemals der Ernüchterung verfallenden Briefwechsels sind die der ersten Liebe und des jungen Ehe- und Elternglückes und dann jenes abendliche Idyll der letzten Jahre. In den Briefen an die tote Gattin klingt es wehmutsvoll nach.

Aber besonders tief ins ursprüngliche Wesen des Menschen Monakow leuchten die Briefe des jungen Bräutigams, die bei aller ungestümen Leidenschaft immer ritterlich zartsinnig bleiben, trotz aller Ge-

fühlstiefe und Sehnsucht nie sentimental werden, die von Anfang an darauf aus sind, die geistigen Beziehungen zu stärken, damit es recht viel gebe, was die Liebenden verbinde, die väterlich fürsorglich sein können und bisweilen auch etwas schulmeisterlich in ihren literarischen und musikalischen Anleitungen und in den Vorschriften über Zeiteinteilung und gesundheitförderliche Lebensgestaltung und die dann wieder so jungenübermütig sind und wieder tiefernst, aber zärtlich immer. Und wie er es versteht, der Geliebten an seinem menschlichen Dasein Anteil zu geben, ohne sie mit jenen beruflichen Dingen zu behelligen, die ihr nicht liegen, sodaß man von der vielseitigen Tätigkeit, den großen Leistungen und wissenschaftlichen Präokkupationen des jungen Mediziners kaum etwas vernimmt und es den Anschein haben könnte, als ob er einzig von seiner Liebe und der Sorge um die Gesundheit, das Glück und die geistige Weiterbildung seiner Braut erfüllt sei. Kaum daß die Examennöte in die Briefe hineinspielen, aber nicht ächzend, eher scherzhaft: „Ich muß nun auf allen Vieren kriechen, daß ich baldigst auf eigenen Füßen stehe", und wenn es von menschlich Bedrückendem und Schwierigkeiten zu berichten gibt, ist auch immer die tapfere Selbstermunterung dabei: „Nun, man muß auf so vieles verzichten; das habe ich von Jugend auf gelernt, das kann ich, tue ich, muß ich tun." Und ein andermal: „Ich ertrage alles, ich kann und will vieles ertragen."

Als Liebender ist er es so ganz wie er anderseits ganz Mediziner, ganz Wissenschafter ist. In dieser Fähigkeit aber, jede seiner Welten zu erfüllen, sie unvermischt zu erhalten und sie doch im letzten Wurzelgrund seines Wesens zu vereinen, liegt das Geheimnis der unvergleichlichen Erfülltheit und Gänze seines Daseins. Würde man ihn um Aufklärung dieses Geheimnisses befragen, die Antwort lautete wohl, daß die Lösung auch hier im zeitlichen Moment liege, in der Befolgung der uralten Lebensregel: Jedes zu seiner Zeit und jedes an seinem Ort; aber, daß er jegliches ganz und mit voller Hingabe zu tun vermochte, darin liegt des Geheimnisses Geheimnis.

Der Wunsch nach baldiger Vereinigung mit der fernen Braut beschleunigte das Examen und hätte den jungen Mediziner wohl trotz der erwachten Forscherleidenschaft unweigerlich von der Wissenschaft ab- und dem praktischen Arztberuf zugedrängt, wenn nicht die scheinbare Ungunst der Verhältnisse dies vereitelt hätte; denn er war durchaus darauf eingestellt, sich nach dem Examen so schnell wie möglich selbständig zu machen, was um so nötiger erschien, als eben dieses Examen der Anlaß wurde zum endgültigen Zerwürfnis mit dem Vater, nachdem ein Jahr zuvor eine Versöhnung zwischen ihnen stattgefunden hatte. An dieser Versöhnung war Buchecker, Monakows Philister, schuld gewesen. Dieser wohlgesinnte Mann, der mit seiner ganzen Familie aufs herzlichste an dem langjährigen treuen Zimmerherrn hing (seine

Sinnigkeit ging so weit, daß er die in Abwesenheit seines Pensionärs eintreffenden Briefe aus Wiesbaden außen mit allerlei lieblichen Anzüglichkeiten wie Vergißmeinnichtkränzchen, Täubchen, flammende Herzen zu bemalen pflegte), dieser beflissene Mann hatte einen Botengang ins Haus Monakow dazu benutzt, um dem alten Herrn eindringlich zu erzählen, was für ein lieber und gelehrter Herr der junge Graf sei, wie die Bucheckerkinder ihn vergötterten und daß er seiner Frau das Leben gerettet habe, und daraufhin hatte Iwan von Monakow den Sohn, den er drei Jahre nicht mehr gesehen, vor sich kommen lassen: Erst eine aufwallende Begrüßung: „Mein Sohn! Wie groß!“ und heftiges Umarmen und Bitte um Verzeihung und dann in fünfviertelstündiger Unterredung, die der Sohn, dem Hauszeremoniell gemäß, stehend vor dem sitzenden Vater anzuhören hatte, wiederum bittere Vorwürfe, schmerzliche Klage über die eigene Vereinsamung, viel Wehtuendes und Schmähendes, aber schließlich nach dem wohl freundlich gemeinten Worte: „Als unvernünftigen Jungen habe ich dich zuletzt gesehen, jetzt aber sehe ich in dir einen Mann, das freut mich!“ ein Versöhnungsversuch, vom Vater nicht ohne Feierlichkeit und Rührung unternommen, vom Sohn nicht ohne kühle Skepsis aufgefaßt. Dann die Zeit gegenseitiger Verständigungsbemühungen. Erschütternd des heimlich liebebedürftigen alten Mannes verzweifelte Anstrengungen, dem selbsterbauten Gefängnis seiner Einsamkeit zu ent-

fliehen, dem er immer wieder verfällt, wie er sich nun dem Sohne anhängt, ihn um Freundschaft bittet, sich auch um dessen Braut und ihre Familie bemüht — und in solchem Falle kann der chevalereske alte Herr von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein — und wie er dann, aus geringfügiger Ursache, von plötzlichem Mißtrauen und bösem Zorn überwältigt, mit heftigem Wort und schlimmer Verdächtigung in sich und bei den andern alles wieder zerstört.

Der Umstand, daß der Sohn die Nachricht von dem sehr gut bestandenen Staatsexamen dem Vater zu einer nicht vereinbarten Stunde und unangemeldet ins Haus brachte, genügte, um dessen heftigsten Zorn zu entfesseln. Der alte Haß gegen den Arztberuf (in seinen Augen waren die Ärzte „privilegierte Zerstörer unserer Gesundheit"), die neu entbrannte Entrüstung darüber, daß der Sohn sich nicht dem väterlichen Willen gemäß zum Polyhistor hatte bestimmen lassen, entlud sich in der höhnischen, auf russisch hingeschleuderten Begrüßung: „Also bist du Arzt! So brauchst du jetzt wenigstens nicht zu stehlen und zu betteln, um dich durch die Welt zu schlagen!" Die darauffolgende stürmische Auseinandersetzung führte den Bruch herbei.

Tief verletzt, aber ohne Zorn berichtete der neuerdings Verbannte, nun auch Enterbte, an die Braut: „Ich grolle nicht mehr; er ist mein Vater, auch ich hatte zum Teil unrecht, und schließlich ist er krank. Kranken grollt man nicht." Aber es blieb

ein Bruch fürs Leben. Nie mehr bis zum Tode Iwan von Monakows im Jahre 1893 haben sich Vater und Sohn wiedergesehn. Sechzehn Jahre haben sie ohne Versöhnungsversuch nebeneinander hingelebt, während acht Jahren in derselben Stadt, nur durch wenige Gassen voneinander getrennt. Weder der aufblühende Ruhm des Sohnes, noch die heranwachsenden Enkel vermochten den Zürnenden zurückzugewinnen, und als der Sohn ans Sterbebett des Vaters gerufen wurde, war der Todkranke bereits in bewußtlosem Zustand. Dieses Wiedersehen mit dem sterbenden Vater aber erschütterte Constantin von Monakow aufs tiefste und weckte schwere Selbstvorwürfe darüber, daß er die Kraft zur Versöhnung nicht gefunden hatte.

Das Letzte, was der junge Mediziner von seinem Vater erhielt, war eine Anweisung auf zweitausend Franken zur Bestreitung des Doktorexamens. Nachdem aber die frohe, geistig ertragreiche Italienfahrt mit Ferdinand Rudio einen Teil dieser Summe aufgezehrt hatte, galt es, sich selber zu helfen. In seiner Studentenbude läßt der Dreiundzwanzigjährige sich als „praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer" nieder, schreibt sich aus und wartet auf die Patienten. Da aber in sechs Wochen kein einziger sich meldet, wird das Warten zur Qual. Er hält es nicht mehr aus, hängt das wirkungslose Schild ab, kündigt die Wohnung, rafft den Restbestand von fünfhundert Franken zusammen und reist nach München.

Der Münchner Aufenthalt wird zunächst zur

eigentlichen Bildungskampagne: Besuch von Vorlesungen, Kliniken, Spitälern, Umgang mit Gelehrten, froher, geselliger Verkehr in Künstlerkreisen, Freundschaften mit Kollegen, und schließlich öffnet sich die vielversprechende Aussicht auf eine Assistentenstelle in der Kreisirrenanstalt, deren Direktor von Gudden ist. Nach dem verzweiflungsvollen Warten in Zürich eine Zeit heiteren Auflebens, begeisterten Mitschwingens in der Münchener Fröhlichkeit und froher Erwartung. Allein diese bewegte, reiche Zeit findet durch schwere Enttäuschung ein jähes Ende: die von Gudden verheißene Assistentenstelle fällt einem bayerischen Mediziner zu, und nun ist man plötzlich vor dem Nichts; denn der Rest der kleinen Barschaft ist aufgebraucht, und borgen — das kann man nicht.

Und da nun kommt zum erstenmal Kleinmut über ihn, und das Vertrauen auf seinen guten Geist verläßt ihn. Es ist wohl nicht nur die momentane Aussichtslosigkeit, auch die Münchner Atmosphäre trägt bei zu diesem innern Versagen, das „kneiplich unernste Wesen" der Künstlerkreise, Berlepschs Einfluß, der damals in einer unguten, weltverächterisch zynischen Verfassung war — auf einmal scheint alles unsicher, und es kommt ihm wie ein Unrecht vor, das gleichalterige Mädchen an seine Aussichtslosigkeit zu binden, und der Mut zur endlosen Brautzeit schwindet. In solcher Stimmung gibt er der Geliebten das Wort zurück. Es ist die einzige untapfere Fluchtgebärde in diesem zielhaften, vorwärtsgerichteten Dasein, und wie ein

Fremdkörper steht denn auch dieser Abschiedsbrief vom 5. August 1877, dieses verwischte, versagende Geständnis zwischen der von Ende zu Ende klar durchleuchteten Briefreihe. Er blieb, wie Monakow es wünschte, ohne Antwort, und es folgte ein Stummsein von drei Jahren.

Zwei Arztvertretungen auf dem Lande helfen dem Ratlosen aus der momentanen Not: die eine in Oberammergau, die in der herrlichen Landschaft, beim Verkehr mit erfreulichen Menschen und bei wenig Kranken eher einer ärztlichen Sommerfrische gleicht. (Es ist vergnüglich, mit dem Doktorwägelchen durch die herrliche Sommerwelt zu kutschieren, und wenn der Einspänner auch keine Troika ist, werden nicht Kindererinnerungen lebendig aus jener frühen Zeit auf dem väterlichen Gut, wo Pferde, Reiten, Wagenfahren eine so große Rolle spielten?) Die andere Vertretung in dem bayerischen Fabrikdorf Kolbermoor aber gewährt erschreckenden Einblick in die Not der Arbeiterschaft zur Zeit, wo es noch keine Fabrikgesetze gab. Hier findet der junge Arzt viel Arbeit und gelangt in kurzem zu Ruf, besonders infolge einer glänzend gelungenen Oberschenkelamputation nach der damals noch wenig bekannten antiseptischen Methode von Lister.

Aber die zweihundert Mark sorgfältiger Ersparnis aus den zwei Stellen sind bald aufgebraucht. Und nirgends eine Aussicht. Da meldet er sich auf ein Inserat hin als Schiffsarzt bei der Hamburger Südamerika-Dampfschiffahrtgesellschaft

und erhält die Stelle. Es ist höchste Zeit: den letzten Tag vor der Einschiffung in Hamburg muß er sich durchhungern. Und dann mit dem Postdampfer „Rio“ nach Brasilien und Argentinien! Das Tagebuch jener Reise hat sich erhalten: ärztliche Notizen, Zeichnungen, persönliche Erlebnisse in buntem Durcheinander, wie es das bunte Leben auf diesem Auswanderungsschiff brachte, erzählen von mancherlei Krankheit, von Typhusfällen an Bord, von einer harmlosen Weihnachtsfeier mit lustig improvisiertem Christbaum, von gewaltigen Natureindrücken und von abenteuerlichen, nicht ungefährlichen Begegnungen mit allerlei dunkeln Existenzen.

Von Oktober bis Januar dauert die Reise, und bei seiner Ankunft in Hamburg findet er ein Telegramm aus der Schweiz mit der Nachricht, daß er zum Assistenzarzt der st.-gallischen Irrenanstalt St. Pirminsberg in Pfäfers gewählt worden sei. Zürcher Freunde haben ihm in seiner Abwesenheit zu diesem bescheidenen Posten verholfen. Nach Unsicherheit ein Unterschlupf und fester Boden. Im Münchener Kreis werden Heimkehr und Anstellung nicht ohne Ausgelassenheit gefeiert, und dann Fahrt nach dem neuen Bestimmungsort.

Wenn Constantin von Monakow in seiner letzten Zeit auf die St. Pirminsberger Jahre zu sprechen kam, dann spürte man um ihn so etwas wie die Helle eines Menschen, der in besonntes Land schaut: ein Glanz klärte seine Züge, er wurde warm und freudig bewegt, und man bekam zu fühlen,

das war die Zeit, in welcher der Ursprung seines tiefen Glückes liegt, dort fand er sich selbst und seinen Weg.

Von solch holder Absicht des Schicksals ahnte freilich der Vierundzwanzigjährige noch nichts, als er an jenem sehr kalten 30. Jänner 1878 im Schlitten nach dem tiefverschneiten Bergdorf hinauffuhr. Im Vorgebiet der Grauen Hörner, in nahezu tausend Meter Höhe liegt das Dorf Pfäfers, hoch über die Taminaschlucht gehängt. Sein bedeutendstes Gebäude ist das alte Benediktinerkloster St. Pirminsberg, das um die Mitte des letzten Jahrhunderts zur Irrenanstalt umgebaut wurde, und schön paßt der lebendige Barock seiner Kirche zur freudigen Bewegtheit der reichen Horizonte rings. Allein es ist ein weltabgeschiedener Ort, und es war schon ein harter Umschlag für den jungen weltoffenen Mann nach den Abenteuern der großen Reise, nach dem Münchener Festtaumel die Einsamkeit dieses Bergklosters, und die Eindrücke des ersten Abends waren durchaus nicht ermunternd: der Direktor, ein kleiner, in sich beengter Mann, dessen geistige Verfassung das verknüllte Gesicht mit den stechenden Augen, dessen berufliche Rückständigkeit der Zustand der Anstalt verrieten, wo noch die Zwangsjacke herrschte und Chlorallösungen verabreicht wurden, wo Unordnung und Unreinlichkeit sich geltend machten. Das alles wirkte eigentlich niederschmetternd auf den jun-

gen neuzeitlich und wissenschaftlich eingestellten Arzt, und der Wunsch, diesen von allem geistigen Leben abgeschnittenen Ort möglichst bald wieder zu verlassen, drängte sich vor. Allein, als ihm am ersten Morgen die sonnenbeglänzte Pracht der weißen Bergwelt in die Klosterkammer leuchtete und er nun erst die Lage des Dorfes mitten im weiten Bergkranz gewahrte und die Herrlichkeit der Landschaft, da faßte der inbrünstige Liebhaber der Berge neue Hoffnung. Und noch eine andere freudige Überraschung brachte der Morgen: während es sonst an diesem von der Wissenschaft kaum berührten Orte weder einen Raum für ein Laboratorium, noch Sammlungen, noch irgendwie zur wissenschaftlichen Forschung genügendes Instrumentarium gab, entdeckte er in einem der ihm als Wohnung anheimgestellten fünf Zimmer ein ganz neues, noch unberührtes Guddensches Mikrotom. Das war wie ein Rettungsanker und Fingerzeig! Dieses bei seinem ersten Ausflug in die Wissenschaft einst so leidenschaftlich bewunderte Instrument konnte ihm zusammen mit dem alten Anstaltsmikroskop helfen, sich aus eigener Kraft das zu schaffen, was er hier am bittersten vermißte, den Anschluß an die Wissenschaft.

Nachdem er sich einigermaßen im neuen Pflichtenkreis umgesehen hatte, zu dem auch die Dorf- und Armenpraxis von Pfäfers und den benachbarten Berggemeinden gehörte, richtete er in seiner Privatwohnung ein eigentliches Laboratorium ein: ein Zufluchtsort in der ersten unerfreulichen

Zeit, bald aber und immer mehr das Allerheiligste seiner Arbeit, eine Werkstätte, wo der Grund gelegt wurde zu Entdeckungen, die die Wissenschaft nicht nur bereichern, die sie in manchem umgestalten sollten; denn es war die dürftig ausgestattete Arbeitskammer eines Einsamen, auf sich selbst Gestellten, und hat man es nicht längst bemerkt, wieviel lieber der Genius an solchem Orte Einkehr hält als in den glänzend ausstaffierten Laboratorien der großen wissenschaftlichen Betriebe?

Die Abgeschlossenheit von der Welt der Wissenschaft war eine fast vollständige; nur durch Briefe und eine gelegentlich rasche Orientierungsfahrt nach Zürich ließ sich ein dünner Faden hinüberziehen, und wenn der junge Arzt auch bald mit seinen Patienten, mit Dorfbewohnern und Bergbauern in gutes Einvernehmen kam, von Geselligkeit war kaum die Rede. Der Verkehr beschränkte sich auf die, mit denen er beruflich zu tun hatte: der Direktor — die Beziehungen zu diesem nicht unfreundlichen, aber begrenzten Manne kamen immer mehr einem stillen, wenn auch höflich geführten Kampf gegen Unwissenheit, Vorurteil und alten Anstaltsschlendrian gleich — dessen Gattin, eine wenig taktvolle Frau, die den neuen Assistenzarzt schon am ersten Abend mit der öffentlich an ihn gestellten Frage nach seiner kirchlichen Zugehörigkeit zu der Antwort veranlaßte: „Einen Arzt darf man nicht nach seiner Konfession fragen." Dann die beiden Anstaltspfarrer, der reformierte und der katholische, der Verwalter — Kantonsrat

und ehemaliger Lehrer, ein im Verkehr gemütlicher Mann, den alle gern mochten, weil er alles gehen ließ, wie es wollte, ein gut orientierter Weggefährte auf Sommerfahrten — schließlich neben den Wärtern der Anstaltsportier, der zwar nicht zur geistigen, wohl aber zur humoristischen Belebung beitrug, ehemaliger Soldat in neapolitanischen Diensten, der den Verwalter duzte („Aber wenn die Herren Kantonsräte heraufkommen, dann sage ich Sie zu dir, denn ich weiß, was sich schickt“), der den jungen Assistenzarzt, als er aus der Offiziersschule im blauen Rock mit den Abzeichen des Oberleutnants heimkehrte, mit scherzhaft militärischen Ehren empfing. Und unter den bleibenden Anstaltsinsassen jene merkwürdige Erscheinung des „Philosophen“ — ein Katholik, der Monakow einst, als er ihn nach dem Eindruck der protestantischen Weihnachtspredigt fragte, die vielsagende Antwort gab: „Es war ein Kreuz, aber kein Heiland dran.“

Am anregendsten war der Verkehr mit den beiden Pfarrern, die schon bald eine schöne Probe ihrer freundschaftlichen Gesinnung für den jungen Arzt ablegten, indem sie ihn gemeinsam aus peinlicher, nicht ungefährlicher Lage retteten; denn als ein Gläubiger ihn um einer Studentenschuld willen widerrechtlich betreiben ließ, halfen die beiden dem in solchen Fragen Unvertrauten, indem sie ihm durch gemeinsame Bürgschaft den geforderten Betrag verschafften. Seine Dankbarkeit für diese Freundestat war überschwenglich

und ging mit ihm durchs Leben wie der Dank des Knaben für jenes liebevoll gereichte Butterbrot der jungen Zürcherin. Besonders lieb war ihm der mit der Irrenheilkunde sehr vertraute katholische Geistliche, ein kluger, feingebildeter Fünfziger, jovial, warmherzig und freidenkend, mit dem man über alles sprechen konnte. Ihn machte der junge weltfrische Arzt mit neuen Ideen bekannt und mit Büchern, die auf dem Index standen, wodurch er freilich dem älteren Freund einen zweifelhaften Dienst erwies; denn die Sache sprach sich herum — oder verriet sich der temperamentvolle Herr, der dem „Herrschäftler" etwas über Gebühr zugetan war, selber? —, eines Tages wurde er zu Strafexerzitien in ein vorarlbergisches Jesuitenkloster befohlen, von wo er gänzlich verwandelt, still, demütig und unzugänglich heimkehrte. Für kurze Zeit; denn bald nachher wurde er versetzt.

Wohl keiner der weltflüchtigen Benediktinermönche, die einst die Abtei des heiligen Pirmin bewohnt, hat inbrünstiger über seinen heiligen Büchern gesessen als der junge Constantin von Monakow über seinen wissenschaftlichen Schriften und anatomischen Präparaten, und doch hatte ihn die Welle ohne seinen Willen aus der bewegten Welt an dieses stille Ufer geworfen. Aber auch er rang um Offenbarung aus heiliger Schrift, indem er die Rätselzeichen der Natur zu entziffern versuchte. Solch ein menschliches Gehirn, in die Tausende durchsichtig feiner Scheiben einer lückenlosen Schnittfolge auseinandergelegt, ist es nicht

wie ein Zauberbuch der Natur, eine Heilige Schrift mit Tausenden von Seiten? Für das gewöhnliche Auge bedeutet zwar ein solcher zarter, zwischen Glas gelegter Schnitt, dessen Gewebe durch Färbung verdeutlicht wurde, bloß ein fremdartiges, wunderlich schönes Ornament; das mit dem Mikroskop bewaffnete Auge des Forschers aber erkennt darin eine Welt von Leben und Geheimnis, und wem es gelingt, in der unendlichen Verstrickung von Zellen und Fasern sinnvolle Verknüpfungen zu entdecken und zielhafte Wege, dem muß zumute sein wie einem, der Urworte vernimmt und den Schöpfer am Werke sieht, ist doch das menschliche Gehirn nicht allein das vornehmste und wunderreichste Werk der Natur, es ist auch ihr jüngstes und höchstes Bekenntnis.

Von dem Augenblicke an, wo er zum erstenmal selbständig nach eigener Eingebung mit dem Mikrotom gearbeitet hatte, war Monakow jener Wissenschaft verfallen, in der er einst Meister, ein Erster — viele sagen: der Erste seiner Zeit — werden sollte. Zwar führte er pflichtgemäß die ihm von seinem Zürcher Lehrer Eduard Hitzig aufgegebene Doktorarbeit über primäre Verrücktheit noch aus in vielen Monaten strengen Mühens. Nachdem aber die Studie mit Anerkennung angenommen worden war, forderte er sie wieder zurück; denn schon war er über deren Fragestellung hinausgewachsen. Heute noch liegt dieses seltene Dokument einer vom Examinator angenommenen, vom Doktoranden als ungenügend zurückgezogenen Dissertation un-

gedruckt im Manuskripte vor. Was dem angehenden Psychiater damals die Arbeit verleidete, war, daß er in der Spezifikation von Krankheitsbildern auf Grund psychischer Äußerungen keine wissenschaftliche Errungenschaft mehr sehen konnte. Ihn drängte es von solch vagen Versuchen weg zur exakten Forschung. Es genügte ihm nicht mehr, Seelenstörungen nach klinischen Krankheitsbildern tagespsychologisch zu klassifizieren — damals schon! Wonach er trachtete, war, die am Kranken gemachten Beobachtungen mit der Urkunde zu vergleichen, die Krankheit und Tod selber im Zentralorgan niederlegten, sie am anatomischen Befund nachzuprüfen. Die Arbeiten über zwei tödlich verlaufene Gehirnkrankheiten — eine Bleilähmung mit Bleipsychose, ein Gehirntumor — die er in seiner Anstalt zu beobachten und anatomisch auszuwerten Gelegenheit hatte, waren denn auch seine ersten Veröffentlichungen, die bereits die Aufmerksamkeit der Wissenschaften erregten, mit deren einer er sich — nun guten Gewissens — den Doktorgrad verdiente. Minutiöse Genauigkeit in der Beobachtung und Beschreibung, kritische Kühle und behutsamstes Abwägen in den Schlußfolgerungen zeichneten diese sorgsamen Erstlinge aus, bereits unverkennbar Werke eines echten, geduldigen, jeder müßigen Spekulation abholden Forschers, der nur eine Leidenschaft zu kennen scheint, die der Wahrheitsergründung. Dennoch, trotz dieser Forscherdemut handelt es sich keineswegs um wissenschaftliche Kärrnerarbeit, da sich

die Untersuchungen mit entschiedener Meinung in die großen Zusammenhänge eines wichtigsten Fragenkomplexes stellten.

Die Erforschung des Gehirns im Hinblick auf seinen Aufbau und die Bestimmung seiner Provinzen wurde damals nach Zeiten phantastischer Hypothesen mit wissenschaftlichem Ernste aufgenommen und leidenschaftlich diskutiert. Vor allem aber war man darauf aus, jenes Organ, in dem man den Oberleiter aller Nervenvorgänge erkannte, nach den in ihm vertretenen Funktionen aufzuteilen. Nachdem es Hitzig gelungen war, durch elektrische Rindenreizung Bewegungszentren des Muskelapparates in der Großhirnrinde, dem Kortex, nachzuweisen und die Vertretung bestimmter Muskelgruppen in umschriebenen Feldern der Zentralwindungen unterzubringen, nach dieser für die Hirnwissenschaft epochemachenden Entdeckung hoffte man, daß sich nun in ähnlicher Weise alle Funktionen einreihen ließen, ja, man träumte bereits davon, auch die seelischen und geistigen Vorgänge örtlich genau zu verfestigen, während es anderseits noch solche gab, die die Einteilung nach Enervationsfeldern und überhaupt die Lokalisation in der Großhirnrinde heftig bekämpften, deren Bedeutung als Sitz der seelischen Funktion bestritten und diese in den Balken, die Verbindung der beiden Großhirnhälften, verlegten.

Dieser heißumstrittenen Lokalisationsfrage dienten auch die Erstlingsarbeiten Monakows. Wer

genau hört, vernimmt in ihnen das Staunen des jungen Forschers über die Ungenauigkeit früherer Untersuchungen und den Mangel an sichergestellten Resultaten, spürt den inbrünstigen Willen zur Exaktheit. Übrigens vermochten ihn auch diese eigenen Arbeiten, trotz dem begeisterten Lobe August Forels, nicht zu befriedigen: es war schon recht, die Natur zu belauschen, dort, wo sie selber sprach; aber das konnte nicht genügen, man mußte sie auch selber zum Sprechen bringen, sie mit genauer Fragestellung zur genauen Antwort zwingen. Die in Monakows erste Pirminsberger Zeit fallende aufsehenerregende Entdeckung des Berliner Physiologen Hermann Munk, dem es gelang, bei einem durch Rindenverletzung erblindeten Hunde die Sehsphäre nachzuweisen, regte mächtig an. Dem den Innenbau des Großhirns erschließenden Verbindungsweg zwischen Sinneswerkzeug und Sinnessphäre, zwischen der Augennetzhaut und dem sie vertretenden Rindenfelde, wollte er nachspüren. Das Tierexperiment und die von Gudden entdeckte Tatsache, daß ein unterbrochener, von der Rinde abgetrennter Nervenfaserzug in der Folge entartete, sollte ihm dazu verhelfen. Am gefärbten Hirnschnitt ließen sich solch verkümmerte Fasern und Nervenkerne unschwer nachweisen, da sie die Farbe tiefer einsaugen als das gesunde Gewebe und also dunkler erscheinen. So unternahm er es, bei neugeborenen Kaninchen jenes winzige, als Sehsphäre angesprochene Kortexstück zu entfernen, in der Hoffnung, später beim ausgewach-

senen Gehirn an nachträglich entarteten und verkümmerten Gebilden vielleicht einige anatomische Glieder der optischen Enervationskette nachweisen zu können. Und er nahm sich vor, die operierten Tierchen, die unter der liebevollen Obhut des Oberwärters, eines rechten Tierfreundes, gut gediehen, über ein Jahr leben zu lassen, um der Natur Zeit zu geben zum geheimnisvollen Werk der Offenbarung. Denn von Anfang an besaß Monakow zur Leidenschaft der Wißbegierde und Entdeckerfreude, zum ungestümen Tatendrang hinzu diese kostbare Fähigkeit, eine der wichtigsten des Forschers, des fruchtbaren und schöpferischen Menschen überhaupt: warten können.

Und dann, am Ende des ersten St. Pirminsberger Jahres, wurde er vor eine, d i e große Entscheidung gestellt. Der Weg eines jeden tatlebigen Menschen ist ja ein Schreiten von Entscheid zu Entscheid; doch wenn auch jede Entscheidung einen Prüfstein unseres Wesens darstellt, sie sind nicht alle von gleicher Tragweite, und meist läßt sich ein nachträglich erkannter Fehlschritt durch kleine Umwege wieder einlenken, und oft sind es just diese Umwege, an denen wir den Wert der Richtung erkennen lernen; aber irgend einmal kommt der dramatische Augenblick, da wir an jenem Scheideweg stehen, wo die Pfade endgültig auseinanderlaufen. Wer da falsch wählt und die Richtung zum eingeborenen Ziel verpaßt, der findet selten mehr zurück, und wenn es ihm später auch gelingen sollte, den Abweg umzulenken, leicht

wird er zum Umweg eines ganzen Lebens. Im Dasein des Berufenen aber entscheidet solcher Augenblick darüber, ob er zu den Auserwählten gehört oder nicht. Und die alten Griechen in ihrer tiefen Erfassung aller menschlichen Dinge haben mit der Geschichte des zwischen die Gewalten der Weltverlockung und der Menschheitsberufung gestellten Herakles am Scheidewege das rechte Symbol für diese Schicksalsstunde gefunden; denn irgendwie geht es da immer um das Heiligtum der Selbsttreue, und immer hat die große Verführerin irgendwie die Hände im Spiel.

Im Falle Monakows nahm sie freilich die nüchterne und sehr harmlose Gestalt der Direktorsstelle von St. Pirminsberg an. Die st.-gallische Regierung hatte von vornherein im Hinblick auf die erwartete Demission des alten Direktors Monakow für diese leitende Stellung in Aussicht genommen, und da er sich in seinem ersten Jahre nicht nur als Arzt, sondern auch organisatorisch aufs beste bewährt hatte (mit Freund Berlepsch zusammen hatte er selbst bauliche Veränderungen durchgeführt), wurde ihm beim Rücktritt des Direktors die frei werdende Stelle verheißen für den Fall, daß er sich melden würde. Er meldete sich nicht, zum Staunen der St. Galler Herren, auch dann nicht, als sie ihn neuerdings und dringlich dazu aufforderten: er verzichtete und verwendete sich für seinen Freund aus der Burghölzlizeit, den zehn Jahre ältern ausgezeichneten Psychiater Dr. Otto Weller, der dann auch wirklich gewählt wurde.

Um das Außerordentliche dieser Entscheidung zu fassen, muß man sich klarmachen, was die Erhebung in die Stelle des Direktors für den jungen Assistenzarzt bedeutet hätte: nicht nur den gesellschaftlichen und ökonomischen Aufschwung — denn sehr gering geachtet und auch gering besoldet war damals der Assistenzarzt; der Direktor aber hatte ein schönes Einkommen — welche Rehabilitation hätte diese für einen so jungen Bewerber ehrenvolle Wahl bedeutet vor dem Vater, der an dessen Tüchtigkeit nicht glaubte, vor Lehrern und Freunden, die ihn um seiner geringen Stelle willen bemitleideten, und welche Genugtuung vor sich selbst nach soviel äußerem Mißerfolg! Und die leitende Stellung an sich hätte ihm nicht mißfallen; von jeher hatte ihm befehlen besser gepaßt und auch besser angestanden als gehorchen, und die starke Organisationsgabe, die ihm eigen war, mußte er in sich spüren. So sprach scheinbar alles für die Stelle, und nur eines war dagegen, seine heimliche Angst vor verfrühter beruflicher Festlegung, die stille Befürchtung, durch die administrative Tätigkeit von der Wissenschaft abgedrängt zu werden und im Betrieb geistig zu verflachen. Dieses Gefühl war so stark, daß er sich auch durch die naheliegende Überlegung, er mit seiner außerordentlichen Kraft und Leistungsfähigkeit könnte vielleicht beides verbinden, nicht verführen ließ und auch nicht durch die Erwägung, daß eine ähnliche Gelegenheit wohl kaum wiederkehre. Damit aber hatte er sich endgültig

von der großen Straße weggewandt und auf einen jener Seitenwege begeben, von denen er sagte: sie sind die einzigen, die zum wahren Erfolg führen, weil sie sich nicht an die Wegweiser des Vorteils und der Außenerfölglein halten.

Wenn wir es inniger wüßten und es uns stets gegenwärtig hielten, welch tiefe, mit nichts zu vergleichende Freude die Bewährung im Entscheide schenkt, wie da alles wahr und warm in uns wird und zu blühen beginnt, wir würden leichter den Mut zur innern Stimme finden und gegen die äußere Forderung. Freilich der sichtbare Segen zeigt sich nicht immer so schnell, wie es dem jungen Assistenzarzt von St. Pirminsberg geschah; denn kaum war der neue Direktor eingezogen, als sich auch schon die glückhafte Wendung der Dinge fühlbar machte: mit Weller hatte nicht nur ein tüchtiger Arzt und gewissenhafter, erfahrener Anstaltsleiter, sondern auch ein prächtiger, hochgebildeter Mensch Einzug gehalten, und das Gefühl der Dankbarkeit dem uneigennützigen jüngern Kollegen gegenüber gab seiner Freundschaft noch besondere Wärme. Nie kehrte er den Vorgesetzten heraus. In schöner Übereinstimmung arbeiteten sie am gemeinsamen Werk, durchaus gewillt, die ihnen anvertraute Anstalt in jeder Weise zu heben. Im Anfang, als Monakow noch unverheiratet war, lebten die beiden Junggesellen wie Brüder zusammen, und dieses herzliche Einvernehmen hat in den sechs Jahren des Zusammenwirkens nicht Schaden genommen, sich nur verfestigt. Vor allem

aber nahm Weller auch an den wissenschaftlichen Arbeiten seines Kollegen den lebhaftesten Anteil, tat alles, um ihn dabei zu unterstützen, und ließ es sich nicht verdrießen, gelegentlich persönlich für ihn einzuspringen, um ihm die nötige Zeit zur Forschung zu verschaffen. Dieses seltene Verhältnis bekennt sich in dem Dank an den „hochverehrten Freund und Chef", mit dem Monakow seine Doktorarbeit beschloß.

Waren alle diese erfreulichen Folgen der neuen Ordnung wie das kräftige Ja zu jenem tapfern Entscheid, so könnte man die wissenschaftliche Entdeckung, die in eben jene Zeit fällt, vollends als eine Auszeichnung durch das Schicksal auffassen, als den Dank der Wissenschaft an den, der sich ihr treu erwies. Jene Tage, da der junge Forscher wie im Taumel durch die Wälder um St. Pirminsberg dahinstürmte, jene Nächte, wo es ihn immer wieder in sein Laboratorium trieb und er den Schlaf nicht finden konnte vor dem Ansturm der Gedanken und der Übergewalt der Freude, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. Es war aber nicht bloß Freude über ein Erreichtes, was ihn so gewaltig ergriff und von Beruf und Heim wegtrieb in die Einsamkeit, es war der Ruf der stürmisch erwachten Schöpferkraft: in jenen durchwanderten Tagen und durchwachten Nächten hat sich vor dem jungen Forscher der Arbeitsplan für sein langes Leben aufgebaut, und die Gesichte, die ihn überkamen, waren so gewaltig wie irgend die dichterischen oder propheti-

schen Visionen, mit denen der Genius den Auserwählten segnet; denn wenn sie ihren Ursprung auch nur im karmingefärbten Präparat eines Kaninchengehirns nahmen, hinter diesem stand das Antlitz der großen Sphinx, in deren Rätselwelt er den ersten klärenden Blick getan hatte.

Die Erwartungen, die er auf sein Experiment gesetzt, waren in Erfüllung gegangen, weit glänzender, als er es je gehofft hatte. Durch die retrograde Entartung wurde nicht nur die Verbindung zwischen primären optischen Zentren und der Großhirnrinde aufgezeigt und dadurch der Sehsphäre die erste sichere anatomische Basis gegeben, das Phänomen der isolierten Verkümmerung gewisser, in ihrer Bedeutung vordem nicht erfaßter Gebilde (wie der äußern Kniehöcker) öffnete ungeahnte Einblicke in die Abhängigkeit der Hirnteile untereinander, in die engere Wechselbeziehung zwischen Hirnstamm und Hirnrinde und überdies in die verschiedenartige Struktur der Hirnsubstanz und deren verschiedenartige Aufgaben. Und da war auch schon die Ahnung vom komplizierten Bau der Sinnesbahnen, daß sie nicht als einfache Verbindung zwischen den Zentren, zwischen Sinneswerkzeug und Sinnessphäre, verliefen, sondern auf verschiedenen, durch bedeutungsvolle Umschaltstationen unterbrochenen Wegen geführt wurden. So erweckte dem jungen Forscher die erste Klärung auch gleich Erkenntnis und Ahnung unendlicher und wunderbarer Verwicklungen und damit auch den unbezähmbaren

Drang, diesem Geheimen, sinnvoll Verwirrten nachzuspüren. Die Scheibe, die Monakow damals, nach so langem geduldigem Warten von plötzlicher Ungeduld überwältigt, freihändig aus dem Gehirn des toten Kaninchens herausschnitt, noch ehe es die für das Mikrotom nötige Härtung erfahren hatte, stellt heute das historisch wertvollste unter den Hunderttausenden von Präparaten des weltbekannten hirnanatomischen Institutes der Universität Zürich dar. Dieses winzige Gebilde enthält sozusagen den ersten Wahrspruch, den Monakow der Natur abrang; die Art aber, wie er dieses Wort auffaßte, beherzigte, deutete und in der Folge verwertete, ist bezeichnend für sein ganzes Lebenswerk: das Licht, das er in die Wissenschaft brachte, hat nicht nur Dunkelheiten erhellt, es hat auch die flachen Klarheiten durchleuchtet und deren geheimnisvolle Hintergründe aufschimmern lassen, und so mußte es kommen, daß er schließlich durch die mechanistische Welt, an der seine Zeitgenossen mit soviel Eifer bauten und in deren Dienst er sich anfänglich selber glaubte, daß er durch diese simplizistische Fassade hindurchbrach und hineinzündete in die unergründlichen Tiefen des heilig Lebendigen.

In dieselbe Zeitspanne wie die erste wissenschaftliche Wunscherfüllung fällt auch eine lang ersehnte menschliche: der Weg, der ihn zu sich selbst und zu seinem wahren Berufe brachte, mußte ihn naturgemäß zu seiner alten Liebe zurückführen. Nun, da sich durch die Dorfpraxis

auch seine äußern Verhältnisse etwas gebessert haben, wagt er es, die Beziehungen zu der einstigen Braut wieder anzuknüpfen. Auf dem Umweg über deren verheiratete Schwester geschieht es; denn so ganz haben sie sich aus den Augen verloren, daß er nicht einmal weiß, ob die Geliebte noch frei ist. Ja, sie hat sich frei gehalten; aber, die ihm die stille, zaghafte Antwort gibt, ist nicht mehr das heiter vertrauensselige Mädchen von damals. Die leidvolle Trennungszeit, in die auch der Tod ihrer geliebten Mutter und allerlei häusliches Unglück fiel, hat sie zwar tief gereift, aber auch ihren Lebensglauben erschüttert: Ist es wirklich die alte Liebe, die ihn zurückführt? Ist es nicht nur der Wille zum Wiedergutmachen? (Denn niemals wird ein Frauenherz solche Flucht und Abbruch verstehen.) Allein, das Wiedersehen, das er auf heimlichem Stelldichein bei ihrer Schwester erreicht, zeigt, daß im Grunde zwischen ihnen alles gleich geblieben ist und daß sie reif geworden sind zur Erfüllung.

Während der Sommermonate wurden Häuslichkeit und Hochzeit gerüstet und diese auf Anfang September festgesetzt. Aber wie im Märchen stellte sich der endlichen Vereinigung in zwölfter Stunde noch ein letztes, wenn auch ungefährliches Hindernis entgegen: als der Bräutigam zur Hochzeit in Wiesbaden eintraf, zeigte es sich, daß die Trauung nicht stattfinden konnte, weil die Papiere von Zürich ausgeblieben waren, und so mußte er noch einmal allein und unverheiratet zurückkehren. Die

Zeremonie wurde dann bald nachher in Zürich nachgeholt im kleinsten Kreise. Beim Hochzeitsmahl waren die jungen Eheleute allein. Sie feierten es im Hinterstübchen des Gasthauses zur Sonne in Küsnacht, während ihnen Festessen und Festmusik aus den vordern Sälen zugetragen wurden, wo eine große Zürcher Hochzeit mit viel Pomp stattfand. Und dann Auffahrt ins einfache klösterliche Heim und damit Beginn jenes Lebensabschnittes, den Monakow später als eine Zeit der „chronischen seelischen Gehobenheit“ kennzeichnete.

Das war am 21. September 1880. Fünfzig Jahre später stieg Constantin von Monakow noch einmal in sein Bergdorf hinauf, um dort einsam, in heimlicher Stille die weihevolle Erinnerungsfeier des goldenen Hochzeitstages zu begehen. Noch einmal sah er alle die vertrauten Winkel von St. Pirminsberg, die sich wie im Dornröschenschlaf unverwandelt durch die Zeiten erhalten hatten — liebe klösterliche Stuben, in verborgener Ecke noch ein paar seiner Hirnpräparate, aber auf dem Friedhof zwischen hohen Lebensbäumen das Grab Wellers — und als er unterwegs mit der sonntäglichen Bevölkerung, die von der Kirche heimkehrte, zusammentraf, siehe, da gab es noch viele, die ihn wiedererkannten und ihn aufs herzlichste begrüßten, als ob er immer noch der Dorfarzt von Pfäfers wäre. Und als er später nach schmerzlich schönen Erinnerungsstunden talwärts fuhr durch den Wald in langsamer Fahrt, da überließ er sich noch ein-

mal ganz der Schönheit dieser Landschaft, die er „förmlich in sich hineinsog im wehmütigen Gefühl, daß er sie wahrscheinlich nicht mehr sehen werde“. Der vierte Sonntag nach dieser einsamen Feier war sein Todestag.

DER AUSERWÄHLTE

Das war wohl der einsamste Morgen in dieser einsamen Welt. Selbst Berg und Himmel hatten mich verlassen; denn die Frühnebel, die der Sonne vorangingen, löschten alles aus und hüllten auch mich in graues, feuchtes Tuch. Wie eine Blinde ging ich auf fremd gewordenen Wegen, von allem Wesen getrennt. Auch später, als das Graue um mich weiß wurde und vom verheimlichten Lichte zu glimmen begann, ging ich immer noch wie zwischen Wänden aus gefrorenem Glas. Erst als mein Weg in die Waldwiese vor dem Fronalpstock mündete, fing der Nebel sich zu lösen an. Es war aber nicht so, daß er in lebendigen Schwaden auseinanderbrach, überraschende Ausblicke in Himmelbläue, Bergflimmern und sonniges Land plötzlich aufdeckend und wieder verhüllend, es war vielmehr, als ob er leise dahinschmölze und sich langsam in immer dünnere Flöre auflöste, ohne sich gänzlich zu verflüchtigen. Allmählich begann die Welt ihre Form zu bekennen, wurde Gestalt, wurde Leben; aber ein Letztes, Feinstes blieb zwischen den Dingen stehen, rückte sie hoch und fern und tilgte das Einzelne. Es war wie im schwimmenden Licht der Mondnacht, wo die Erde zu ihren Urformen zurückzukehren scheint und

alles Kleine verschwindet. Der Fronalpstock, dunkel mit brennenden Kanten in den Himmel gezeichnet, nur mehr getürmte Kraft, und die Bäume nur mehr lebendiger Wuchs: ob sie mit den beschwörend emporgereckten Armen der Eiche, mit den anbetend gebreiteten der Edeltanne oder mit stürmisch emporgeworfenen Geäst dem Lichte zudrangen — die Bäume rings nur noch lebendiger Wuchs empor. Und tragender Grund die Erde und endliche Verheißung das Licht.

Von jenem Plätzchen unter dem Ahorn aus, wo Constantin von Monakow so oft den Sonnenaufgang erwartete, sah ich dem feierlichen Vorgang zu, und während sich die Welt dermaßen vor mir aufbaute und sich groß und bedeutend machte, geschah es mir, daß ich auch das Leben des Freundes auf einmal in neuer Gestaltung sah, nicht mehr als Gefüge von Tatsachen, als Erlebniskette, wie es in diesen Blättern aufgezeichnet steht, sondern geordnet nach den großen Plänen des Unberechenbaren, nach dem gewaltigen Atemgang von Wille und Schicksal.

Es ist eine immer neu überwältigende und zum Nachdenken aufregende Wahrnehmung, die man an großen Menschenleben machen kann, daß es darin keinen bloßen Zufall zu geben scheint, nur ein sinnvolles Zusammentreffen zwischen äußerem Geschehnis und innerem Erlebnis. Daß sich solch ein Leben wie ein Kunstwerk in sichere Kapitel ordnet oder wie eine Pflanze nach unterschiedenen Teilen gliedert, daß es darin im Goetheschen Sinne

keine „Epoche ohne Epoche“ gibt, weil die großen äußern Veränderungen auch mit den großen innern zusammenfallen und sogar auch der kleine äußere Wandel sich im Innern spiegelt. Man fragt sich: Kommt es daher, daß der Auserwählte jedes Ereignis zu verwerten und sich innerlich nutzbar zu machen weiß, oder daher, daß er, den Dingen tiefer verbunden als wir gewöhnliche Erdenstolperer, geheimnisvoll mitschwingt im Rhythmus der Welt? Die Tatsache, daß sich bei ihm das große Ereignis meist innerlich anbahnt, sodaß dieses keinen Unvorbereiteten trifft, scheint dafür zu sprechen. Oder sollte es sein, daß es dem Menschen aus einer unerforschlichen Macht gegeben wäre, Einfluß zu gewinnen auf die Dinge und Läufte, die scheinbar außerhalb seines Bereiches liegen? Wenn Monakow von diesen Dingen sprach, was nicht oft geschah, dann tat er es mit der Scheu eines Menschen, der sich vor der verschlossenen Pforte des heilig Unergründlichen andächtig bescheidet. Aber einmal war es doch wie ein leises Tasten an diesem Tor: „Das Geschick, was da von außen in unser Leben eingreift, es bleibt das Unerforschliche; aber vielleicht haben wir doch eine Kraft zu seiner Beeinflussung. Ob auch unsere Wünsche zumeist scheinbar nicht erfüllt werden, immer wieder kann man es erfahren, daß Menschen das erreichen, was sie mit ganzer Macht wollen. Durch die reine, von keinem Mißerfolg beirrbare Hingabe an die Sache schickt man Kräfte aus, die eines Tages zu uns zurückkehren. So ent-

steht das Wunder der endlichen Erhörung. Wie das vor sich geht, kann ich nicht sagen; aber es ist meine Überzeugung, daß der Mensch diese Kraft besitzt, und es ist das Höchste, das jeder hat, dieser heilige Wille. Nur ist es kein momentanes Erzwingen: auf lange Dauer müssen die Kräfte ausgeschickt werden, die durch viele Kanäle in den Kosmos dringen, bis sie eines Tages die Erfüllung zu uns zurücktragen."

Es war vor allem sein eigenes Schicksal, sein Leben voll früher Not, inbrünstiger Hingabe und endlicher Erfüllung, was ihm diese Erfahrung und diesen Glauben schenkte. Doch gab es in seinem Dasein auch viel wunderliche Fügung, die mit jenem heiligen Willen nichts zu tun hatte. Das gilt in erster Linie von seiner Berufswahl. Für alles schien Constantin von Monakow eher bestimmt als für den ärztlichen Beruf, allem eher zugeneigt: Heftige religiöse Neigungen beim Kinde, Leidenschaft für Musik, Theater, Kunst beim Knaben, Freude an Sprachen, Geschichte und Philosophie beim Jüngling, aber nirgends ein Hinneigen zu jener Wissenschaft, der er sein Leben widmen sollte. Im Gegenteil, die erste Begegnung mit der Medizin in Gestalt des Impfers, der eines Tages, schwarzbärtig, mit rotem Hemd und großem schwarzem Hute angetan, im väterlichen Gut erschien, flößte dem Kinde Grauen ein. Dieses Erlebnis, das sich als erste Erinnerungsinsel aus dem dritten Lebensjahr erhielt, wirkte so schreckhaft nach, daß Monakow zeitlebens einen tiefen Widerwillen gegen

schwarze Bärte, gegen rote Hemden und breitrandige schwarze Hüte nicht zu überwinden vermochte. Und wenn auch während der Sektion der Schwester, der er als Fünfzehnjähriger mit schauernder Teilnahme beiwohnte, blitzartig der Wunsch auftauchte, Arzt zu werden, so war das doch bloß eine vorübergehende Anwandlung, und als er später auf einer Hygieneausstellung in München zum erstenmal ein anatomisches Präparat sah, wurde er von dem Anblick ohnmächtig, schlug hin und brach sich einen Vorderzahn, und sein erster Gedanke, als er wieder zu sich kam, war: „Niemals werde ich Medizin studieren!“ Noch während der Maturität hatte er die Absicht, sich für die geliebten historischen Fächer einschreiben zu lassen, und erst in zwölfter Stunde und, wie er glaubte, rein aus wirtschaftlicher Erwägung, weil man ihm sagte, daß dies der kürzeste Weg zur Selbständigkeit sei, entschloß er sich zum Medizinstudium.

So zufallsmäßig also kam Monakow zu dem Berufe, darin das Große zu leisten ihm vorbehalten war. Heißt das nun wohl, daß die Berufswahl nicht von so großer Bedeutung, wie man gewöhnlich annimmt, weil dem außerordentlichen Menschen, wo immer er sich hinwendet, Außerordentliches zu leisten bestimmt ist, weil unter seinen lebenweckenden Händen allenthalben der lebendige Funke aufspringen, weil er auf allen Wegen zu den letzten Dingen gelangen muß? Weil es in ihm ist, daß er zum Begriff durchdringen muß und vom

Begriff weitergerissen wird zur Idee? Auch im persönlichen Verkehr mit diesem allseitig erleuchteten Manne konnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß er ebensogut Historiker, Philosoph, Musiker oder Bildner hätte werden können und daß er auf jedem Gebiet Eigenes und Bedeutendes geleistet hätte. Allein, wenn man den Organismus dieses Lebens auf seine geheimen Gelenke prüft, kommt man zur Überzeugung, daß bei jener scheinbar zufälligen Berufswahl doch eine höhere Weisheit mit im Spiel war, daß er ohne sein Wissen und ohne Mithilfe des bewußten Willens von jener Macht geleitet wurde, die aus dem fruchtbaren Dunkel des Unbewußten wirkt, daß jener innere Freund den Ausschlag gab, von dem Monakow sagte: „Er ist so viel klüger als wir."

Schon der Umstand, daß er um dieses Berufes willen den Zorn des Vaters auf sich lud und den Bruch mit ihm riskierte, spricht für eine tiefere Notwendigkeit; vor allem aber kommt uns diese zum Bewußtsein, wenn wir sehen, wie bald sich der junge Mediziner in die neue Materie hineinlebt und hineinliebt, wie schnell und gründlich er Feuer fängt und wie zielhaft sich auf einmal jenes Wechselspiel zwischen äußerem Ereignis und innerer Strebung gestaltet, das wir Schicksal nennen: die strenge physiologische Schulung durch Ludimar Hermann, die Assistentenstelle beim pathologischen Anatomen, die Vertretung an der Irrenanstalt Burghölzli, die man dem Studenten, der noch kein einziges psychiatrisches Kolleg gehört

hat, fast aufdrängen muß, die Zusammenarbeit mit dem Entdecker auf dem Gebiet der Hirnlokalisation, Hitzig, das Zusammentreffen mit von Gudden, wie das fast unerklärliche Vorhandensein des Guddenschen Mikrotoms in der wissenschaftsfernen Primitivität von St. Pirminsberg, aber auch die hartnäckigen Mißerfolge in den Bemühungen um eine ärztliche Praxis oder eine Spitalstelle, die ihn schließlich in die Weltabgeschiedenheit des Bergklosters drängen, und daß er hier gleich zu Anfang ein paar außerordentliche Fälle von Gehirnerkrankungen trifft, die ihm Anlaß geben für seine ersten bedeutenden Arbeiten — alles das erscheint dem mit dem Wissen um dieses Leben Rückschauenden wie lauter zielvolle Stufen auf vorgezeichnetem Wege.

Freilich, damit die Stufenfolge zum lebendigen Gang wird, bedarf es des sicher schreitenden Fußes, und die äußern Gegebenheiten und Begebenheiten machen nur den einen Teil aus im Wechselspiel des Daseins. Sie sind die Fragen, die von außen an uns gestellt werden, wie wir sie aus unserem Innern beantworten, das erst entscheidet über unser Geschick. Und wenn nun auch die glücklichen Fügungen und günstigen, Monakows Berufsweg fördernden Umstände augenscheinlich sind, an ihm lag es, daß er sie wahrnahm und sie zu nützen verstand, daß er seine erworbenen anatomischen und physiologischen Kenntnisse am Burghölzli trotz Überbürdung mit ungewohnter Arbeit gleich zu verwerten wußte, daß er während

der Typhusepidemie an der Anstalt aus der Beobachtung der vorübergehenden seelischen Gesundung einer Typhuskranken bereits Schlüsse zog und die Ahnung der für seine spätere Wissenschaft wichtigen Erkenntnis vom toxischen Ursprung gewisser Geisteskrankheiten und von der Bedeutung der innern Säfte vorausnahm und daß er die Fälle von St. Pirminsberg in so aufschlußreicher Weise zu deuten wußte. Und wenn man auch das Zusammentreffen mit von Gudden als eigentlich schicksalshaft empfindet, schließlich unternahm der Student jene Erkundungsfahrt durch die deutschen Irrenanstalten auf eigenen Antrieb, und an ihm lag es, daß er die Guddenschen Lehren so fruchtbar in die Tat umsetzte. Als er dann vollends auf jene Schicksalsfrage bei der Direktorwahl die entscheidende Antwort fand, da hatte er bereits innerlich den Beruf als Berufung erkannt. Von nun an vollzog sich alles im Zeichen der Notwendigkeit, und als sich mir heute beim Anblick der im schmelzenden Nebel bedeutend gewordenen Welt das Leben des Mannes nach großen Plänen offenbarte, trat es mir vor Augen, wie da alles nach heimlichen Ordnungen verlief und wie da alle äußern Eingriffe und vor allem die großen leidvollen Erschütterungen — Tod geliebter Menschen, Zorn des Vaters, Ausbruch des Weltkriegs — nur dazu dienten, dieses Leben immer wieder auf höhere Stufe zu heben und einen innerlich schon vorbereiteten höhern Plan zu verwirklichen. Der Tod der Gattin aber hob ihn in jenen reinen Raum der Vollendung.

Und so glaube ich doch, daß sein Beruf der ihm vorbestimmte war. Nur hier konnte sich aus Drang, Wille und Fügung dieses reiche Gewebe gestalten, nur hier seine eigentlichste Natur fruchtbar werden; denn auch der Reichbegabte hat irgendwo seine größte Stärke, ein Gebiet, in dem die vielfältigen Kräfte zusammenschießen, statt sich gegenseitig zu hemmen, wo also das Danaergeschenk der Vielseitigkeit zum Segen werden kann.

Einen geradezu fermentativen Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis und angeborene große Menschenliebe bezeichnete Monakow selbst als Grundzüge seines Wesens. Wo nun aber fände solcher wissenschaftliche Erkenntnisdrang ergiebigeren Boden als im Wunderwerk des menschlichen Organismus und wo Menschenliebe ein reicheres Betätigungsfeld als im Helfer- und Heilerberuf des Arztes? Und wenn er anderseits von seinem Bedürfnis spricht, das Leben bei aller Tagesfröhlichkeit ernst zu nehmen und ihm einen sinngemäßen Inhalt zu geben, ist es nicht das, was die ärztliche Wissenschaft vor allen andern auszeichnet, daß der große Ernst dahinter steht? Denn wo das Leiden Lehrmeister ist, wo es allenthalben um Menschenwohl und Menschenleben geht, da darf kein Raum sein für leichtfertiges Experimentieren und für jenes eitle Spiel der Hypothesen, darin so mancher Geisteswissenschafter seinen Ruhm sucht und den Ernst der Ehrlichkeit verliert. Und wo böte sich bessere Gelegenheit, seinem Leben sinngemäßen Inhalt zu geben, als in der inbrünstigen

Hingabe an die guten und heilvollen Kräfte dieses Lebens?

Es mußte sein, daß der Reichbegabte, den frühes Leid, Tod, Verlassenheit und Menschensehnsucht zur Menschen- und Lebensliebe erzogen hatten, sich mit der Drangabe seiner künstlerischen Anlagen jenem Berufe verschrieb, der dem Menschenleben dient und der auf seiner höchsten Stufe zur wahren Lebens- und Menschheitskunst werden kann. Und es mußte sein — alles schien dazu verschworen, von außen und innen wurde er dazu geschoben und gedrängt — daß er sich mit seinen gesammelten Kräften dem höchsten und geheimnisvollsten der Organe zuwandte, dem Gehirn. Als der Mann der scharfen Sinne und des subtilen Denkens, der strengen Beobachtung, reinlichen Unvoreingenommenheit und trotzigen Unbeeinflußbarkeit, als Riese an Arbeitskraft und Ausdauer war er dazu geschaffen, diese komplizierteste, aufschlußreichste Provinz des Lebendigen, darin die Natur ihr Werkstattgeheimnis bewahrt, zu durchforschen. Und der leidenschaftliche Erkenntnisdrang, die intuitive Künstlernatur machten diesen in schweizerischer Ordentlichkeit und deutscher Wissenschaft geschulten russischen Geist mit seinem Sinn für die feinen Übergänge, für das Fließende aller Daseinsformen, für das Dynamische und wahrhaft Lebendige vor allen andern dazu geeignet, um im Allerheiligsten der Natur dem Geheimnis des Weltwillens nachzuspüren und im ausgebauten Zellenstaat Abbild und Vorbild aller

natürlichen Ordnung und menschlichen Bestimmung zu erfassen.

Freilich an diese letzten und ungeheuren Dinge dachte der junge Hirnforscher nicht von ferne, und wenn auch in jenem Taumel der ersten Entdeckung unerfaßte Ahnungen höchster Ziele mitschwingen mochten, sicherlich hat er nicht bewußt auf solche hingearbeitet. Wie die Natur ging er organisch vor und begann beim Kleinen und Einzelnen, um erst nach und nach zu höhern Verbindungen aufzusteigen. Exakte Kleinarbeit, Forschung auf engstem Gebiete, zuverlässiges Einzelergebnis war es, worauf es ihm zunächst ankam; denn die kleinen sicheren Schritte waren ihm soviel wichtiger als die kühnen Sprünge ins hypothetische Neuland, vor denen seine Vorsicht und Gewissenhaftigkeit immer warnten. Dabei wurde er vor der Gefahr der Spezialistenverengung bewahrt durch seine eigene weite Natur und durch die Vielfalt seiner Tätigkeit; denn, mochte seine wissenschaftliche Problemstellung zunächst noch so eng umzirkt sein: als Arzt, als Psychiater, als Forscher und auch als erlebender Mensch war er doch unablässig auf der Fährte jener ewig rätselhaften Macht, die wir Leben nennen. Allein, bis der Augenblick kam, wo aus der Unmasse der Einzelbeobachtungen, Feststellungen und Entdeckungen sich, einer Offenbarung gleich, Schau der Zusammenhänge, Überblick, Erkenntnis des Gesetzes erschloß, bedurfte es eines langen Lebens unerbittlicher Forscherdisziplin und nie rastender Mühe.

Subtilste Kleinarbeit: Man muß es sich vorstellen, was das heißt, solch zartestes, unendlich verletzliches Gebilde in Schnittserien zerlegen, sorgfältig tingieren, jedes einzelne der durchsichtig dünnen Scheibchen zwischen Glasplatten ausspannen, ohne es zu verletzen, was es heißt, an den winzigen Organismen neugeborener Kaninchen und Katzen die minuziösen Eingriffe vornehmen, ohne das hinfällige Leben, das noch kaum zu Atem gekommen ist, zu gefährden. Und wessen es bedarf, um sich mit dem Mikroskop im Mikrokosmos eines solchen Gehirns zurechtzufinden und im unendlichen Gewimmel von Zellen und Fasern Ordnung zu erkennen, welche Unvoreingenommenheit und Vorsicht, um aus der Beobachtung dieser kleinsten Verbände Wesen und Bestimmung der Einzelfaser, der Einzelzelle zu erschließen. Und welche Selbstdisziplin und welch glühende Liebe zur Sache nötig sind, damit ein Mann von der Kraft und dem Temperament, von der Körperwucht und dem seelischen Ungestüm eines Monakow lebenslang in der Demut solchen Kleinwerks auszuhalten vermochte. Aber er besaß die seltene Verbindung eines wahrhaft schöpferischen, nie erschöpfbaren Enthusiasmus und nüchtern scharfer Kritik — selbst diesem Enthusiasmus und den eigenen Erfolgen gegenüber. Und wenn auch jene erste Entdeckung den jungen Forscher in einen eigentlichen Glücksrausch versetzte, dieser vermochte ihn keineswegs zu verwirren, wurde vielmehr zum unmittelbaren Ausgang neuer Inspiration, neuer Ver-

suche, die zu neuen Entdeckungen führten, und niemand, der ihre sachlich knappen, sehr behutsamen, als „Experimentelle Beiträge“ betitelten Veröffentlichungen liest, ahnt etwas von den gewaltigen seelischen Elevationen, die um ihre Entstehung waren. Während er im Überschwang der Entdeckerfreude durch den Bergwald stürmte, entwarf sein erregter Geist in kühner, kluger Vorschau einen Arbeitsplan für Jahrzehnte, und er hat ihn in treuer Gewissenhaftigkeit verwirklicht: Hunderttausende von mikroskopischen Präparaten, die, von seiner Hand oder unter seiner Leitung hergestellt, den kostbaren Bestand der Zürcher hirnanatomischen Sammlung ausmachen, eine Flut von Einzelpublikationen, deren jede die Wissenschaft in irgendeinem Punkte förderte, die Monakows Entdeckernamen in die Gehirnterminologie einfügten (Monakowsches Bündel; Monakowscher Kern u. a.), drei Monumentalwerke, die zu Pfeilern dieser Wissenschaft wurden, und die stolzgereihten Jahrgänge des Schweizerischen Archivs für Neurologie und Psychiatrie, das er als Gründer, Leiter und Mitarbeiter verantwortete, stellen die gewissenhafte Ausführung jenes früh entworfenen Planes dar. Aber auch die Schar der Schüler, die aus allen Erdenwinkeln dem weltbekannten Lehrer zuströmten, um sein Wissen hinauszutragen in alle Weiten, zeugen für die Verwirklichung jener Jugendhoffnungen und vor allem auch die gewaltige Zahl der Kranken, denen der große Arzt Erleichterung, Rettung, Heilung brachte. Denn gegen

Sechzigtausend waren es, die im Laufe seines langen Lebens ihre Not zu ihm trugen, und er hatte über das große Wissen hinaus eine Kraft der Beeinflussung von Mensch zu Mensch, die oft Wunder tat und auch dort heilen konnte, wo alles verloren schien. Und er war ein wahrhaft volkstümlicher Arzt („Wo alle ärztliche Kunst — im Gebiete der Nerven- und Gehirnleiden — zu versagen schien, da scheute der Bauer auf dem Lande, der Arbeiter in der Stadt keine Mühe, die letzte Hilfe zu suchen bei Doktor von Monakow in Zürich"), und er war beliebt in allen Schichten der Bevölkerung; denn es gab für ihn keinen Unterschied der Person, und der Ärmste wurde mit derselben Hingabe behandelt wie jene Fälle, die andere Mediziner „die goldenen" nennen. Und am liebsten waren ihm seine poliklinischen Kranken, weil da jede wirtschaftliche Beziehung wegfiel, und seine Schüler berichten, daß er am Abend beim fünfzigsten Fall noch so geduldig und sorgfältig war wie beim ersten des frühen Nachmittags, und wehe dem Studenten, der nach stundenlanger Arbeit Zeichen der Ermüdung oder gar der Ungeduld gab! Denn hinter all der leidenschaftlichen Forscherarbeit sah Monakow als das hohe Endziel Gesundung und Wohlfahrt der Menschheit. Dieses ewige Problem, nicht nur in medizinischer, sondern in umfassender Fragestellung zu umkreisen, hat sein Geist nie aufgehört. Bis zum letzten Augenblicke nicht.

Als der Vierundzwanzigjährige in die Psychiatrie hineingezogen wurde und ihn dieses komplizier-

teste, am schwersten zu erfassende Gebiet menschlichen Leidens mächtig anzuziehen begann, kam er bald zu der Überzeugung, daß eine Vertiefung und Klärung dieser tastenden Wissenschaft nur auf dem Wege der Hirnforschung gewonnen werden konnte. Und obgleich er nie eine Vorlesung über Gehirnanatomie gehört hatte (das Kolleg, das damals an der Zürcher Hochschule gelesen wurde, erschien ihm so veraltet und schematisch, daß er es nach drei Stunden aufgab), wandte er sich ganz diesem Fache zu mit dem brennenden Wunsche, als ein Wegbahner und Pionier in dieses Neuland einzudringen. Denn recht gering war, was man damals an Wissen über das Zentralorgan besaß. Wohl war die Methode gefunden, waren die Instrumente geschaffen, mit denen man in die Architektur des Gehirns einzudringen und dessen verwickelte Struktur zu entwirren hoffte; aber von diesen Dingen selbst, vom innern Bau des Organs, von den geweblichen Ordnungen, vom Wesen der Zelle, ihrer Verknüpfung mit den Fasern und von der Organisation der feinsten Hirnsubstanz war noch fast nichts bekannt. Mehr, wenn auch nur Vages, wußte man von der Gehirnoberfläche, von Einteilung und Bestimmung der Windungen, und dann hatte sich, wie wir bereits sahen, die Aufmerksamkeit der Großhirnrinde zugewendet, seitdem man sie als Sitz der seelischen Funktion anzusprechen begann, und vor allem, seitdem durch die Entdeckungen von Hitzig, Munk, Gudden, Forel und andern nachgewiesen war, daß die Sin-

nesorgane wie die Bewegungsapparate in gewissen umgrenzten Rindenfeldern ihre zentrale Vertretung hatten. Wenn somit aber auch das Prinzip der Arbeitsteilung festgestellt war, so herrschte doch in der Lokalisationsfrage selber noch arge Verwirrung: während namhafte Forscher wie etwa Monakows Lieblingslehrer Ludimar Hermann sich noch ganz ablehnend verhielten und sich gegen die Lokalisationstheorie auflehnten, setzten andere auf eben diese Lehre kühnste Hypothesen, hofften sogar, die seelischen Fähigkeiten und geistigen Vorgänge, so, wie wir sie begrifflich fassen und in der Tagessprache unterscheiden — Wille, Gedächtnis, Intellekt — in Rindenfeldern unterzubringen, und es fehlte selbst nicht der naive, an die alte Phrenologie erinnernde Versuch, für jede einzelne Vorstellung gewisse Zellengruppen zu beanspruchen. Solchermaßen ging man daran, das geheimnisvolle Organ zu enträtseln, indem man es einzuteilen suchte wie eine Art Schubladenstock, in den man eines Tages dieses ganze Wunder Leben-Seele-Geist einzupacken und somit den lebendigen Organismus als Maschine verständlich zu machen hoffte. Bei alledem wußte niemand, wie man sich eigentlich das Phänomen der Lokalisation zu denken hatte.

In dieses Dunkel brachte gleich das erste Experiment Monakows einige Aufhellung; denn nicht allein der Verlauf der optischen Leitung, der Reizkette, die das Sinnesorgan mit den tiefen Hirnteilen und der Rinde verbindet, wurde dadurch

verdeutlicht, es fiel auch ein Licht in jenes mit dem Namen „Thalamons" (früher „Sehhügel") als heimlichstes Gemach des Gehirns bezeichnete Gebiet, von dessen Bedeutung man noch nichts wußte. Durch diese Entdeckung wurde dem jungen autodidaktischen Forscher das künftige Arbeitsfeld vorgezeichnet: das glücklich Gefundene galt es zu bestätigen, tiefer zu begründen, auszubauen, zu vervollständigen, es galt, in dem einen engen Gebiete sich nach und nach Klarheit zu verschaffen, um dann von hier aus Klärung in die ganze unaufgelichtete Frage der Architektur und Lokalisation zu tragen. Ein Programm, das nicht nur Jahrzehnte, das den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften beanspruchte. Denn Monakow war sich von Anfang an bewußt, daß man Fruchtbares hier nur dann erreichen konnte, wenn bei diesem weitschichtigen Werke der Arzt, der Anatom, der Physiologe zusammenwirkten, sodaß anatomische Erforschung, Beobachtung am Krankenbett und lebendiges Experiment sich gegenseitig ergänzen und wechselweise erhellen konnten. Von Anfang an war er auch in seiner Wissenschaft auf das Ganze aus, hatte er doch schon als Student Gelegenheit gehabt festzustellen, wie unheilvoll sich die Gepflogenheit der Facheinteilung und Fachabsperrung gerade in der Wissenschaft vom lebendigen Zentralorgan auswirkte. Man würde das Werk dieses in allem ganzheitlichen Menschen nicht richtig beurteilen, wenn man nicht begriffe, welchen Wert er auf die Zusammenarbeit der Wissenschaf-

ten legte. Lebenlang hat er sich darum gemüht, und ein Großteil der Chronik seiner Kämpfe, Widerstände und Anfeindungen, aber auch seiner Siege ist auf Rechnung solchen Mühens zu setzen.

Nach dem ersten Erfolg nahm die Arbeit ein fast fieberhaftes Tempo an. Jeder Augenblick, den der Dienst an den Kranken der Anstalt und des Dorfes freigab, wurde der Forschung geschenkt. Nicht allein die junge Frau, die sich mit der Handhabung des Mikrotoms vertraut machte, half mit, auch Besuche und Patienten wurden zur Arbeit im Laboratorium herangezogen, und bald häuften sich im kleinen Raum die Präparate. Aber auch die neugefundenen Tatsachen häuften sich und die knappen Berichte über diese Entdeckungen, die den Namen von Monakow in die Wisenschaft einführten und ihm bald Bedeutung gaben. Und die Einzeltatsachen summierten sich: Im Sommer 1883 konnte er vor den Medizinern der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft schon ein ziemlich geschlossenes Bild der optischen Bahnen, ihrer wesentlichen Verbindungen, Zentren und Endigungen geben, und obgleich er seine Arbeit in schüchterner Weise vorlas (denn die Gewandtheit der öffentlichen Rede war ihm nicht gegeben und blieb ihm in gewissem Sinne zeitlebens versagt), seine Darlegung machte doch einen tiefen Eindruck: zum erstenmal wurde nun wirklich eine einigermaßen faßbare Vorstellung vom Vorgang der Lokalisation vermittelt, ein Einblick gegeben in die feinere Struktur und komplizierte Zusam-

mensetzung der nervösen Leitungen und Licht gebracht in das Wesen der Thalamuskerne, deren Abhängigkeit von gewissen Rindenzonen und deren Bedeutung als Zwischenstationen der Leitungsbahnen und als Reizumschalter er als erster erkannte. Und im selben Jahr noch konnte er vor den Medizinern und Naturforschern Deutschlands Entdeckungen über die Eigenart und Sonderaufgaben gewisser Kategorien von Rindenzellen mitteilen und über den Aufbau der Großhirnrinde aus verschieden gegliederten, verschiedener Bestimmung dienenden Schichten, womit er Dinge vorausnahm, die eigentlich erst der Erkenntnis späterer Zeiten voll zugänglich wurden. Denn wenn auch die Erhebungen des jungen schweizerischen Russen die lebhafte Teilnahme gewisser Fachgenossen erregte und ihn in nähere Beziehung zu manchem hervorragendem Gelehrten brachten, es gab damals doch nur wenige, die seine Leistungen in ihrer ganzen Tragweite abzuschätzen oder auch nur richtig zu verstehen vermochten. Eine spätere Zeit aber, die deren weitgreifende Auswirkung und bleibende Gültigkeit erkannte, rechnete diese ersten Taten Monakows, sein Schema der optischen Bahnen, seine „magistrale Topographie der Thalamuskerne", seine Erschließung der Rindengliederung zu den Großtaten der Hirnwissenschaft.

Während Monakow dermaßen — leidenschaftlich und behutsam zugleich — sein wissenschaft-

liches Werk förderte, gelangte er alsgemach in das siebente St. Pirminsberger Jahr. Menschlich hatte sich sein Dasein im Bergdorf aufs freundlichste entwickelt: unverändert herzlich blieb das Einvernehmen mit dem kollegialen Vorgesetzten Weller, immer wärmer gestaltete sich das Verhältnis zu den Dorfgenossen und zu den Insassen der Anstalt, und überdies hatten sich freundschaftliche Beziehungen zu den geistigen Kreisen von Chur angesponnen, wo damals ein paar Männer weilten, die später eine nicht unwichtige Rolle im wissenschaftlichen und politischen Leben des Landes spielen sollten. Unter ihnen fand er auch einen Freund fürs Leben, den spätern Seminardirektor Theodor Wiget. Die junge Frau war sogar in den Gemischten Chor der bündnerischen Hauptstadt eingetreten, dessen Übungen sie trotz der örtlichen Entfernung regelmäßig besuchte, und somit war auch in ihr einsames Frauendasein, das ihr zunächst nach der heitern Wiesbadener Geselligkeit nicht ganz leicht fallen mochte, einige Bewegung gekommen, um so mehr, als es ihr gelang, dank ihren gesellschaftlichen und musikalischen Gaben, auch im eigenen Heim eine anmutige Gastlichkeit zu entfalten. Als dann im vierten Jahr der Ehe ein Töchterchen zur Welt kam, fand das aufblühende menschliche Glück seine Krönung.

Monakow als Vater, das wäre ein Kapitel für sich, und man würde daraus vernehmen, wie er auch diese große Aufgabe ernst nahm und als ein Ganzer erfüllte. Und in spätern Jahren gäbe es

wohl mancherlei von Patriarchenstrenge zu berichten, von unnachgiebiger Disziplin bei viel Herzensgüte und Verständniswillen und von weitblickender Gerechtigkeit; aber das Bild des jungen Vaters, so, wie es sich in den wahrhaft entzückenden Briefen der Gattin an ihre Schwestern malt, ist durchaus das eines enthusiastischen Kinderfreundes und kindlich frohen Spielkameraden. Ein wahres Hohelied der Elternfreude sind diese Heimberichte der jungen Mutter, und allenthalben spürt man es, welch freudenvolle Revolution die kleine Else, von der gerühmt wird, daß sie zum Gesicht und Temperament des Vaters die „langen Rudiohände“ hinzubekommen habe, in den Ehefrieden gebracht hat. Allein, gerade dieses glückhafte Ereignis deckte die Unhaltbarkeit der äußern Verhältnisse auf; denn die Assistentenbesoldung, die durch die Dorfpraxis nicht ausreichend verbessert wurde — betrug doch damals die Taxe für einen Krankenbesuch einen Franken, für eine Ordination mit Medikament einen Franken zwanzig — langte nicht für den Unterhalt einer Familie. Und abgesehen davon, daß die untergeordnete Stellung der wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes längst nicht mehr entsprach, die nachteiligen Wirkungen der Entfernung von der Gelehrtenwelt und den wissenschaftlichen Instituten machten sich immer mehr geltend; denn die einst so fruchtbare Einsamkeit mußte nun, da Monakows Werk in die Wissenschaft einzugreifen begann, zur hemmenden Isolierung werden.

Es bedeutete deshalb für ihn eine bitterste Enttäuschung, als die Stelle des zweiten Arztes an der bernischen Irrenanstalt Waldau, die man ihm mit ziemlicher Sicherheit in Aussicht gestellt hatte, schließlich einem andern gegeben wurde, weil der für die Wahl ausschlaggebende Mann es als seine Pflicht ansah, den eigenen Assistenten anzubringen. Für Monakow war dies ein schwerer Schlag, den er nicht leicht und nicht rasch verwand, für das bernische Irrenwesen und für die medizinische Fakultät bedeutete es einen schlimmen Verlust. Wie fruchtbar hätte sich die lebendige Zusammenarbeit Monakows mit Männern wie Theodor Kocher, Hermann Sahli, Lichtheim, Paul Dubois, denen er wissenschaftlich verbunden war, gestalten müssen! Und zu der schweren, gesammelten, feurigen Art des Berners hätte er wohl besser gepaßt, als zur hellen, zielhaften Schnellfertigkeit des Zürchers, schrieb er doch einmal aus Bern, wo ihn die Schönheit der Stadt zu lautem Ausruf mitten auf der Brücke hinriß: „Man atmet hier eine freiere Luft, und ich finde hier mehr als in Zürich Menschen, deren Mentalität mir zusagt." Aber handelte das Schicksal nicht folgerichtig, als es ihm auch hier wieder den offiziellen Weg, der glatt und gradlinig zu Direktorstelle und Professur geführt hätte, verrammte und ihn dadurch zwang, auf dem selbstgewählten Seitenpfade zu verharren? Nun blieb ihm nichts anderes, als sich auf sich selbst zu stellen, auf eigene Verantwortung sich niederzulassen, und zwar entschloß er sich trotz

dem Abmahnen seiner Freunde für Zürich. Aber ehe er das Wagnis unternahm, wollte er noch seine medizinischen und vor allem die neurologischen Kenntnisse ergänzen und erweitern. Er erbat sich ein Vierteljahr Urlaub und reiste im Herbst 1884 über Wiesbaden, wo er Frau und Töchterchen bei ihren Verwandten zurückließ, nach Berlin.

Wenn man vernimmt, was Monakow in den drei Berliner Monaten leistete, wo er neben der von Westphal geleiteten Nervenklinik an der Charité noch die privaten Polikliniken von Mendel, Bernhardt, Remack regelmäßig besuchte, den Vorlesungen von Virchow, Dubois-Reymond, Frerichs, Leyden, Bergmann und anderer folgte, überdies selber Vorträge hielt und sich auch gesellschaftlich ausgab im Verkehr mit den Männern der Wissenschaft, die ihn überall herzlich aufnahmen, wenn man sieht, mit welcher Freude er sich daneben dem Besuch der Konzerte, der Theater, der Museen hingab und wie er unter dieser stürmischen Aufnahme und der allseitigen Kräfteausgabe eigentlich aufblühte: kommt es einem erst zum Bewußtsein, wieviel unausgesprochene, vielleicht auch uneingestandene Entbehrung doch die fruchtbare Zeit von St. Pirminsberg dieser vielseitigen, expansiven, dieser Kraftnatur auferlegte.

Reich an bedeutenden Eindrücken, an wissenschaftlichem Gewinn, an wertvollen Beziehungen, unter denen die Freundschaft mit Hermann Munk sich als die folgewichtigste erwies, kehrte er zurück und voller Unternehmungslust. St. Pirminsberg

konnte ihn nun nicht mehr halten. Schon im Frühling leitete er an der Zürcher Universität seine Habilitation als Privatdozent für Hirnanatomie und Nervenkrankheiten ein, die dank seiner wissenschaftlichen Leistungen glatt angenommen wurde. Im Sommer hielt er seine Probevorlesung, und im September siedelte er nach Zürich über, wo er sich mit seiner Familie im akademischen Viertel, in jener gartengrünen Straße auf der ersten Stufe des Zürichberges niederließ, wo er als Student gewohnt und wo er seinen ersten verunglückten Etablierungsversuch gemacht hatte. Das gemütliche Haus und der schöne Garten an der Plattenstraße aber wurden bald zum Schauplatz vielfältiger Kinderfreuden; denn noch in St. Pirminsberg war der Sohn geboren worden, den Monakow nach einem früh verstorbenen Bruder Paul nannte, und bald folgte auch das dritte Kind, und er gab der blühend Gesunden den Namen der geliebten Schwester Mascha.

Schmerzlich war der Abschied von St. Pirminsberg gewesen, der in der Anstalt auf ergreifende Weise gefeiert wurde, von Pfäfers, wo man den allbeliebten Dorfarzt ungern scheiden sah, nicht eben leicht der berufliche Anfang in Zürich. Zwar ließ sich die Praxis verhältnismäßig gut an; doch da er sich auf Anraten der Kollegen als praktischer Arzt ausgeschrieben hatte — der Name „Nervenarzt“ bestand damals so wenig wie die Sache selbst, der Nervenkranke wurde vom Hausarzt behandelt, vom Irrenarzt oder Elektrotherapeuten — da er sich zunächst den allgemeinen Krankheiten

widmen mußte, fühlte er sich nicht in seinem Element; vor allem aber traf er in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf unerwartete Widerstände. Zwar hatte man ihm die Niederlassung als Privatdozent nicht erschwert und er durfte auch seine hirnanatomischen Vorlesungen im Hörsaal des Pathologischen Institutes halten, allein sein Kolleg über Elektrodiagnostik und -therapie mußte er in der eigenen Wohnung lesen, da ihm der Kliniker den dafür passenden Raum versagte. Auch die zehntausend Schnittpräparate, die er aus St. Pirminsberg — ungefähr die Hälfte der dort hergestellten — mit Erlaubnis der St. Galler Regierung hatte mitnehmen dürfen, mußte er in der eigenen Wohnung verstauen, da man ihm im Institut keinen Platz dafür gewährte. Zur wissenschaftlichen Arbeit wurde ihm einzig ein Tisch im Pathologischen Institut eingeräumt; da aber dort kein Guddensches Mikrotom vorhanden war, er selbst, durch die Anschaffungen für seine elektrotherapeutische Praxis stark in Anspruch genommen, außerstande, ein solches zu erwerben, und da der Versuch, das Instrument des Klinikers leihweise zu gebrauchen, kläglich mißlang, sah er sich in seiner Forschertätigkeit eigentlich lahmgelegt.

So hatte er denn auf einmal, trotzdem die Vorlesungen, die er bis in alle Einzelheiten schriftlich ausarbeitete und mit historischen Daten „schulmäßig schminkte", dem Anfänger große Mühe machten, auf einmal viel freie Zeit. Um diese und die Gefühle bitterer Enttäuschung zu vertreiben

und wohl auch, um sich für die strengen Anstaltsjahre einigermaßen zu entschädigen, ließ er sich auf eine etwas gemütlichere, genußreichere Lebensweise ein. Es kam nun vor, daß er sich schon am Morgen in Erwartung der Patienten der Lektüre hingab, nicht nur Wissenschaftliches, sondern gelegentlich auch Romane las, daß er die häusliche Geselligkeit mitmachte, Ausflüge unternahm, sich abends mit Kollegen beim Schoppen traf und morgens später aufstand. Es ist — abgesehen von jener kurzen Gastrolle als Korpsstudent — die einzige Zeit im Leben Monakows, wo er den Fuß ins Philistertum setzte. Nur ein paar Monate dauerte es; aber er hat diese Verirrung in die „Hölle der Gemütlichkeit" bitter bezahlt. Schon damals, wo nach und nach seine Lebensfreude schwerer Niedergeschlagenheit wich und aus der Lahmheit der lähmende Gedanke kam, die Forscherarbeit gänzlich aufzugeben, aber auch viel später noch. Wenn in schlaflosen Nachtstunden seiner letzten Zeit das gelebte Leben sich vor ihm aufrichtete und neben herzerfreuend Schönem, Gewaltigem und Schmerzvollem das rückschauende Gewissen auch trübe Winkel beleuchtete und Irrwege und Verfehlungen aufzeigte, die keinem Lebendigen erspart bleiben, nichts vergaß und zurückgriff bis auf die Näschereien und harmlosen Schwindeleien des kleinen Jungen, da standen diese unausgewerteten lahmen Zürcher Monate immer im Vordergrund: „Nichts, was so nagt, wie Reue über verlorene, an Banales und Wertloses vergeudete Lebenszeit."

Der Anstoß zur Befreiung aus jenem unhaltbaren Zustande kam von außen. Zunächst der Besuch einiger Berliner Professoren, die ihn aufzurütteln suchten, vor allem Munk, der dem jungen Kollegen Vorstellungen darüber machte, wie unverantwortlich es wäre, wenn ein Mann, der schon so wichtige Entdeckungen gemacht habe, der Wissenschaft den Rücken wenden wollte. Und eines Tages erschien ein junger amerikanischer Gelehrter, Donaldson, der direkt von Philadelphia hergereist war, um unter Monakows Leitung wissenschaftlich zu arbeiten, und ließ sich keineswegs abspenstig machen, als dieser ihm die Unausführbarkeit des Planes darzulegen suchte — daß er weder den Raum noch die Instrumente besitze — sondern erklärte, er sei nun einmal da und entschlossen, Zürich nicht eher zu verlassen, als bis er unter der Leitung des Mannes gearbeitet habe, den er sich zu seinem Meister auserkoren. Und gab nicht nach, bis Monakow die Angelegenheit dem pathologischen Anatomen der Universität unterbreitete und bis dieser, der Hartnäckigkeit des Amerikaners unterliegend, schließlich ein kaum benutztes Experimentierzimmer zur Verfügung stellte — freilich unter der Bedingung, daß Donaldson bei ihm, dem Ordinarius, belege und auch an ihn das übliche Honorar entrichte. Mit feinem Lächeln ging der Amerikaner auf diese Forderung des alten Praktikers ein; Monakow aber war heilfroh, solchermaßen endlich zu einer Arbeitsstätte gekommen zu sein, und da sein Schüler die nötige

mikroskopische Ausrüstung mitgebracht hatte und ein Mikrotom leihweise gewonnen werden konnte, machten sie sich unverzüglich ans Werk. Erstes Arbeitsobjekt war das Hirn eines rindenblinden erwachsenen Hundes, das Munk dem Kollegen zur wissenschaftlichen Bearbeitung überlassen hatte. Das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit — Bestätigung der früher am neugeborenen Kaninchen gemachten Entdeckung auch beim erwachsenen, höher entwickelten Tiere — wurde von den beglückten Forschern durch einen gemeinsamen Ausflug gefeiert. Dann neue eifrige Arbeit: Privatvorlesungen, mikroskopische Untersuchungen, Schnittserien, unter denen ein herdverletztes menschliches Gehirn von besonderer Bedeutung war, da sich jene an den Tierhirnen gemachten Beobachtungen auch hier bewährten und sich somit endgültig als gesetzmäßige Erscheinung zu erkennen gaben.

Sehr befriedigt verließ der Amerikaner Zürich (später wurde er Professor und Direktor des Wistar Instituts für Anatomie und Biologie in Philadelphia); aber auch sein Lehrer fühlte sich beschenkt. Die Zeit des Trübsinns war vorbei. Ein frischer Wind war in die erschlafften Segel gefahren und trieb das Schifflein mächtig voran. Mit blanken, geblähten Schwingen flog es neuen Horizonten zu, und fortan würde es nie mehr lahmen, bis zur letzten Landung nicht.

Da er nun das Gastrecht im Anatomischen Institut und damit einen sicheren Boden für die Arbeit sich erobert hatte, gab es für seinen wissenschaft-

lichen Eifer keine Schranken mehr: in zwei primitiven Stuben der Altstadt richtete er eine private Nervenpoliklinik ein, und da er durch anatomische Institute des In- und Auslandes mit gesunden und pathologischen menschlichen und mit Gehirnen operierter Tiere reichlich beschickt wurde, hatte er nun für seine Studenten wie für sich jene Dreiheit des klinischen, anatomischen und physiologischen Studienmaterials wieder beisammen, die ihm für ein ersprießliches Dozieren und wissenschaftliches Arbeiten unerläßlich schien. Die Schüler stellten sich ein, und immer häufiger kam es nun vor, daß auswärtige Kollegen herreisten, um mit Monakow zusammenzuarbeiten, daß berühmte Fachgenossen erschienen, um die rasch anwachsende Sammlung zu sehen.

Als er dann im Hause Zum Olivenbaum eine größere Wohnung bezog — denn die Privatpraxis entwickelte sich stark und nahm immer mehr den Charakter der Nervenpraxis an — richtete er im selben Hause ein Privatlaboratorium ein. Freilich glichen die beiden sehr primitiv bestellten Räume mit den rohen Tannentischen und -stühlen, dem zur Bewahrung des anatomischen Materials und der Abfälle bestimmten alten Küchengeschirr, irdenen Schalen und Kübeln, mehr einer Tischler- oder Malerwerkstätte als einem wissenschaftlichen Institut, sodaß Monakow sich zunächst scheute, andere da hereinschauen zu lassen. Aber ein holländischer Psychiater, der mit demselben Anliegen wie einst Donaldson und so plötzlich und ziel-

bewußt wie dieser in Monakows heimliches Reich einbrach, zerstreute dessen Bedenken über die „armselige Bude“, erklärte sie als „originell und gemütlich“ und verlangte, sich unverweilt darin niederlassen und mit der Bearbeitung irgendeines pathologischen Gehirns beginnen zu dürfen. Vom frühen Morgen bis in die Nacht saß er, ohne zu pausieren, am Mikrotom und brachte es auf diese Weise zustande, in vier Wochen eine kontinuierliche Schnittserie durch einen Hirnstamm herzustellen. Dann reiste er so plötzlich, wie er gekommen, in seine Anstalt in Meerenburg zurück, hocherfreut, obschon er von Zürich nicht viel anderes gesehen hatte als Constantin von Monakows originelles und gemütliches „Labörli“.

Damit aber war auch diese neue Arbeitsstätte würdig eingeweiht, und wenn auch nicht alle, die in der Folge hier arbeiteten, den Riesenfleiß des Holländers besaßen, es wurde da doch zu allen Zeiten tüchtig gearbeitet, und wie zusammengewürfelt auch die Gesellschaft der Laboranten war — denn aus allen Ländern kamen sie her, verschiedensten Rassen und beiden Geschlechtern gehörten sie an — der Geist des Ortes einte sie zur freudig eifrigen Gemeinschaft. So herrschte in den beiden Räumen ein wissenschaftlich animiertes, kameradschaftlich frohes Treiben; der große Augenblick des Tages aber war jeweils, wenn der Meister zu kurzem oder längerem Verweilen, zu Anleitung und Kontrolle sich einstellte. Denn mochte er noch so anspruchsvoll sein in seinen

Forderungen und noch so streng in seiner Kritik, immer wurde sein Erscheinen mit Begeisterung begrüßt. Sein Urteil, ob scharfer Tadel oder karge Anerkennung, brachte jederzeit Gewinn und seine Anwesenheit immer Stärkung. Und seine kräftige Führung machte nicht abhängig, sondern leitete zur Selbständigkeit und eigenen Kraft, und sie schenkte Zuversicht und den von heimlicher Freude erfüllten Ernst dessen, der sich im Dienst einer großen und nützlichen Sache weiß. Auch als Lehrer, auch als Chef seines Institutes war er nicht nur Wissenschafter, sondern letzten Endes immer Arzt, der mit allen Kräften und ganzer Hingabe für das Heil der leidenden Menschheit wirkende hilfreiche Mensch.

Wie groß, scheinbar die Kraft eines Einzelnen übersteigend, Monakows Arbeitslast damals zu Beginn der neunziger Jahre war, sie erfuhr doch noch fortwährend Zuwachs. Nach dem Tode seines Vaters richtete er in dessen Haus, das nun ihm gehörte, eine Privatklinik für Nervenkranke ein, die sich bald mit Patienten füllte, und das nächste Jahr brachte seine Wahl zum Extraordinarius. Diese ging nicht ohne Stürme und Wirrungen vor sich. Veranlassung war Monakows Berufung als Ordinarius für Psychiatrie und Neurologie an die Universität Innsbruck, durch die man in Zürich vor die Frage gestellt wurde, ob man den bedeutenden Dozenten und Arzt ans Ausland verlieren oder ihn durch die Schaffung einer ihm angemessenen Professur festhalten wollte. Über diese Frage ge-

rieten Regierung und Fakultät in einen Konflikt, der sich über zwei Monate hinzog, und zwar waren es die Mediziner, die sich gegen die neue Professur wehrten, während die Behörden sich für sie einsetzten. Freilich muß zugegeben werden, daß man damals die Neurologie in ihrer eigentlichen Bedeutung noch nicht erkannte, sie noch nicht als selbständiges Fach anerkannte und daß man ihre Loslösung von der innern Medizin auch anderswo heftig bekämpfte. Sie glich damals, wie Monakow einmal sagte, einem bescheiden zwischen Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems und innerer Medizin sich hinschlängelnden Bächlein, das sich erst später zum breiten, mit zahlreichen Nebenflüssen ausgestatteten mächtigen Strome auswachsen sollte. Immerhin war im Verhalten der Fakultät die persönliche Note nicht zu verkennen. Die Warnung vor dieser Professur als einer „Gefahr für das Gedeihen der medizinischen Klinik" verriet Motive nicht uneigennütziger Art, und aus dem Absageschreiben an Monakow, das sophistisch mit einem Glückwunsch zur Berufung nach Innsbruck schloß, war unschwer zu erkennen, daß man es nicht ungern gesehen hätte, wenn dieser merkwürdige, nirgends — weder nach seinem Fach, noch seiner Persönlichkeit, noch seiner Lebensgestaltung — einzureihende Mann aus dem akademischen und medizinischen Leben der Stadt verschwunden wäre, ehe seine sichtbar wachsende Bedeutung störend wirken konnte. Schließlich wurde die Sache dahin entschieden, daß die

Regierung auf Vorschlag des Erziehungsrates und gegen den Willen der Fakultät Constantin von Monakow zum außerordentlichen Professor für hirnanatomische Fächer und Nervenpoliklinik ernannte und daß seine private Poliklinik staatlich anerkannt wurde.

Wie peinlich auch das Verhalten der Kollegen für Monakow sein mochte (denn es machte ihn von vornherein zum unerwünschten Eindringling in der Fakultät und drängte ihn von Anfang an in die Opposition), die freudige Zustimmung, die seine Wahl sonst allenthalben fand — in den akademischen Kreisen des Auslandes, in der Presse, bei einheimischen Kollegen, bei Privatdozenten und Schülern — entschädigte ihn vollauf. Vor allem aber waren es die massenhaften Glückwünsche aus allen Kreisen der Zürcher Bevölkerung, die ihn überraschten, rührten und in eigentlich festliche Stimmung versetzten; denn da wurde es ihm zum erstenmal bewußt, daß er in dieser Stadt kein Vereinzelter mehr war, sondern zugehörend einer großen, lebendigen, ihm herzlich gesinnten Gemeinschaft.

Freilich war die Besoldung des neuen Extraordinarius äußerst bescheiden und langte bei weitem nicht zur Deckung seiner Auslagen für die Institute. Noch mußte er jedes Jahr bedeutende persönliche Opfer für sie bringen — während zwanzig Jahren noch. Allein, der Geldfrage hat er in seinem Leben nie eine irgendwie bestimmende Rolle zuerkannt: „Wer keine materiellen Opfer für

seine wissenschaftlichen Arbeiten bringt, ist meines Erachtens kein Forscher." Ihm war vor allem daran gelegen, daß sein Fach, seine Gründungen, sein Wirken öffentlich anerkannt und als ein Zusammengehöriges, Unteilbares bestätigt wurden. Im übrigen war es ihm lieb, sich auch dem Staate gegenüber solang als möglich jene Unabhängigkeit zu bewahren, deren seine selbständige Natur zur freien Entfaltung und fruchtbaren Auswirkung bedurfte. Das Gefühl, aus eigener Kraft den Betrieb aufrechterhalten zu können, hebt ihn, und er jubelt über das Glück seiner lebendigen Freiheit: „Nach niemand fragen zu brauchen, keine Inspektionen, Kommissionen, keine staatliche respektive akademische Kontrolle, kein Gebundensein an starre Reglemente, freie Vereinbarung mit meinen Schülern und Angestellten und Zufriedenheit aller Beteiligten!"

Das neue Amt brachte wiederum eine Erweiterung des Pflichtenkreises, Vermehrung der Schüler und Laboranten, Zunahme der poliklinischen Praxis. Und kaum hatte er es angetreten, stellte sich ihm schon wieder eine neue große Aufgabe: die Wissenschaft verlangte von ihm ein monumentales Werk, die Bearbeitung der Gehirnpathologie für das gewaltige Nothagelsche Handbuch. Wohl zögerte er einen Augenblick, diese neue, weitschichtige, kaum übersehbare Arbeit zu allem andern auf sich zu nehmen. Dann aber griff er tapfer zu; denn seine Arbeitskraft kannte damals keine Grenzen: „Ich war von einem

solchen, fast berauschenden Wissens- und Forschungsdrang erfüllt, daß es für mich in wissenschaftlicher Beziehung keinen Halt mehr gab."

Was Monakow in jenem und dem folgenden Jahrzehnt leistete als Arzt, als Dozent, als vielfach, auch in gerichtsmedizinischen Fragen, angerufene Autorität, als wissenschaftlicher Schriftsteller und tätige und führende Persönlichkeit in der internationalen Zusammenarbeit seiner Wissenschaft, aber auch als allseitig interessierter Mensch und Menschenfreund und schließlich als Hausvater und Erzieher — die Leistung dieses Mannes geht derart über alles gewohnte Maß hinaus, daß man das Unerklärliche nur mit dem einen Namen meint nennen zu können: Genialität. Aber, wie ich dieses Wort hinschreibe, sehe ich Monakows Augenzorn und seinen erhobenen Mahnfinger. Er haßte die großen, vieldeutigen und deshalb wenig aussagenden Worte, und vor allem wollte er es nicht leiden, daß man die hochtönenden auf ihn anwendete. Und er wollte es auch nicht, daß man ihm außerordentliche Begabung zuerkannte, sondern war durchaus der Ansicht, jeder normal begabte Mensch vermöchte zu leisten was er, sofern einer den Beruf wählte, den er ernst nehmen und mit Anteil ausüben konnte, seine Zeit auszunützen verstand und auf alle Allotria zu verzichten vermochte und sofern er sich zum rechten Fleiß erzog.

Der rechte Fleiß! Wenn man Monakows Arbeitspensum in jenen Jahren überschaut, sein vier-

zehn bis fünfzehn Werkstunden umfassendes, vom frühen Morgen bis in tiefe Nacht sich erstreckendes Tagesprogramm, wenn man sich vorstellt, wie ihn sein Beruf täglich zwischen den weit auseinanderliegenden Örtlichkeiten von Universität, Poliklinik, Laboratorium, Privatklinik, Ordinationszimmer und den Wohnungen der Privatkranken herumhetzte, wenn man ihn sieht, wie er auf seinen häufigen Konsultationsreisen im Land herum sich im Eisenbahnwagen ein kleines Büro zurechtmacht, um auch diese Zeit zur Arbeit auszunützen, und ihn beobachtet, wie er nach vollendetem Tageswerk im nächtlichen Laboratorium erst die mikroskopischen Präparate der Schüler prüft, ehe er an jene Arbeit geht, nach der er am meisten brennt, wie er oft, vom Ansturm der Gedanken bedrängt, mitten in der Nacht sich erhebt, um neuerdings in sein „Refugium" hinunterzueilen und dort weiterzuschaffen: dann versteht man, daß es in der Tat in diesem Leben keine unnützen Augenblicke gab und daß jenes paradoxe Wort, das er einem entgegenhielt, der sich mit Arbeitsüberbürdung für ein nicht getanes Werk entschuldigen wollte, für ihn kein Paradoxon war: „Wer viel zu tun hat, findet für alles Zeit"; denn das hieß nichts anderes als: Wer den rechten Fleiß hat, der zwingt alles.

Doch da fällt mir ein, wie auch andere schöpferische Menschen in ähnlicher Weise dem Fleiß vor dem Talent die Ehre zu geben suchten. Carl Spitteler: Noch sehe ich ihn vor mir, wie während

eines Gesprächs über Dichtung sein ironisches Gesicht plötzlich tiefer Nachdenklichkeit verfiel: „Wenn man ganz gewissenhaft arbeitet, dann wird alles von selber gut, das Dichterische wie das Menschliche. Begabung? Genie?“ Er lächelte, und seine Hände legten sich auseinander wie Waagschalen, die in der Schwebe hangen, dann sank plötzlich die Rechte und schloß sich im Zugriff: „Gewissenhaftigkeit und Treue. Selbsttreue, das ist es! Ohne den guten Fleiß und ohne das gute Herz wären wir alle nichts.“ Und auch Ferdinand Hodler, der Wortscheue, verschmähte es nicht, sich seines Fleißes zu rühmen, sondern tat es mit dem blauesten Blitz seiner Satyraugen, und wie rasch war er bereit, Begabung zu vermuten, wo er Gewissenhaftigkeit vorfand und den rechten Fleiß! Als wir einst gemeinsam eine Kunstausstellung besuchten, da rührte es mich eigentlich, zu sehen, mit welcher Liebe er in jedem einzelnen Werk nach den Spuren jener von ihm so geschätzten Eigenschaft forschte und wie er sich freute, wenn er sie wo entdecken konnte.

Aber ist nun dieser rechte, das heißt dieser inbrünstige, nie nachlassende Fleiß, diese unbezähmbare Schaffenswut nicht eben Ausdruck einer ungestüm treibenden Kraft, Ausfluß eines unerschöpflichen, unablässig zur Tat mitreißenden Kräftestromes und also das Stigma echten, gottbegnadeten Schöpfertums? Und wenn dem Dilettanten Ernst und Atem so bald abhanden kommen, wenn er keine Ausdauer aufbringt und immer wechselnd

nach anderen Dingen schweift, es kommt nicht bloß von den moralischen Schwächen eitler Selbstgenügsamkeit und spielerischer Müheschеu, es kommt vor allem daher, daß er nur aus seichten Wassern zu schöpfen hat, daß kein Kräftevorrat da ist, der Ernst und Eifer am Leben erhält und den zum großen Werke nötigen weiten Atem zu geben vermag. Mögen auch die Begnadeten zufolge jenes demütigen Stolzes, der den kennzeichnet, der die ewigen Zusammenhänge ahnt und — erschauernd und bedrückt — seine eigene winzige Teilhaftigkeit daran spürt, mögen sie sich immer ihren Fleiß zum menschlichen Verdienst rechnen: letzten Endes ist auch er ein Zeichen des Auserwählten so gut wie die Gnaden der zeitlichen Entsprechung und der räumlichen Begegnung im Schicksalsgefüge des Außen und Innen. Nur darf man solch schöpferischen Fleiß nicht verwechseln mit jenem sitzfreudigen Beschäftigungsdrang, der Gedankenträgheit näher angeht als Schaffensinbrunst.

Die „Gehirnpathologie“ stellt den einen der drei Marksteine in Monakows wissenschaftlichem Werk und Leben dar, und das Schicksal hat ihn an den rechten Platz gepflanzt, an das Ende jener ersten wichtigen Lebensperiode, die man im Hinblick auf die wissenschaftliche Fragestellung und Weltanschauung Monakows als die anatomisch-mechanistische bezeichnen kann: freilich nur unter bestimmter Einschränkung des Begriffes; denn Monakow hat sich nie mit der bloß beschreibenden

Anatomie begnügt. Diese war in seinen Augen eine Hilfswissenschaft, die tot blieb, solange sie den Zusammenhang mit den klinischen Fächern verpaßte, und ihm war es ja von Anfang an um eine lebendige Wissenschaft zu tun. Schon durch die Methode der sekundären Entartung, die durch zeitliche Rückbildung die geheimnisvollen Zusammenhänge im Fasersystem aufdeckt, kam ein lebendiges Moment in die statische Wissenschaft der Anatomie. Dies geschah in noch höherem Grade, als Monakow später den Gedanken faßte, auch die pathologischen Experimente, die die Natur selber anstellt, die Mißbildungen des Gehirns in ihrer Auswirkung zu befragen, und als er auch die vergleichende Anatomie und die Entwicklungsgeschichte heranzog, um aus der Vergleichung des menschlichen Gehirns mit dem der niederen Wesen einerseits und anderseits aus dem Studium des werdenden Organs beim wachsenden Menschen von den ersten keimhaften Anfängen an, den Veränderungen im zeitlichen Aufbau und deren zweckhafter Bedeutung nachzuspüren. Immerhin gilt die erste Ausgabe seiner Gehirnpathologie vor allem der Architektur des Zentralorgans, trägt in erster Linie topographischen Charakter. Erst in seinen spätern großen Werken kommt neben dem örtlichen auch das zeitliche Prinzip zu seinem Recht, das den Organismus nicht nur als vorhandenen Bau, sondern als Ergebnis und Ursache der lebendigen Leistung, das ihn selber als lebendiges Ereignis verständlich macht. Erst dann wird

Monakows Gehirnwissenschaft zur Wissenschaft vom Leben, erst dann gelangt er auf dem Wege der Biologie zu jenen Kenntnissen, die dem materialistischen Märchen von der menschlichen Maschine ein Ende machen, dringt sein Wissen in jene Lichtzone der Erkenntnis, deren Strahlung allen Oberflächenglanz durchdringt.

Allein, wenn es Gnade des erkennenden Alters ist, durch Oberflächenklarheit und das verfestigt Eindeutige hindurchzudringen in die unaufgeklärte Vielfalt und unter dem Offenbaren das Unerforschliche immer tiefer zu ahnen, so ist es nicht nur das Recht und Glück, sondern auch die Aufgabe der Jugend, Wege im Erreichbaren zu finden, Verworrenes zu klären, Vieldeutiges zu vereinfachen, Vielfältiges zu sammeln und das Offenkundige faßbar zu machen. Eine prachtvolle Klärung hatten die zwanzig Jahre Forscherarbeit, die Monakow in seiner jungen und aufstrebenden Zeit mitgemacht, in die vordem so dunkeln Bezirke der Gehirnwissenschaft gebracht. Und er hatte nicht nur Helferdienste getan am großen Klärungswerk, sondern hatte mitten dringestanden als ein leidenschaftlich hingegebener Diener an der Sache wohl, zugleich aber auch als einer, der die Dinge überschaut; denn sein selbstgewählter Seitenpfad, der sich nirgends im Betrieb verlor, erwies sich als ein echter Höheweg, von wo der Blick nach allen Seiten frei blieb ins Nahe und ins Ferne. Alles Werk der andern war ihm wertvoll; aber nichts übernahm er ungeprüft, sondern bewertete es gemäß

seiner sorgfältigen, unvoreingenommenen und verantwortungsbewußten Art. Wie er gleich zu Beginn seiner Forschertätigkeit den Entdeckungen Munks und Hitzigs die anatomische Begründung gab durch schöpferische Anwendung der Guddenschen Methode, so hat er später Forels Neuronenlehre ausgestaltet, Flechsigs Assoziationshypothese auf das rechte Maß zurückgestellt und die genialen Vorausnahmen jenes Forschers, der ihm wohl geistig am nächsten stand („Ein Mensch, wie ich sie liebe: kühn, eigenartig, mit großen Ideen") und der auch als erster die Bedeutung des jungen Monakow erkannte, Theodor Meynerts Lehre von den die Leitungsbahnen zwischen Großhirn und Körperperipherie gliedernden drei Projektionsordnungen hat er bewiesen, ergänzt, großartig ausgebaut. Und wie er die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie von Edinger und dessen Schule für seine Forschung fruchtbar zu machen wußte, so wurden später die Ergebnisse der Biochemie, Meschnikows Entdeckungen über das Wesen des Protoplasmas, Sherringtens Theorie von der Aufeinanderschichtung der Reflexe und Semons Lehre von der Mneme, die er ergänzend vertiefte, zu Stützen seiner eigenen neurobiologischen Lehre. Kurz, kaum eine wichtige Entdeckung, Hypothese, Forschungsmethode, mit der er sich nicht auseinandergesetzt, die er nicht auf ihren Wert geprüft und im günstigen Falle seiner eigenen Forschung dienstbar gemacht hätte. Dabei gab es seine schöpferische Natur nicht anders zu, als daß er allent-

halben die Arbeit anderer um Eigenes bereicherte, und wenn er auch durch gewissenhafte Nachprüfung mancher Hypothese den Boden entzog, so hat er anderseits mehr als einmal das von andern divinatorisch Geahnte unterbaut und verwirklicht. Wo ihm aber die eigene Intuition neue Gebiete erschloß, war er nicht weniger sorgfältig in deren Erprobung. Nie ließ er sich durch die Entdeckerfreude zur Entdeckerverblendung hinreißen, sondern blieb auch vor dem eigenen Funde der gewissenhaft Prüfende, vorurteilslos Abwägende, sodaß seine Publikationen sich gleichermaßen durch die Kühnheit der Idee wie durch die Sorgfalt der Beweisführung und die Vorsicht der Formulierung auszeichnen. Verhaßt war ihm jedes voreilige Veröffentlichen, und es ist bezeichnend, daß er sein Schema der optischen Bahnen und Zentren erst sechs Jahre, nachdem er es den schweizerischen Gelehrten mit soviel Erfolg mitgeteilt hatte, publizierte, erst nach sechs Jahren der Überprüfung, Ausgestaltung und Verfeinerung es der Veröffentlichung wert erachtete. So hat er manche Entdeckung lange Zeit verschwiegen und sich auch nicht dadurch irritieren lassen, daß gelegentlich ein berühmter Besucher seiner Sammlung das dort Beobachtete voreilig und mangelhaft unter eigenem Namen veröffentlichte, sondern ruhig gewartet, bis die Stunde der Reife gekommen war. Und als er nun daran ging, für das große Werk der Gehirnpathologie die Ergebnisse der Forschung zu sammeln, zeigte es sich, wie groß sein Anteil am Er-

rungenen war; denn nun legten sich ihm allenthalben die reifen Früchte in die Hand. Deshalb ist dieses Werk kein kompilatorisches Bibliothekserzeugnis geworden, sondern die lebendige Schöpfung eines Menschen, der überall aus dem Eigenen schöpfen konnte, wenn er dies auch im Buche nirgends eindrücklich macht; denn es gehörte mit zu seinem Gelehrtenadel, daß er sein persönliches Verdienst immer hinter der Sache zurückdrängte.

Wie mächtig sein Anteil am Forschungsmaterial seiner Gehirnpathologie ist, beweist schon die Tatsache, daß die Großzahl der über zweihundert Abbildungen Gegenstände seiner eigenen Sammlung und Fälle der eigenen Praxis wiedergeben — und zwar nach Zeichnungen seiner eigenen subtilen Hand — daß er überall auf eigener Erfahrung aufbauen, auf eigene Beobachtung sich stützen kann. Und dazu seine vielfach umgestaltenden Entdeckungen und eingreifenden wissenschaftlichen Leistungen: Neben dem Schema der Sehbahnen, mit denen er das klassische Beispiel für die Gliederung der nervösen Leistungen geschaffen, kamen nun auch die motorischen, sensibeln und akustischen Bahnen zur Darstellung. Und wie so die funktionellen Zusammenhänge der Fasersysteme aufgedeckt wurden, kam auch Licht in die Tektonik der Hirnsubstanz überhaupt, in die Vielfalt der Grundelemente, ihre Verbindungen zu immer höheren Arbeitsgemeinschaften, in die ganze, nach den Grundsätzen der Zusammenwirkung und Unterordnung gruppierte und gestaffelte Hier-

archie der Neuronenwelt. Und der schichtenweise Aufbau der Hirnrinde erfuhr seine bildlich klare Herstellung und leistungsgemäße Deutung. Der Nachweis der Organisation des Gehirns nach systematisch gegliederten Projektionsordnungen wurde ergänzt durch die tief in die Geschichte des menschlichen Zentralorgans hineinleuchtende und für die Erschließung der organischen Gehirnkrankheiten so ungemein wichtige Unterscheidung der entwicklungsgeschichtlich alten, vom Großhirn unabhängigen Teile und der jungen Gebiete, deren Bestand durch die Unverletzbarkeit des Großhirns bedingt ist. Wie so manche Prägung Monakows ist auch die der „Großhirnanteile“ zum klassischen Begriff geworden.

Die absolute Vertrautheit mit dem Stoff und der große Eigenanteil am Forschungsergebnis machen es erklärlich, daß Monakow seine Gehirnpathologie, einen Band von gegen tausend Seiten, neben dem Riesentagewerk in zwei Jahren zu bewältigen vermochte und daß er vorzüglich in den Ferien, fern der Bibliothek und in der freien Natur daran schreiben konnte. Damals hat er sich zum erstenmal hier heraufgeflüchtet in die besinnliche Ruhe von Axenstein, und auf dem „Schwyzerbödeli“, jenem waldstillen Plätzlein über dem Muotatal, das damals noch den Blick auf die himmelanstürmende Doppelgestalt der Mythen freigab, schrieb er die Einleitung: sicher schreitende, schlichte Sätze, die kräftig und behutsam zugleich mitten hineinführen in Geschichte, Bau und Bedeutung

des „vornehmsten und kompliziertesten Werkes der Natur“.

Es ist ein klassisches Buch geworden, heute noch gültig, und es hat Monakows Weltruf gegründet. Eine erste kritische Zusammenfassung des ganzen Wissens, eine monumentale Darstellung der Architektonik des Nervensystems, die — nach Cornelis Winklers Ausspruch — unter Monakows Händen eine wirkliche Neugestaltung erfuhr, eine souveräne Einführung in die Erkenntnis der Hirnpathologie: Monakow war es, der als Erster die Indikation zur operativen Therapie gewisser Hirntumore aufstellte, die so manchem Menschen das Leben gerettet hat und retten wird.

Nun war das menschliche Gehirn nicht mehr eine dunkle Provinz und Tummelplatz phantastischer Hypothesen und pseudonaturwissenschaftlicher Märchen, sondern glich einem vielseitig durchforschten Lande, und wenn auch noch lange nicht alle Bezirke aufgeklärt waren — Monakow war immer darauf aus, gewissenhaft das Erkannte vom Unerkannten zu trennen, genau festzustellen, was man nur halb, was man gar nicht oder noch nicht wußte, was man vielleicht nie wissen würde — trotzdem noch unendlich vieles im Dunkel blieb, über die Grundanlage und -leistungen des Mechanismus war man ins klare gekommen: wie ein großartiges Maschinenwerk erschien nun das zentrale Nervensystem, darin die Nervenzellen den Räderbetrieb ersetzen, dank ihrem Vermögen, potentielle Energie in feingegliederte dynamische

Leistungen zu verwandeln, sich für unendlich verschiedene Zeitdauern mit Reizen zu laden und sich zu entladen und so alle denkbaren rhythmischen Organisationen und Figuren zu ermöglichen, sodaß die nervösen Funktionen mit Bezug auf Ablauf, Reizkombinationen, Rhythmen und Perioden der Arbeit eines von physikalischen Kräften angetriebenen feinmechanischen Werkes an die Seite gestellt werden können. Diese mechanische Aufklärung vordem unverständlicher Vorgänge war ein großer Gewinn; aber eine größere Aufgabe stand noch bevor, die Erfassung dessen, was das lebendige Geschöpf grundsätzlich von der Maschine unterscheidet. Die Erforschung dieses Wunders war Monakows späterem Werke vorbehalten.

Die Vollendung der Gehirnpathologie fällt — gemäß jenem geheimen, in Monakows Leben so stark spürbaren Gesetz der zeitlichen Entsprechung — zusammen mit einem Abschnitt in seinem äußern Leben. Der stets wachsende Pflichtenkreis, die Vergrößerung des Laboratoriums machten die Heranziehung von Privatassistenten für Poliklinik und Institut nötig und vor allem die Anstellung eines Laboratoriumsabwartes. Und da sich gleichzeitig eine Patientin aus eigenem Antrieb als Sekretärin meldete, hatte auf einmal Monakows erste, ganz auf eigene Kräfte gestellte Schaffensperiode ihren Abschluß gefunden, und es begann die Zeit der Arbeitsgemeinschaften. Aus dem selbständigen Autodidakten war der nicht weniger selbständige Meister und Leiter geworden.

Es gehört zu den Eigenschaften des Meisters, daß er seine Hilfskräfte auszulesen versteht. In der Wahl seines Abwarts, Johann Schneider, eines schwäbischen Krankenwärters, hat Monakow diese Gabe aufs glücklichste bewiesen: aus dem gewissenhaften Diener hat sich mit der Zeit unter der Leitung des Chefs ein ausgezeichneter Präparator entwickelt. Als wertvolle Hilfe blieb er dem Meister zur Seite bis zu dessen Rücktritt, und er hat auch nachher dem Institut die Treue gehalten und heute noch leistet der Siebziger mit sicherer Hand die subtile Arbeit am Mikrotom. Still beglückt wie der Gärtner unter seinen Pflanzen, deren jede er kennt und liebt, waltet er im Reiche der Sammlung, die er betreut und die mit ihren zum Großteil von seiner Hand präparierten sorgfältig gefärbten und ausgespannten Hirnschnitten einer phantastischen Schmetterlingssammlung gleicht. Wenn er aber, nach einem der Präparate befragt, dieses sichern Griffs unter Hunderttausenden herausnimmt, es freudig bewegt und mit behutsamer, fast zärtlicher Stimme erklärt, verspürt man an dem schlichten Manne etwas wie einen letzten Nachglanz vom Wesen des Meisters, dem er ein Leben lang diente und über dessen Leben hinaus.

Die große Treue — untrügliches Zeichen der echten Verehrung und Liebe — erfuhr Monakow auch an der Frau, die er sich nicht selbst zur Gehilfin wählte, die als eigentliches Schicksalsgeschenk in sein Leben kam, Agnes Pariss. Als sie,

die frühere Sekretärin Herbert Spencers, sich ihm als Mitarbeiterin anbot — aus Dankbarkeit für ihre Heilung und um das glücklich wiedergewonnene Gut der Gesundheit sich durch angemessene Arbeit zu erhalten — war er zunächst in einiger Verlegenheit, wie er die vornehme Engländerin, die einige Jahre älter war als er selbst, angemessen beschäftigen sollte. Allein, es zeigte sich bald, daß diese hochbegabte, allseitig, sogar allgemein biologisch und medizinisch gebildete, überaus sprachkundige und bedingungslos opferbereite Frau zu jeder literarischen Arbeit fähig und willig war. Es kam bald so, daß sie ihr ganzes Tagewerk in den Dienst des verehrten Mannes stellte, indem sie vormittags von früher Stunde an seine vielsprachige Korrespondenz ins reine brachte, Manuskripte abtippte, Korrekturen las und nachmittags im wissenschaftlichen Leseinstitut die Fachliteratur durchforschte, um alle Monakows Gebiet betreffenden Neuerscheinungen zu vermerken und, wenn nötig, auszuziehen oder zu übersetzen. So übte sie es mit nie nachlassendem Eifer bis in ihr achtzigstes Jahr, durch dreißig Jahre hin, um keinen andern Lohn als das frohe Bewußtsein, dem Meister und seiner großen Aufgabe zu nützen und ihm sein Riesenwerk ermöglichen zu helfen. Selbst während der Ferien, die er meist mit der Familie oder allein in seinen geliebten Bergen verbrachte, hielt ein lebhafter Briefwechsel die gemeinsame Arbeit lebendig. Diese Briefe der Miß Pariss sind in der Monakowschen Korrespondenz wie die Blüte am tau-

sendblätterigen Baum, und doch, wieviel wertvolle Dokumente wesentlicher und berühmter Menschen enthält diese gewaltige Briefsammlung! Allein, nirgends quillt der lebendige Strom so unmittelbar, so aufreizend frisch, so warm wie in diesen Frauenbriefen voll Geist und Güte, Verehrung und Neckerei, die Ehrfurcht erregen durch den Adel der Gesinnung und bezaubern durch ihren unvergleichlichen spirituellen Charme. Sie leuchten auch hinein in das seltene Verhältnis dieser beiden seltenen Menschen und lassen die Beziehung der Briefschreiberin zum Meister und Freunde als die einer fürsorglichen, liebenden ältern Schwester erkennen, die bedingungslos die eigene hohe Begabung in den Dienst des großen Bruders stellt, die sich aber durch ihre Bewunderung für ihn nie das Recht der tapfern Kritik und der klaren Betonung von Meinungsverschiedenheiten nehmen läßt — und wie sehr liebte Monakow ehrliche Kritik und diese scharfe Diskussion, die Leben in eine Frage bringt! In seiner menschlichen und geistigen Haltung erinnert dieses seltsam schöne Verhältnis unmittelbar an dasjenige von Conrad Ferdinand Meyer und seiner Schwester Betsy — trotz dem gewaltigen Unterschied der Temperamente und der Lebensatmosphäre; denn nicht allein durch die unbedingte Hingabe und ihre kritisch anregende Geistigkeit gemahnt die Engländerin an die Dichterschwester, sondern auch durch ihre Kraft der Selbstverleugnung und die damit zusammenhängende seltene Kunst des recht-

zeitigen Erscheinens und die noch seltenere, stolzdemütige des rechtzeitigen Verschwindenkönnens. Als im späten Alter ihre Geisteskräfte nachließen und ein plötzlicher Verfall eintrat, zog sie sich geräuschlos aus dem Leben des Freundes zurück, wie sie geräuschlos durch seine Gelehrtenwerkstatt gegangen war, und es ist bezeichnend, daß sie ihr Gehirn dem Institut und somit der Wissenschaft vermachte, der sie ihre ganze Kraft geschenkt, während sie es im Leben nie zugab, daß ihr Name irgendwo im Zusammenhang mit ihrer Leistung genannt wurde; kaum daß sie einmal als Übersetzerin sich nennen ließ. Aber allenthalben in der Welt Monakows trifft man noch auf ihre Spur: nicht allein in Briefen, Manuskripten, Korrekturbogen, sondern auch in der Registratur der Arztbücher, im Zettelkatalog der Bibliothek, in Anschriften der Sammlung begegnet man ihrer schönen, lebendigen Schrift, darin Kraft und Zartheit sich eigentümlich verbinden; vor allem aber war es das Wort des Freundes, das sie immer wieder ins Leben rief. Wie oft hat er mir von ihr erzählt, immer neu betonend, daß er ohne ihre Hilfe sein Werk nie in der Weise hätte leisten können, wie es geschah, wie oft hat er in Dankbarkeit und Ehrfurcht ihrer schwesterlichen Hingabe gedacht: „Wenn die Menschen wüßten, wie dauernd, was für ein unvergänglich Schönes die Freundschaft zwischen Mann und Frau sein kann, wenn sie diese Grenzen nie überschreitet!“ Wie oft hat er in Wehmut die lebendigen Stunden der

geistigen Zusammenarbeit mit ihr zurückgerufen, noch am letzten Tage seines Lebens: „Als sie gegangen war und es auf einmal ein Ende hatte mit diesem wundervollen geistigen Austausch, wie ich darnach dürstete!“ Ihr Bildnis mit dem großartigen, streng geformten und tief durchgeistigten Gesicht steht auf seinem Studiertisch; aber die schmale Wand unmittelbar neben dem Tisch ist ganz überdeckt von den holden, blühenden, strahlenden Bildern der Gattin aus allen ihren Lebensaltern, und ihr liebes weltfrohes Antlitz grüßt auch von den Wänden aller andern seiner bilderreichen Gemächer.

Während durch den Zuwachs an Hilfskräften der wissenschaftliche Betrieb auf einen breitern Grund gestellt wurde, erfuhr das Leben Monakows auch sonst allerlei Erweiterung im Äußern. Das Jahr 1898 brachte die Übersiedelung ins väterliche Haus, nachdem für die Privatnervenanstalt die benachbarte große Villa „Eos“ des Fürsten Hanau erworben worden war, und gleichzeitig wurden auch für das Institut größere Räumlichkeiten gemietet, und so gab es rundum ein frisches Leben, Weite, Entfaltung. Das große Ereignis, von Freunden durch ein lustig improvisiertes Fest gefeiert, war der Einzug der Familie ins väterliche Haus, die „Aurora“. Monakows Jugendsehnsucht nach Heimatlichkeit hatte dadurch nun auch ihre äußere Erfüllung gefunden: dieses Haus, das von Anfang an Monakowscher Besitz gewesen war und darin manches altvertraute Gerät und die Bilder

der Ahnen sich fanden, knüpfte das abgerissene Band mit der alten Heimat aufs neue; dazu aber erlaubte es mit seiner schönen Geräumigkeit der Familie ein recht freies und stattliches Dasein, wie es die Mietswohnung nicht gewährt hatte, wo Berufs- und Wohnräume allzu nahe nebeneinander lagen, als daß die junge Lebenslust der drei Kinder nicht gelegentlich beeinträchtigt worden wäre. Nun hatten diese von der Wucht und Leidenschaft des väterlichen wie der heitern Lebendigkeit des mütterlichen Wesens gleichermaßen beschenkten Temperamente den zu ihrer Auswirkung nötigen Spielraum. Denn um das vielräumige Haus lag ja dieser an heimlichen Winkeln und grünen Verborgenheiten reiche Garten. Der war damals noch von der mannshohen Bretterwand umgeben, mit der Iwan von Monakow ihn von der Welt abgeschlossen hatte, und glich mit seinem vermoosten Sodbrünnlein und gepflasterten Weg einem verträumten Klostergarten, in den nichts Helles von außen hereindrang. Nur der blaßblühende wilde Apfelbaum und heftig aufstrebende Rotdorn brachten heitere Bewegung und dann das Geflimmer der beiden Birken. Die standen nun in der Kraft ihrer Jahre. Sie waren eines Alters mit dem Herrn des Hauses, und ihre tiefen Äste griffen langarmig nach den Fenstern des ersten Stockes, sodaß er von der Terrasse aus seinen Heimatbäumen die Hand reichen konnte.

Dieser erste Stock mit der breiten Terrasse war Monakows Arbeitsreich, dessen Ungestörtheit er

gegen außen streng wahrte. Allein, er gehörte nicht zu jenen eingekapselten Gelehrten, für die außerhalb der Studierstuben die Fremde beginnt, sodaß sie im eigenen Hause zu Gaste sind. Er war Hausvater im vollen Sinne des Wortes: um alles kümmerte er sich, was Haus und Garten anging, für alles fühlte er Verantwortung, und selbst der Garten gestaltete sich nach seinem Sinn. Seine patriarchalische Allgegenwart, der kein Kinderstreit, keine Unbotmäßigkeit, kein Unfleiß, keine schlecht gemachte Schulaufgabe entging, mochte für die rasche Jugend nicht immer bequem sein; aber herrlich war es, wenn er sich einmal für einen Ausflug mit den Seinen freimachte, wenn er in den Ferien zu allerlei Bergabenteuern sich herbeiließ, wenn er einen plötzlich, gänzlich unerwartet und außer aller Schenkzeit, mit der Erfüllung eines heimlich gehegten Wunsches beglückte, wenn er für gute Leistungen das anerkennende Wort fand oder wenn er in Augenblicken des Übermutes sich fast jungenmäßig mit einem neckte. Aus allem aber, aus der Strenge nicht minder als aus der beglückungsfreudigen Güte, sprach sowohl das starke, aus fernen Ursprüngen sich herleitende Sippenbewußtsein des patriarchalischen Russen wie jene innige Elternliebe, nach der der Knabe Monakow sich einst so bitter gesehnt hatte.

Wie ganz diese Liebe sein Leben durchwirkte, erfährt man auf eine eigentlich rührende Weise aus seinem Briefwechsel mit befreundeten Gelehrten wie etwa Hermann Munk oder Cornelis Wink-

ler, dem Altmeister der Hirnforschung in Holland, von dem Monakow einmal sagte, daß er einer der drei Menschen sei, die ihn restlos verstanden hätten: mögen diese Briefe, meist knappe wissenschaftliche Berichte, noch so kurz gefaßt sein, immer bleibt ein Plätzlein für eine häusliche Nachricht, und jede ist wie ein rascher Blick in das warme Glück echter Gemeinschaft, aus jeder vernimmt man irgendwie den Herzschlag des Vaters, und fast immer zeugt er von einer freudigen oder stolzen Regung. Besonders da die Kinder in die Zeit der geistigen Reife kommen und es von erfreulichen Leistungen, von gut bestandenen Examina, aber auch von viel Jugendfreude zu berichten gibt; denn an allem nimmt er persönlich Anteil. Wir vernehmen, wie er der Maturität der Tochter wegen eine Reise verschiebt, sehen ihn die Jüngste in Abwesenheit der Mutter in die Pension begleiten, den Sohn in Auslandsemestern besuchen. Selbst von häuslichen Festen läßt er sich bisweilen gegen seine Gewohnheit packen: „Durch die heranwachsenden Kinder kommt viel Leben und Fröhlichkeit ins Haus, und ich werde oft wider meine Absicht in den geselligen Strudel mit hineingezogen. Kürzlich hatten wir dreißig junge Leute bei uns zum Tanz und allen möglichen Veranstaltungen. Und da soll man eifrig am Studiertisch arbeiten!" Denn wie sehr er auch bei seinen Kindern auf strenge Zeiteinteilung und tüchtiges, zielvolles Arbeiten hielt, an der rechten Herzensfröhlichkeit war ihm nicht weniger gelegen: „Wenn ihnen die helle Jugend-

freude, der sie sich jetzt ohne alle Trübung hingeben können, dieser Vorzug der Jugend nur recht lange erhalten bleibt!" Und wenn auch etwa ein leiser Seufzer über den starken musikalischen Betrieb im Hause vernehmlich wird, so ist es doch gerade die schön sich entfaltende musikalische Begabung bei allen Dreien, die zur Quelle vieler Freuden wird, häuslich intimer zunächst noch, wo die drei mit ihrem Zusammenspiel die kleinen Familienfeste verschönern, stolzer Freuden später, da die beiden Töchter sich zu Künstlerinnen ausbilden, zur Sängerin Else, zur Geigerin Mascha, und er ihrem Werden mit nicht weniger reger Aufmerksamkeit folgt als der Entwicklung des jungen Mediziners Paul; und von deren künstlerischen Erfolgen berichtet er nicht minder stolz als von den wissenschaftlichen des Sohnes, der die starken und subtilen Wege des Vaters einschlug. Und wie jede vorübergehende Abwesenheit der Kinder schmerzlich vermerkt wurde: „Es wird uns die Trennung von dem munteren Trio sehr schwer fallen; aber wir müssen uns in die neue Situation schicken", so gestaltete sich jede Heimkehr zu einem Feste. Aber auch den Abwesenden blieb er gegenwärtig, dank seiner starken, durch lebhaften Briefwechsel bezeugten inneren Verbundenheit. Es gab kein Ausbiegen, weder vor seiner väterlichen Autorität, noch seiner scharfsichtigen und fürsorglichen Liebe, und doch fiel die Ausbildung, Wanderzeit und das starke geistige Aufblühen der Kinder in die Jahre seiner eigenen größten Kräfteentfaltung.

Das Prinzip der Arbeitsgemeinschaft hatte mit dem neuen Jahrhundert immer weitere fruchtbare Auswirkung gefunden. Die Tätigkeit im Institut, wo von einem Kreis tüchtiger Schüler mit großem Eifer systematisch gearbeitet wurde, erhielt ihre Ergänzung im sogenannten Monakowschen Kränzchen, einem psychiatrisch-neurologischen Referierabend, der abwechselnd bei Eugen Bleuler im Burghölzli und bei Monakow abgehalten wurde, eine höchst regsame, freie und intime Gemeinschaft, in der fruchtbar diskutiert und ernsthaft gearbeitet wurde, aus der sich später der „Psychiatrisch-neurologische Verein" entwickelte. Allein, Monakow war daran gelegen, die Zusammenarbeit der Wissenschaft auf größere Gebiete auszudehnen. So war er unter den Gründern und Leitern der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, und mit Paul Dubois rief er die Vereinigung der Schweizer Neurologen ins Leben und wurde ihr Vorsitzender. Vor allem aber war es die interakademische „Braincommission", die Monakow in das übernationale wissenschaftliche Leben hineinzog.

Diese von His begründete Kommission, der die Aufgabe zukam, die Hirnforschung international zu organisieren, hatte unter die etwa dreißig Mitglieder aus allen Ländern der Welt Monakow als Vertreter der Schweiz gewählt und sein hirnanatomisches Institut zum „zentralen interakademischen Institut" erklärt. So sah er sich seit 1904 mitten drin in einer weltumspannenden wissenschaft-

lichen Gemeinschaft, deren Ziele — Konzentration, Forschungssammlung, gegenseitige Verständigung und wissenschaftliche Kontrolle — aufs schönste seinen eigenen Bestrebungen entsprach. Die Auszeichnung aber, die sein Institut von so bedeutender Seite erfuhr, war geeignet, die Aufmerksamkeit nicht nur des Auslandes, sondern auch der Heimat darauf zu leiten. Das hatte zur Folge, daß die Zürcher Regierung dem Monakowschen Institut eine erneute kleine Zuwendung gewährte. Freilich erst nach Jahren und nach viel bittern Kämpfen in der Fakultät kam es dazu, daß man seine großzügige Schenkung der über hunderttausend Präparate umfassenden Sammlung und der gesamten Gerätschaften annahm und sich entschloß, die zu internationaler Bedeutung gelangte Schöpfung des berühmten Zürcher Professors zum Universitätsinstitut umzuwandeln.

Inzwischen erwarb sich die Monakowsche Schule, von deren fruchtbarem wissenschaftlichen Wirken die regelmäßig erscheinende neurologische Publikation „Arbeiten aus dem Hirnanatomischen Institut in Zürich" berichtete, Weltruf. Von überall her kamen nun die Gelehrten, um sich Monakows Sammlung anzusehen oder unter seiner Leitung zu arbeiten — einmal hospitierten hier zufälligerweise gleichzeitig vier amerikanische Professoren — und der Kreis der Schüler bekam immer mehr internationalen Charakter.

Viel wäre von diesen Schülern zu erzählen, die heute über die ganze Welt verstreut sind, unter

denen sich mancher hervorragende Gelehrte, mancher berühmte Mann findet. In ihren Briefen spiegelt sich das Bild des Meisters auf vielfältige Weise; denn dem einen war er mehr der Strenge, dem andern mehr der Gütige, und während diesem des Meisters überragende Kraft Ansporn bedeutete und jenem Beglückung, so empfand sie ein Dritter vielleicht als Gewaltsamkeit oder gar als Druck. Aber die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, vor dem großen Menschen spürt man allenthalben, als der Unvergleichliche erscheint er bei allen, als das offen oder heimlich erstrebte Vorbild: „Notre maître à tous."

Und „die Bindung an den Meister" pflegte sich nicht zu lösen beim Schlußexamen, sondern erwies sich als ein Band fürs Leben: auch dem praktizierenden Arzte blieb er ratend zur Seite. „Ihr feiert heute einen Großen der Wissenschaft, wir aber, die praktischen Ärzte, wir reklamieren den Arzt und Menschen von Monakow für uns! Unsere Huldigung gilt dem treuen Berater des Stadt- und Landarztes, der uns mit seinen ungewöhnlichen Kenntnissen, seiner großen Erfahrung hilft, der mit seiner hohen Standesethik unser leuchtendes Vorbild am Krankenbett ist." So ungefähr sprach einer seiner Schüler an Monakows siebzigstem Geburtstag; aber als der Tod des Meisters die Zungen löste, da wurde es einem vollends eindrücklich, was das galt, ein Monakowschüler zu sein, daß es nicht nur als Gnade empfunden wurde und Auszeichnung, sondern auch als eine Art heimlichen Ordens

mit den hohen Verpflichtungen eines solchen, wissenschaftlichen und ethischen.

Zu seinen treuesten Laboranten gehörten die Holländer und dann besonders die Japaner, die für die subtile Arbeit nicht allein die nötige Feinfingerigkeit und Ausdauer besitzen, sondern auch die Andacht vor der Wissenschaft und einen wahrhaft heiligen Forscherdrang. Ihrer war es eine stattliche Zahl, und sie haben in jahrelanger Arbeit am Institut viel Wertvolles geleistet. Zu den treuesten gehörte der spätere Anatomieprofessor an der Universität Sendai, Fuse. Sechs Jahre hintereinander hat er bei Monakow und nur bei ihm gearbeitet, und immer wieder von Zeit zu Zeit kehrte er zurück um der Wissenschaft und ihres Meisters willen: „Ich freue mich sehr, wieder in Zürich zu sein und bei Ihnen das eifrige und strenge Laboratoriumsleben zu genießen." Er ist es auch, der für jenen Teil des mikroskopischen Hirnatlasses, den Monakow im Auftrag der Braincommission herausgab, die Zeichnungen lieferte. Die sind bei aller Genauigkeit von einer solchen unnachahmlichen Feinheit und künstlerischen Durchfühltheit, daß man unmittelbar die Andacht zu spüren bekommt, die da am Werke war, und versteht, wie das Versprechen, mit dem Fuse an diese Arbeit ging, nicht bloß schönes Wort war, sondern heiliges Vorhaben: „Es ist mir die einzige Hoffnung, daß ich in fortwährender Gesundheit, mit ruhiger und vollständig nach innen gekehrter Seele mich meinen Studien widmen könnte." Und wieder

einmal bewundert man des Meisters sichere Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter und begreift, daß er den einstigen Schüler aus dessen staatlicher Stellung in Japan heraus nach Zürich rief um dieses Werkes willen. Wie feine japanische Holzschnitte muten auch die Briefe Fuses an, aus denen uns der Meister auf eigentümliche Weise ins Hohe, Überzeitliche stilisiert als der große Anreger, Kraft- und Freudespender entgegentritt: „Wie sich keine Blume ohne Sonne genug entfalten kann, so geht bei mir auch, da ich nicht in der Lage bin, persönlich von Ihnen beeinflußt zu werden, die wissenschaftliche Entwicklung keineswegs gut... Die drei Zeichnungen, die Sie mir gegeben haben, sind der einzige Schmuck meines Zimmers. Ich stehe oft bei Ihnen und fühle mich sehr erfrischt und angeregt..."

Einen der Briefe dieses Japaners hat Monakow mir vorgelesen — mit stiller, bewegter Stimme; denn es war der Brief, den er nach dem Tode der Gattin von seinem fernen Schüler erhalten hatte: solch ein Wunderwerk feinen, taktvollen Mitgefühls, und ohne alle Trostanmaßung welch edle Tröstung! Und wie eine fromme Legende die Darstellung seiner letzten Begegnung mit der verehrten Frau, die er wenige Wochen vor ihrem Tode hier in Axenstein getroffen und die sich aufs anmutigste mit ihm unterhalten hatte. Ein Meisterstück zartfühlender Belebung; aber nach dem Tode Monakows fand der feinberedte Mann nur dieses eine Wort: „Bin sehr traurig."

Zum Kapitel der Arbeitsgemeinschaft gehört auch Monakows tätige Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen, zu denen er, auf den sich seit der Jahrhundertwende die Ehren und akademischen Auszeichnungen zu häufen begannen, von allen Seiten aufgefordert wurde. Sie führten ihn durch halb Europa, durch die Städte Deutschlands, nach Paris, London, Wien, Budapest, Amsterdam, und immer wieder kamen Rufe von jenseits des Ozeans; denn man maß seinem aktiven Anteil an solchen Zusammenkünften prinzipielle Bedeutung zu. Ihm brachten diese neben dem wissenschaftlichen auch manchen menschlichen Gewinn, gaben Anlaß zu wertvollen neuen Beziehungen, brachten die Begegnung mit alten Freunden, manches überraschende Wiedersehen, wie etwa das mit dem einstigen verehrten Zürcher Lehrer Ludimar Hermann, dessen freudige Begrüßung: „Nun sind Sie ja ein berühmter Mann geworden!“ und warme, lebendige Teilnahme am Werke des einstigen Schülers Monakow mehr bedrängte und erfreute als alle offiziellen Ehrungen. Einen Höhepunkt erreichte diese Kongreßzeit im Jahre 1910, wo er nacheinander in Genf, Innsbruck und Königsberg sprach und zuletzt noch in München während mehreren Wochen an einem internationalen psychiatrischen Fortbildungskurs einen Zyklus von Vorträgen hielt. Diese Münchner Zeit, wo er das vollbemessene Tagewerk schon morgens um vier Uhr begann, brachte ihm besonders viel Befriedigung; allein, nach der Rück-

kehr fühlte er zum erstenmal im Leben etwas wie leise Ermüdung und eine deutliche Übersättigung am lauten Betrieb, und mit wahrem Arbeitshunger stürzte er sich in sein literarisches Werk.

Damals schrieb er an seinem zweiten großen Buche, das wiederum wie das erste die abschließende Zusammenfassung einer ungemein ertragreichen Forschungsperiode darstellen sollte, der zweiten seines Lebens, die man im Gegensatz zu der ersten, mehr anatomisch eingestellten als die physiologische, mehr auf die lebendige Leistung gerichtete bezeichnen könnte. Dieses Werk, „Die Lokalisation im Großhirn und der Abbau der Funktion durch kortikale Herde", wird heute wohl als Monakows Hauptwerk bezeichnet. Ihm selbst lag es so sehr am Herzen, daß er den Tag von dessen Vollendung fortan an Stelle des Geburtstags feierte. Beim Erscheinen wurde es von vielen überhaupt nicht verstanden, von vielen leidenschaftlich bekämpft; aber von all denen, die der alte Schematismus, die Lehre einer bloß räumlich aufgefaßten Lokalisation, nicht mehr befriedigte, die sich aus dem simplizistischen Mechanismus heraussehnten, wurde es mit Begeisterung aufgenommen als eine Offenbarung. Während die Gehirnpathologie eine Erschließung der Architektonik des Zentralorgans bedeutete, brachte dieses Werk eine Umgestaltung der physiologischen Anschauung, indem es das Hirngeschehen auf eine neue Weise erklärt und die Funktion als ein in der Zeit Gewordenes verständlich macht, gebildet

durch den Aufbau von Elementen, die, in verschiedenen Epochen entstanden, sukzessive aneinandergereiht und ineinandergeschoben worden sind. Dieser Aufbau, diese Geschichte der Funktion läßt sich aus der Entwicklung der Arten sowohl als des menschlichen Individuums erschließen; denn da in der Tierreihe aufwärts die Uranlagen und damit die Funktionen eine Wanderung nach dem Kopfende vollziehen — Apparate, die etwa beim Frosch noch im Rückenmark untergebracht sind, bei der aufsteigenden Tierreihe sukzessive ins Hinter- und Mittelhirn vorgeschoben werden, haben beim Menschen ihre Hauptvertretung in der Großhirnrinde — so läßt sich an diesen entwicklungsgeschichtlichen Wanderstationen der Weg der nervösen Leistung bestimmen und deren Aufbau aus phylogenetisch alten und jungen Elementen erkennen. Gleichermaßen offenbart sich das Werden der Funktion auch am werdenden Menschen. Nicht nur durch Beobachtung am Lebenden — wundervoll hat Monakow beim kleinen Kind diesen Werdegang erlauscht — sondern auch durch anatomische Erschließung; denn am Gang der Markreifung, der schubweise fortschreitenden Markumhüllung des Gewebes im Zentralnervensystem, läßt sich dessen hierarchischer Aufbau nach unterschiedenen zeitlichen Bauperioden und die schrittweise Entwicklung der Funktion ablesen.

Aus der Erkenntnis der dynamischen Natur der Hirnfunktion, die Monakow nicht allein am Auf-

bau, sondern vor allem auch in ihrer rückläufigen Abwicklung am Abbau des kranken und sekundär degenerierenden Gewebes erforschte, aus der zeitlichen Struktur der nervösen Leistung ergab sich ihm zwangsläufig der chronogene Charakter der Lokalisation. Als zwei ganz verschiedene Dinge erwiesen sich nun die Lokalisation der Symptome und diejenige der Funktion, die sich in die örtlichen Vertretungen einzelner Funktionskomponenten auflöst. Vom jüngsten und kompliziertesten der organischen Gebilde, von der Großhirnrinde aus, werden die in unermeßlichen Zeiten gewordenen und aufeinander gebauten Apparate zusammengehalten. Wenn man von solcher Anschauung ausgehend von der Lokalisation einer Funktion spricht, so kann das nur heißen, daß von einem gewissen Punkte aus die in verschiedenen Zeiten entstandenen Komponenten zur Zusammenarbeit bestimmt werden können. Dabei handelt es sich keineswegs um ein mechanisches Geschehen, sondern um einen lebendigen, ungemein „plastischen" Vorgang, da das chronogen Gewordene, der „geschichtliche Erwerb", je nach Bedürfnis des Augenblicks bald in dieser, bald in jener Verbindung unter fortgesetzt wechselnder Inanspruchnahme der Hirnstrukturen in Wirksamkeit tritt und da fort und fort ein Zuwachs an neuem Erwerb stattfindet und immer größere, über immer weitere Rindengebiete ausgedehnte Erregungsbögen sich beteiligen.

Durch den Begriff der Chronogeneïtät, der der

räumlich verfestigten die lebendige, vierdimensionale Lokalisation entgegenstellt, hat Monakow das alte mechanistische Schema durchbrochen und das Eindringen in die ungeheure Komplexität des Hirngeschehens ermöglicht. Auf dem Wege sorgfältigster, durch exakte wissenschaftliche Methoden gestützter Forschung kam er zu seiner Auffassung; aber auch die Intuition half mit und das tief dringende, fein differenzierende Denken. Nicht nur Beobachtungslücken hat er ausgefüllt, sondern vor allem auch Denkfehler, die an den Irrtümern der alten Zentrenlehre mitschuld waren, aufgedeckt, so etwa, wenn er zeigt, wie verhängnisvoll es war, daß man sich verleiten ließ, die höheren Leistungen und psychischen Erscheinungen, welche die grob summierende Alltagssprache und vulgäre Tagespsychologie als einheitliche Begriffe faßt, auch physiologisch als einheitliche Funktionen zu betrachten, während es sich schon bei den einfachen Sinneswahrnehmungen zeitstrukturell um einen ungemein komplizierten Vorgang handelt, um die simultane Zusammenschlußetappe einer Unzahl von latenten, verwickelten, alle Stufen vom einfachen Reflex bis zu den Leistungen der Gnosie umfassenden nervösen Akten. Meisterhaft hat Monakow in diesem Sinne etwa die Funktion des aufrechten Ganges, den Sehakt, die Sprache, in ihre unendlichen Aufbauelemente auseinandergeblättert.

Durch diese großartige, auf das Ganze gerichtete Konzeption der Vorgänge im Zentralnervensystem

wurde manche Erscheinung, die vordem unverständlich war, erklärbar und dem Diagnostiker und Arzte zugänglich gemacht. So vor allem das Phänomen der Restitution, die Tatsache, daß schwere funktionelle Störungen und Lähmungserscheinungen, die unmittelbar nach einer plötzlich einsetzenden herdförmigen Hirnverletzung auftreten, sich nachträglich zurückbilden können, sodaß die Funktion mit der Zeit wieder hergestellt wird, trotzdem die insultierte Hirnsubstanz zerstört bleibt. Diese seltsame Erscheinung, die Monakow noch in der ersten Auflage seiner Gehirnpathologie mit einem Fragezeichen versah, wird nun bei der neuen, chronogenen Auffassung verständlich: Da die zahllosen, zeitlich weit auseinanderliegenden, äußerst verschiedenen und verschieden lokalisierten Reflexmechanismen, die bei einer nervösen Leistung zusammenwirken, von der Großhirnrinde aus zusammengehalten werden, kann der Herd, die Zerstörung eines Rindenstückes, wohl den Zusammenschluß der Komponenten stören, nicht aber die ganze Funktion vernichten. Sie wird nur durch Spaltung der die Gesamtleistung konstituierenden Elemente vorübergehend lahmgelegt, bis die an sich unverletzten Komponenten sich wieder zu einem neuen Ganzen zusammengeschlossen haben — dank einer wunderbaren, immer wieder die Ganzmachung und Wiedergutmachung anstrebenden Naturkraft. Jenen als Fernwirkung zu verstehenden, durch örtliche Hirnverletzung hervorgerufenen Vorgang bezeichnete

Monakow — gemäß seinem Bedürfnis, einem neuen Begriff auch einen unverwechselbaren neuen Namen zu geben — mit einem griechischen Wort als „Diaschisis". Die Restitution, die mehr oder weniger vollkommene Wiederherstellung der gestörten Leistung wird also nun verständlich, einerseits als ein allmähliches Abklingen der Spaltungserscheinungen und anderseits als Neuverbindung der unverletzten Elemente, als Verwertung der an sich funktionstüchtigen Apparate im Sinne des Ganzheitlichen.

Den Begriff der Diaschisis hatte Monakow bereits in der gänzlich neu bearbeiteten und mächtig erweiterten zweiten Auflage der Gehirnpathologie von 1905 gebracht. In dem neuen Werke aber wurde dieser Begriff ausgebaut und im weitesten Maße auch für die Aufhellung jener verwickeltsten Ausfallerscheinungen fruchtbar gemacht, mit denen Monakow sich über ein Jahrzehnt aufs eifrigste beschäftigt hatte, der pathologischen Phänomene der Aphasie, Apraxie und Agnosie, das Erlöschen der Fähigkeiten des sprachlichen Ausdrucks, des Handelns, des Erkennens. Ihnen sind die bedeutendsten Kapitel des über die Maßen gedankenreichen Werkes gewidmet, das eine so großartige Erweiterung der Erkenntnis vom Wesen der Hirnkrankheit, von deren Zeichensprache und Heilungsmöglichkeiten brachte und das auch die Hirnchirurgie bedeutend förderte.

Der Abschluß dieses großen Werkes brachte zwar Monakow keine Rast, da er schon vorher mit

der Bearbeitung der dritten Auflage seiner Gehirnpathologie begonnen hatte. Dennoch wurde ihm die Vollendung des Buches zu einem Markstein, um so mehr, als sie zeitlich mit einem epochalen Ereignis seines äußern Lebens zusammenfiel: derselbe 12. Mai 1913, an dem das druckfertige Manuskript der „Lokalisation“ an den Verleger abging, brachte auch den endgültigen Umzug von Monakows Hirnanatomischem Institute. „Mit Jubel“ wurde diese Zügelei vollzogen; denn es handelte sich nicht um eine gewöhnliche Ortsveränderung, sondern um den Einzug in das nun endlich vom Staate zur Verfügung gestellte eigene Heim: Kein moderner, dem neuen Kollegiengebäude eingefügter Zweckbau, sondern eine ältere herrschaftliche Villa im Gebiet der Hochschulen, in ihrem klassizistischen Stil Monakows eigenem Haus nicht unähnlich, vielräumig und winklig, die ihrer neuen Bestimmung erst etwas angepaßt werden mußte. Allein, das seltsame, aus alten Monakowschen Erbstücken und primitiven Neuanschaffungen zusammengewürfelte Mobiliar des Instituts fügte sich nicht uneben den traulichen Räumen des „Belmont“ ein, und die Hauptsache: Nun waren alle Anstalten, für deren innere Zusammengehörigkeit Monakow zeitlebens kämpfte, auch äußerlich unter einem Dache vereint — Sammlung, Laboratorium, Poliklinik und der Kollegienraum, der im balkongeschmückten, von mächtigen Zedern überschatteten einstigen Salon der Villa seine eigenartige, intime Stätte fand — und endlich war die private

Gründung als Universitätsinstitut anerkannt und somit als einheitliche Organisation in ihrem Bestehen auch für die Zukunft gesichert. Durch die Verstaatlichung wurde Monakow nicht nur von den schweren persönlichen Opfern, die er während achtundzwanzig Jahren für sein Institut gebracht hatte, befreit: die auf breiten Grund gestellte Neueinrichtung, die Anstellung etatmäßiger Assistenten für Institut und Nervenpoliklinik (wieder fand er in seinen Schülern M. Minkowski und R. Brun die richtigen Persönlichkeiten) und die räumliche Zusammengliederung der Anstalten brachten neue Möglichkeiten für das systematische Arbeiten, für richtige Aufstellung, Bereicherung und Verwertung der Sammlung. So bedeutete dieser 12. Mai in der Tat das Datum einer lange angestrebten Erfüllung.

Aber Erfüllung heißt Abschluß. Und wenn auch in jenem ersten Sommer im Belmont das wissenschaftliche Leben mächtig pulste und der anwachsende Zufluß von poliklinischen Patienten und Laboranten den Betrieb steigerte und alle Arbeit kräftig ins Blühen trieb — als Constantin von Monakow im Herbst desselben Jahres seinen sechzigsten Geburtstag beging, überschlich ihn, der doch noch mitten in der Kraft stand, eine unbekannte weiche Wehmut, und eine Unruhe neuer Art erfaßte ihn. Mit dem seelischen Schmerz über die Vergänglichkeit erwachte ein heißes Bedürfnis

nach innerer Sammlung, nach einem Stillestehen und Umschauhalten. Die Gedanken, bisher im Tatsächlichen festgehalten, drängten hinaus ins Allgemeine, und Fragen, lange zurückgedrängte, nie vernommene, standen auf und heischten Antwort. Es war in London, mitten im Betrieb eines internationalen Kongresses, daß ihn diese Stimmen zuerst erreichten, und es ist wohl möglich, daß die Atmosphäre der Weltstadt ihn dieser Erschütterung zugänglicher machte; kommt uns doch Unwert und Einsamkeit des Einzelnen nirgends stärker zum Bewußtsein als im einförmigen Menschenmassenschub des unabsehbaren Gassengedärms von London, und das Rätseln nach Sinn und Zweck des Lebens brennt nie heißer als angesichts der zeitentwertenden nahzieligen Sinnlosigkeit der Weltstadtmaschine. Allein, was ihm hier plötzlich und beunruhigend ins Bewußtsein drang, hatte sich schon lange vorbereitet. Wenn das Werk über die Lokalisation einerseits eine Zusammenfassung des damaligen, vielfach von Monakow selbst erschlossenen Wissens von Bau und Verrichtung des Zentralnervensystems enthält, so wagt es anderseits schon den entscheidenden Schritt in biologisches Neuland: die Auffassung vom Werden und Aufbau der Funktion nach zeitlichen Werten und einem zielhaft vorsorgenden Plan wies den Weg über die spezielle Tatsachenlehre hinaus zu einer umfassenden, das ganze biopsychologische Wunder Mensch erfassenden Orientierung.

Das Ringen um ein tieferes Verstehen des leben-

digen Wesens, um eine die Welt in ihren Zusammenhängen begreifende Anschauung war es, was Monakow in den folgenden Monaten bewegte. Während er sein hochbefrachtetes, durch den gesteigerten Betrieb im Belmont und die Neuausgabe der Gehirnpathologie noch vermehrtes Arbeitsprogramm wie sonst erfüllte, bahnte sich in seinem Innern heimlich und im Außen unbemerkt der Weg zu einer neuen geistigen Lebensordnung, bereitete sich eine innere Wandlung vor, die eingreifendste in seinem Leben.

Allein, Wandlung heißt bei Monakow niemals Verwandlung im Sinne einer plötzlichen Umkehr oder gar eines Neubeginns auf den Trümmern des Gewesenen. Wandlung bedeutet Emporwachsen in eine neue, höhere, naturgemäß aus dem vorher Gewordenen erschlossene Bildung, aber heißt auch nicht bloße Entwicklung eines schon Vorhandenen, sondern Zuwachs unter Beibehaltung des Früheren, wie es im organischen Wachstum geschieht. Und weil es sich um einen naturnotwendigen Vorgang handelte, vermochte der Einbruch gewaltigster äußerer Ereignisse diesen Vorgang nicht zu stören, bloß ihn zu beschleunigen, daß er mit eigentlich eruptiver Macht sich vollzog und sich nun sichtbar auch nach außen darstellte.

DIE BEWÄHRUNG

Es ist selbstverständlich, daß der Weltkrieg einen Mann, der durch Bluterbe, Erziehung und Schicksal eigentlich zum Weltbürger vorbestimmt war, der als Wissenschafter jederzeit für internationalen Zusammenschluß gearbeitet, als Denker für die großen Menschheitsideen gewirkt und als Arzt tagtäglich die unterscheidungslose Menschenliebe verwirklicht hatte, daß der Ausbruch des Menschenmassenmordes einen ganz dem Dienste des Lebens und dessen heilenden und heiligen Mächten hingegebenen Menschen im innersten Wesenskern treffen mußte: „Ich war als Mensch aufs tiefste erschüttert. Ich litt persönlich schwer, als würde mein Höchstes insultiert.“ Zwar blieb er äußerlich gefaßt und ließ sich keineswegs in den Wirbel der Leidenschaften hineinziehen, sondern war vom Anfang an bestrebt, sich der Suggestion fernzuhalten und in der Streitsache der Weltmächte möglichst gerecht zu sein; denn ihm ging es darum, diese Weltvorgänge als Erzeugnis der allgewaltigen Natur zu verstehen.

Aber gerade dieses Bestreben, biologisch zu erfassen, was alle andern um ihn nur menschlich begriffen und in den Kreis persönlicher Leidenschaften einbezogen, trennte ihn von diesen. Es kam

nun die Zeit in Monakows Leben — und muß nicht jeder zur Größe Bestimmte durch solche Zeit gehen? — wo er sich auch von seinen Nächsten nicht mehr verstanden fühlte, wo er sich in eine Einsamkeit begab, die gelegentlich zur Isolierung ward und von seiner Umgebung auch als solche schmerzlich empfunden wurde.

Seine Getreuen erschraken, als sie sahen, wie er unter das bereits über die Hälfte hinaus gediehene Manuskript der neuen Gehirnpathologie einen endgültigen Strich machte und das halbvollendete, unwiderruflich und unbewegt durch Bitten und Vorstellungen, in den Schranktiefen einsargte. Und die Schüler waren erstaunt und befremdet, wenn sie nun den Meister auf dem von den meisten Ausländern verlassenen Institut am frühen Morgen schon in Dinge versenkt fanden, die mit Gehirnpathologie und überhaupt mit Medizin wenig zu tun hatten, oder wenn sie ihn in den Nachmittagsstunden auf dem Lesemuseum über der Lektüre ausländischer Zeitungen trafen, und es war ihnen unverständlich, weshalb er sich auf der Poliklinik plötzlich mit ganzer Teilnahme den Neurotikern zuwandte, während sein Interesse für die somatischen Hirnerkrankungen sichtbar nachließ. Aber auch die Angehörigen sahen es nicht ohne Sorgen mit an, wie er, von einem Neuen, Unbegreiflichen ganz erfaßt, sich auf Kosten des Schlafes, der Nahrung und des trauten heimischen Verkehrs den inneren Gewalten hingab, wie er oft um vier Uhr morgens schon das Haus verließ, um die Wälder

zu durchstreifen, wie er tagelang den Seinen fernblieb, sich in den Ferien ganz von ihnen trennte, um allein die Einsamkeit der Alpen zu erleben, oder gar sommerlang in ländliche Umgebung sich zurückzog, wo er mit Bauern und Dorfmenschen das schlichte Werktagsleben teilte.

Auf diesen letzten, seltsamsten Wegen vermochte ihm auch die getreue Freundin nicht zu folgen. Die liebenswürdige Neckerei und der geistreiche Spott, womit Agnes Pariss diese unvertraute Anwandlung des Freundes in ihren Briefen kommentiert, verbergen nur schlecht eine tiefere Sorge, und während sie ihn im Namen der Gesundheit vor den primitiven Verhältnissen und der wenig angepaßten Bauernkost warnt, spürt man, daß ihre heimliche Angst weniger seiner körperlichen als seiner seelischen Verfassung gilt. Zwar war ihr nicht unverständlich, was andere befremdete, daß die Ereignisse den Meister aus einer Spezialforschung herausrissen und in andere, vorher kaum berührte Gebiete hineindrängte, hatte doch auch sie ihren Lebenszeiger entschlossen umgestellt und sich nach Genf in den Dienst des Roten Kreuzes begeben. Und der einstigen Sekretärin Herbert Spencers blieb es wohl nicht verborgen, was es war, das den Freund zwang, sich mit solcher Inbrunst dem Studium der Geschichte, der Soziologie, der Philosophie hinzugeben und ihn auf dem Wege der Eigenlehre immer tiefer in die Biologie hineintrieb. Sie, die leidenschaftlich um eine bejahende Weltanschauung Ringende, ahnte,

daß es ihm darum ging, angesichts des Einbruchs der Sinnlosigkeit nach dem verschütteten Sinn alles Lebens zu suchen und Antwort auf die ewige Frage nach dem Woher und Wohin. Und auch seine Wendung im Beruf, die Zuwendung zur Neurose, hatte diese leidgeprüfte, innig um ihre Gesundung bemühte Frau begriffen, sah sie doch mit Monakow in der Weltkatastrophe eine Krankheitserscheinung, eine Weltneurose, die ihre Ursache in denselben Irrwegen der Lebensgestaltung haben mußte wie die Seelenkrankheit des Einzelnen. So war ihr auch das Isolierungsbedürfnis des Freundes verständlich geworden, sein Einsamkeitshunger, seine Flucht in die Berge; denn sie ahnte, daß er im Verkehr mit sich selbst, mit den großen Gedanken und der großen Natur sich Klarheit zu schaffen suchte. Allein, als sich Monakow im dritten Kriegssommer in einem einfachen Dorfwirtshaus des Zugerlandes einmietete und dort, fern von allem geistigen Leben, in primitivsten Verhältnissen und im Verkehr mit den bäuerlichen Dorfbewohnern seine Tage verbrachte, da befürchtete wohl diese ganz und gar geistig eingestellte, trotz gelegentlichen mystischen Neigungen doch durchaus rationalistisch denkende Engländerin einen Rückfall in russische Romantik, fürchtete von Monakows ursprünglicher Natur, vom Geist der alten Heimat her eine Auflockerung seiner festgefügten Persönlichkeit, fürchtete für die wissenschaftliche Intaktheit seines Werkes, und sie gab sich alle Mühe, ihn aus der verhängnisvollen Tol-

stoischen Atmosphäre wegzulocken in einen Brennpunkt scharfen geistigen Lebens — nach Paris; aber ihre liebenswürdig besorgten wie ihre geistreich sarkastischen Überredungskünste blieben erfolglos. Monakow kehrte auch im folgenden Sommer in seine ländliche Welt zurück.

Diesmal hatte sie den Freund falsch verstanden. Es handelte sich bei diesem Unternehmen nicht eigentlich um Tolstoische Weltflucht, um Rousseausche Romantik oder gar um eine asketische Anwandlung, obgleich von alledem etwas mitspielen mochte in diesen Zeiten der großen innern Erschütterung und inbrünstigen Selbstbesinnung. Aber die ausschlaggebenden Beweggründe hingen doch mit seiner wissenschaftlichen Präokkupation zusammen: dieses Untertauchen in ländlich gesunde Verhältnisse und der Verkehr mit einfachen, naturgemäß lebenden Menschen gehört, wie seine Beschäftigung mit der Neurose, wie die vordem nicht betriebenen Forschungen auf dem Gebiet des viszeralen Nervensystems und der innern Sekretion, folgerichtig hinein in sein wissenschaftliches Bemühen um das eine große Rätsel: Leben. Auch diese einfachen, gesunden Menschen waren ihm — wie sehr auch immer er den Verkehr mit ihnen, denen er freundschaftlich begegnete, als persönliche Wohltat empfand — Gegenstand der Forschung, dessen er nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit kranken und kulturübersättigten Menschen notwendig bedurfte. (Möchte doch jeder Arzt von Zeit zu Zeit in ein solches Gesundbad

untertauchen, damit er nicht dem Verhängnis seines Berufes verfällt, schließlich alles Lebendige nur mehr unter dem Gesichtswinkel der Krankheit betrachten zu können!)

Diese naturbedingten Schlichten halfen unbewußt mit an der Lösung des Problems, das ihm immer mehr „als der anziehendste und erhabenste Gegenstand der Forschung imponierte" und ihn ganz „in seine Fesseln zwang", das Problem des Lebens und dessen Sinn und Ziele. Und so bildete diese bäuerliche Zeit einen notwendigen Teil, den rundenden Ausklang des großen Naturerlebnisses, das mit jenen frühen Morgenwanderungen in den Wäldern um Zürich begann und seinen Höhepunkt im zweiten Kriegssommer erreichte, in der Bergeinsamkeit von Chésières.

Größtenteils zu Fuß, in langen Paßwanderungen, war Monakow im Sommer 1915 in jenes hochgelegene waadtländische Bergdörflein gelangt, wo er in absoluter Abgeschlossenheit von den Menschen, aber ganz offen für die Stimme der Natur, der großen, die ihm vor Augen lag, wie der heimlichen, die aus ihm selber redete, eine innerlich bewegte, vielleicht die erhebendste Zeit seines Daseins erlebte. Eine Zeit, die an jene stürmisch jubelnden Tage der ersten Entdeckerfreude in St. Pirminsberg gemahnt, nur daß zum rauschhaften Ungestüm jetzt die heilige Ergriffenheit des reifen, durch Ahnung und Schau der letzten Dinge begnadeten Menschen tritt. Eine wichtigste Station seines Lebens bezeichnet dieses Chésières, einen

Scheitelpunkt, von wo der Weg abbog und aus den gesicherten Bezirken umgrenzter Wissenschaft, häuslicher und bürgerlicher Geborgenheit hinausstrebte ins Weite, Freie, Eigentlichste. Chésières ist die Anfangsstation seines schicksalshaften, glückreichen, aber oft auch schmerzvollen Einsamweges, und wenn es auch später manche liebe Heimkehr gab, die Richtung hat er nie mehr verloren; denn das Ziel war Einsamkeit der letzten Höhe.

Ihre dreifache Spiegelung hat diese entscheidende Zeit gefunden: in den Briefen an die Gattin, in einer Schrift, die eine neue Schaffensperiode und neue Gedankensphäre bedeutungsvoll eröffnet, und in den späten Rückblicken seiner Lebensschau und Selbsterschau; aber während in Werk und Rückschau allein das Fruchtbare jener Zeit zum Ausdruck kommt, spüren wir in den Briefen auch die andere Komponente jeder Selbstbefreiung und Selbstverdichtung, neben dem Einsamkeitsjubel auch das schmerzliche Gefühl der Vereinsamung.

Das Werk der Selbstbesinnung, der Einstellung auf die höchsten Ziele, die Zuwendung zum Ganzen hatte auch das Gefühl der eigenen Sonderart vertieft und das Bewußtsein der Andersartigkeit gegenüber den Mitmenschen verschärft. Auch nach der Seite der eigenen Familie und der Gattin hin macht sich nun der Trennungsstrich dieser entscheidenden Zeit geltend. Zum erstenmal seit jenen fernen, durch äußere Unbilden und innere Verzagtheit ver-

störten frühen Münchner Tagen fällt in diesen unerhört reichen, unvergleichlich innigen und liebevollen Briefwechsel ein leiser Schatten, nicht der Entfremdung — unter den vierundfünfzig Heimberichten, die diese fünf Wochen zeitigen, ist keiner ohne die Zeichen der Liebe und des herzlichen Gedenkens — aber leise Schatten eines wehen Befremdens: Wir stehen nicht mehr ganz am selben Ort.

Das Bewußtsein, auf Wegen zu gehen, die der Gattin nicht vertraut sind, auf denen sie ihm nicht zu folgen vermag, rührt ihn auf, veranlaßt ihn einmal zu entschuldigender Begründung: „Monakow stammt wie München, Monaco von Monachos (griechisch Mönch) . . . In meinen Adern fließt mönchisches Blut, daher die Neigung zu stiller Einkehr, Abgeschiedenheit. Daher bin ich Frühaufsteher, genieße meine der herrlichen Gebirgswelt zugekehrte Klause, verrichte nach meiner Weise die Morgenandacht. Wäre ich vor hundert Jahren und in Wologda aufgewachsen und erzogen worden, ich säße sicher wie der Alexis Karamasoff in einem Kloster und wendete mich ganz von der Welt ab! Und doch liebe ich diese Welt und habe für die Genüsse der Welt alles Verständnis. Den Schlüssel zu dieser widersprechenden Tatsache, zu meiner Eigenart werdet ihr niemals finden; er liegt verborgen in der Kollektivität meiner kortikalen Nervenzellen, aber auch in meinen Säften verborgen."

Aber ein andermal tönt es auch als halbironische

Selbstanklage aus ihm: „Was deine nächsten und berechtigten Wünsche anbetrifft, so hängt sehr vieles davon, das weiß ich, von meiner Persönlichkeit ab, von der Persönlichkeit jenes Russen, der dir innerlich immer noch etwas fremd ist — und mit dessen Schicksal dich ewige Ketten verbinden! Nun, da wünsche ich dir, daß dieser russische Schweizer sich bessere, sich dir und deiner Welt mehr anpasse und deine spätern Jahre mit etwas mehr Sonne und Wärme umgebe — die zwar vorhanden waren, aber mehr im Latenzstadium ihr Dasein führten.“ Doch vernimmt man auch wohl einen Ton, der das Gefühl des Mißverstandenseins und der geistigen Vereinsamung verrät, so etwa, wenn er der Gattin die Möglichkeit leichterer Annäherung an seine Natur und Eigenart wünscht und ihr dafür besondern Dank und Anerkennung dieses russischen Menschen verspricht, dessen „Gefühle keineswegs eine Verminderung erfahren haben“, oder wenn er im Gefühl der inneren Wärme, der dauernd gehobenen und wonniglichen Stimmung von Chésières aufseufzt: „Wenn ich nur die gegenwärtige Stimmung in Zürich das ganze Jahr behalten könnte. Sorgt doch ein wenig dafür!“ Aber dann heißt es wieder unter dem Eindruck eines besonders herrlichen Morgens, da er singend über die Bergweiden zog, sich „mit der Natur in engste Verbindung gesetzt, sie geschlürft, genossen“ hatte: „Ich werde erfrischt, besänftigt, nach allen Richtungen milder und bescheidener in unser Heimathaus zurückkehren, und du wirst in

Zukunft weniger von meinen unangenehmen Seiten zu leiden haben. Die Gegend: Balsam auf meine Natur.“

Kleine Wellenschauer über dem klaren Spiegel dieser Ehe, letzte Auswirkungen der gewaltigen innern Umwälzung, vernehmbar aber nur in dieser ersten Zeit, als der Schritt in die Einsamkeit gewagt wird, als Einsamkeitstaumel („ich feiere wahre Orgien der Abgeschiedenheit und innern Einkehr“) und die Schauer der Loslösung das Gleichgewicht stören und die geistige Einsamkeit auch die menschliche nach sich zu ziehen droht. Übergangszeit! Später, als er sich in seiner neuen Welt zurechtgefunden hatte, fand er auch wieder die Weise, um neben der geistigen, für die letzte Entwicklung seines Wesens und Werkes notwendige Einsamkeit die Traulichkeit menschlicher Beziehung sich zu erhalten. Auch diese durch den Reichtum seiner Natur ermöglichte Verbindung gehört zum Kunstwerk seines Lebens. Freilich, daß innerhalb der erfüllten schöpferischen Einsamkeit doch noch Raum blieb für Gefühle der Vereinsamung, das verriet erst das Geständnis der Stunde, über der schon das Licht jener letzten Einsamkeit stand, wo alles Alleinsein mündet im Wunder der All-Einheit.

Der Glanz jener Tage von Chésières leuchtet unvermindert aus der Darstellung seines späten Rückblicks: „Ich war damals einundsechzig Jahre alt. Eine bis dann mir unbekannte, auf die tiefgründigste Prüfung der letzten Fragen gerichtete

Energie sah ich in mir wach werden, ein seelischer Schwung, der meinem Denken und Handeln Flügel verlieh... Die Morgenstunden widmete ich einer Art biologischer Andacht, begab mich bald nach Sonnenaufgang nach Huemoz, Les Ecovets usw., wo ich meine Gedanken und Überlegungen, die Augen auf die herrliche Landschaft gerichtet, auf lose Blätter niederschrieb. Es waren unvergleichliche, sich tief in mein Inneres eingrabende und von schöpferischer Kraft erfüllte Stunden."

Ein Teil jener losen Blätter liegt vor mir. Als Constantin von Monakow mir diese Papiere schenkte, tat er es mit einer etwas verschämten Feierlichkeit, die man bei solcher Gelegenheit selten an ihm sah (denn er wußte mit leichter Hand groß zu geben), wie einer, der sich von Wertvollem trennt. Winziger denn je erscheint hier seine feine Schrift, als ob sie sich vor dem erhabenen Gegenstand klein machte; aber die schönen Rundungen der untern Bogen zeigen besonders kräftigen, tief ins Irdische fassenden Schwung, und besonders weit und hoch geworfen erscheinen die Schlußstriche, Gebärden einer freien, weitherzig schenkenden oder kühn nach dem Höchsten langenden Hand. Doch sind das Dinge, die nur das vertraute Auge faßt; im übrigen schreiten die Zeilen so sicher ausgerichtet wie je und wie immer in saubersten Gleichmaß und in klaren Abständen. Und nur das aufmerksame Auge entdeckt auf diesen gewissenhaft mit Ortsname und Datum versehenen Blättern jene winzigen Randbemerkungen: „Prachtswetter

— Im Garten — Auf der Matte vor der Dent du Midi“ usw., die diese wissenschaftlichen Notizen in die Atmosphäre des menschlichen Erlebnisses rücken. Denn um strenge wissenschaftliche Darlegungen handelt es sich auch bei diesen unter solch mächtigen seelischen Bewegungen entstandenen Niederschriften, und nur hier und da greift ein innerlich erregtes Wort, das Erschütterung oder Expansion schöpferischer Augenblicke verrät, in den ruhigen Fluß logisch gebauter Sätze. Denn wie weit auch Monakows Blick schweift, wie tief seine Gedanken langen, niemals verläßt er in seinem Werk den sichern Boden der Wissenschaft, den er in jahrelanger strenger Präzisionsarbeit sich eroberte, bereitete, fügte und festigte.

Was diese Papiere von Chésières enthalten, ist — nach Monakows eigenen Worten — eine strenge Sichtung und zusammenfassende Gruppierung seiner in Notizbüchern, Krankengeschichten und Tagebuchblättern niedergelegten wissenschaftlichen, medizinischen und menschlichen Erfahrungen und deren Ausstattung mit angemessenen biologisch-psychologischen Werten. Indem er aber solchermaßen das alte Erfahrungsgut, zusammen mit Ergebnissen seiner jüngsten Forschung unter den umfassenden biologischen, das Werden und Sein des Gesamtlebens berücksichtigenden Gesichtswinkel stellte, hob er jenes in die neue Phase seiner Wissenschaft empor. Die unmittelbare Frucht dieser Studien war der Aufsatz mit dem knappen, vielsagenden Titel „Gefühl, Gesittung und Gehirn“,

mit dem Monakow bedeutungsvoll seine dritte große Schaffensperiode eröffnete, die man als die psychobiologische bezeichnen könnte.

In Genf, wohin er sich von Chésières aus begab, schrieb er den Aufsatz sozusagen in einem Zuge nieder, und nichts zeugt lebendiger für die Schaffenskraft und den mächtigen seelischen Impuls jener Zeit als die Tatsache, daß er dieses kühn in unerforschtes Land schreitende, weit ausgreifende Werk — eine stattliche, über zweihundert Großoktavseiten umspannende Schrift — in vierzehn Tagen niederzuschreiben vermochte. Inhaltlich-gedanklich geht diese Arbeit organisch aus Monakows Lokalisationslehre hervor. Da durch Erfassung des zeitlichen Prinzips der Gegensatz zwischen lokalisierten und räumlich nicht lokalisierbaren Erscheinungen aufgehoben wurde, waren auch Geschehnisse, die sich nicht im Zentralnervensystem abspielen, in den Kreis des Lokalisationsproblems gezogen und die Möglichkeit gegeben, die neue Lehre auch auf die psychischen Funktionen auszudehnen, die Psychologie neurobiologisch zu unterbauen. Den ersten Versuch auf diesem Wege, der uns eines Tages zu einer neuen, objektiv wissenschaftlichen, nicht länger auf die Willkür der Introspektion, der subjektiven Selbstbeobachtung, aufgebauten, an den Unzulänglichkeiten der Tagessprache leidenden Seelenkunde führen wird — den ersten Versuch zu einer auf den Grundeigenschaften der gesamten lebendigen Materie errichteten Psychologie stellt diese Arbeit dar. In ihr

legte Monakow seine Ansicht vom Aufbau der Welt der Instinkte nieder und von deren morphologischen Grundlage. Diese erkannte er im viszeralen Nervensystem, „das mit seinen verschiedenen Abteilungen den gesamten Organismus in einer außerordentlich diffusen, reichen und innigen Weise bis in seinen letzten Winkel durchsetzt und eine ebenso reiche Repräsentation im nervösen Zentralorgan besitzt", und stellte es dem somatischen Nervensystem, dem Organ der Reflexe, der Bewegung, der Empfindung und der räumlich-zeitlichen Orientierung, als das früher Gewordene und neurodynamisch Bestimmende gegenüber. Vordem kaum berücksichtigte Zusammenhänge wurden auf diese Weise ins Licht gehoben, und indem er auch dem endokrinen Apparat, der dem autonomen Nervensystem eng verbundenen Welt der innern Säfte, kapitale Bedeutung für das Gefühlsleben gab, wies er die Forschung auf Wege, deren Wichtigkeit man erst jetzt ganz zu erfassen beginnt. Er selbst bezeichnete als das Neue seiner Arbeit, daß er darin die Welt der Gefühle und der Empfindung in ihrer zeitlichen Staffelung geschichtlich-ontogenetisch zu erfassen suchte.

Anderseits aber nannte er sie auch sein erstes größeres psychologisches Orchesterwerk, im Bewußtsein, daß er nie vorher die Erfahrungs- und Denkergebnisse so stark zum Zusammenklingen gebracht hatte. Allein auch in anderem Sinne eignet diesem Werke eine Instrumentation und Fülle neuer Art; denn was menschlicher Erschüt-

terung und höchster seelischer Erhebung entwuchs, das muß über sein eigenes Gebiet hinauswirken ins wesentlich Menschliche, und seine Sprache, mag sie sich noch so streng der wissenschaftlichen Form und Fragestellung fügen, muß zum klangweiten Ruf werden. Eine kurze Zusammenfassung der Arbeit im schweizerischen Ärzteblatt machte auch weitere Kreise darauf aufmerksam; so gelangte die Schrift in die Hände meines Vaters.

Wie hat sie auf ihn gewirkt! Habe ich ihn, den immer Kritischen, jemals von einer neuen Idee dermaßen ergriffen, begeistert, innerlichst überzeugt gesehen? Und wie er für sie warb! Denn er wollte, daß auch ich mir diesen Schatz zu eigen machte. Allein, ich widerstrebte. Die Unvertrautheit des Gegenstandes machte mich kopfscheu — es war nicht meine Art, in fremder Wissenschaft laienhaft zu naschen — und mehr noch: die Fragestellung stieß mich ab. Was nützte es mir, wenn dieser gelehrte Mann den Zusammenhang zwischen den Gefühlen und der innern Sekretion aufdeckte und den Anteil von autonomem Nervensystem und Gehirn am Aufbau der Gesittung? Es war im Jahre 1917. Ringsum erlebte man, Sturz um Sturz, den Zusammenbruch der gesitteten Welt. Nichts hatte mehr Bestand; keiner der hohen Begriffe, an denen man sich gehalten und gehoben — Gerechtigkeit, Freiheit, Brüderlichkeit und Nächstenliebe und Vaterland und Religion — keiner, der sich nicht nützlich erwiesen hätte als Aushängeschild für die

Mächte des Niedergangs, als Werber für das Werk der Zerstörung. Alles zerfiel, und das Sterben auf den Schlachtfeldern war nicht das Schlimmste. In dieser Welt voll Leichengeruch, was sollte mir die Weisheit des Anatomen, was die Kleinweltwissenschaft des Mikroskops im Trümmersturz der Reiche? Und welches Heil war zu erwarten vom Spezialwissen des minuziösen Gehirnforschers für uns, die wir daran waren, im Denkapparat den Widersacher des Lebens, den Seelentöter zu entlarven? Zwar mein Vater widerlegte mich: Es ging nicht um Einzelwissen und Gelehrtenspitzfindigkeit in dieser Schrift, sondern um letzte Fragen, um das Prinzip des Lebens selbst. Prinzip des Lebens? Gab es ein solches? Ach, auch das Leben war verdächtig geworden, war gänzlich entwertet, entwirklicht, und man sah nur eine Rettung noch: Flucht. Flucht aus der sinnlos gewordenen Wirklichkeit in jene Bezirke, wo die Tyrannei der sichern Begriffe, deren Nichtigkeit sich darlebte, endgültig aufhörte. Denn das große Fliehen, das schon vor dem Kriege begonnen hatte, war damals in seine Fieberzeit gelangt. Auf allen Gebieten: Religion wandte sich in Mystik, die Dichter zerbrachen die Sprache, die bildenden Künstler leugneten Form und Gegenstand, und wie sie tat ein jeder in seinem Gebiet. Der Schnelligkeitswahn, was ist er anderes als Gebärde der Flucht? Und all die maschinengeborenen Ersatzkünste, die an Stelle der gestalteten, geistdurchdrungenen, gedeuteten Wirklichkeit Gespenster des Wirklichen geben! So

reich an Zufluchten ist das Ungegenwärtige für den verstörten Geist, der die Heimat in sich verlor.

Auch ich schrieb damals meine Geschichten der Flucht: Flucht in den Traum, Flucht zu den Seelen der Abgeschiedenen, die mir als die einzig Lebendigen erschienen, Flucht durch den selbstgewählten Tod ins Unbedingte, Flucht aus der Stofflichkeit, deren grauenhafter Zerfall den Blick füllte, in die stoffentbundene Sphäre des Geistigen — mich gelüstete nicht nach der Wissenschaft dessen, der seine Erkenntnis aus der Materie zog.

Solchermaßen ging ich eigenwillig an dem Wegweiser vorbei, der mich aus der Wirrnis hätte herausführen können. Mehr als zehn Jahre dauerte es, bis ich wieder zu ihm gelangte. Aber haben nicht auch Umwege ihren Sinn? Als mir Monakows Schrift zum andernmal in die Hand kam, hatten meine Fluchtwege ihre letzte Station hinter sich. Die Flucht in die Einsamkeit hatte mich zu mir selber zurückgeführt, und so war ich bereit geworden für die Weisheit des Mannes, den die große Erschütterung nicht wie uns andere aus den Dingen hinausgetrieben hatte, sondern tiefer in sie hinein, nicht zur Flucht getrieben, sondern zur Heimkehr in die Herzmitte des Urlebendigen. Und er sprach mir dort weiter, wo der alte Griechentempel, der als Mahner und Retter über meiner Einsamkeit erstanden war, zu reden aufgehört hatte, sprach von dem vergänglich-unvergänglichen Mittlerwesen Mensch in einer neuen, mir gänzlich fremden Weise; denn er redete nicht als

ein kühner Gedankenarchitekt und erfüllter Weissager über das Wunder des fertigen Geschöpfes, er ließ den lebendigen, werdenden Organismus selbst seine Geschichte erzählen. Freilich vermochte ich nur laienhaft die feinverflochtene Schrift des Gelehrten zu lesen; aber sie ergriff mich nicht weniger als damals meinen Vater. Und ich hatte den Vorteil, daß ich sie nun mit Monakows späterem, sie ergänzendem „Versuch über die Biologie der Instinktwelt" zusammenhalten konnte. Die Schau der menschlichen Werdung, das biologische Weltbild, das ich aus beiden Arbeiten gewann, zeichnet sich in großen Zügen folgendermaßen:

Die Grundeigenschaft der organischen Ursubstanz, zugleich ihre Ursache, ist der Trieb zum Leben mit Einstellung auf die Unendlichkeit: das Protoplasma will leben, will ewig leben und ist auch in seinem letzten Kern unsterblich. Dieser Wille ist Ursache des Geschöpfes; sein Endziel, von dem das Geschöpf nichts weiß, tönt leise mit in allen seinen Äußerungen. Dieser Wille gestaltet den Organismus, macht ihn reich im Innern, stellt, dank den Kräften der Werbung und der Abwehr, seine fruchtbare Beziehung zur Umwelt her; die Urkraft schafft die Welt der innern Reize, schafft das organovegetative System, das bestimmt ist, alle Innenreize von den einzelnen Zellen bis hinauf zu den Organen aufzunehmen, schafft das somatische Nervensystem, das die von außen kommenden Reize aufnimmt, und schafft schließlich, um innere und Umweltreize, um die Welt der Gefühle und der

Empfindung zur Zusammenarbeit zu zwingen, als Instrument dieser schwierigen Synthese zentrale nervöse Organe, deren höchst entwickelte Rückenmark und Großhirn darstellen. Dieses wird zum Oberleiter des ganzen unübersehbar komplizierten Vorganges Leben.

Eine erste Auswirkung findet die lebendige Kraft in den Instinkten. Sie sind ihre direkten Abkömmlinge, ihre Diener und mächtigen Helfer bei der Verwirklichung des Lebensprogramms, das die Sicherung, Vervollkommnung und Dauer des Geschöpfes will. Einer nach dem andern treten sie an, reifen sie, jeder beladen mit dem Auftrag, bestimmte, ihm zugeordnete Interessen des Individuums zu schützen und zu fördern, und es ist die vitale Dringlichkeit der einem jeden zugeordneten Provinz, die über die Reihenfolge der Reifung entscheidet: zuerst der dem Bewußtsein fremde formschaffende Instinkt, der den Keim organisiert und dem Schutz und der Bereicherung der lebendigen Substanz von der Zelle aufwärts bis zu den einzelnen Organen dient; dann — zum Schutz der elementaren und höheren Interessen des Geschöpfes — der schon teilweise bewußte und vorbewußte Selbsterhaltungstrieb, der sich später differenziert im Sicherungs-, im Geltungs- und Machttrieb; dann jener, der der Ausweitung des Individuums im Örtlichen und Zeitlichen und der Sicherung seiner fernen Zukunft in den Nachkommen gilt, der Zeugungsinstinkt, und schließlich, als letzte und höchste Form, der soziale Instinkt, der

für Erfüllung der Lebensbedürfnisse der Gemeinschaft wirkt, der Gemeinschaft gleichartiger Geschöpfe zunächst, später, auf höherer Stufe, auch der anders gearteter. Seine letzte Ausbildung findet er in dem über Individuum, Gattung, Menschheit hinausdrängenden kosmischen Instinkt, dem — die Vollendung des Geschöpfes in dessen Einfügung in die Ganzheit, aus der es hervorgegangen, erstrebenden — religiösen Trieb.

Der unmittelbare Ausdruck der Instinkte, ihre Mitschöpfer im Unbewußten, ihre Fürsprecher im Bewußten, sind die Gefühle. Sie sind den Empfindungen gegenüber das Primäre (wie ja auch das ihnen zugehörende viszerale dem somatischen System, das die Welt der Empfindungen vertritt, zeitlich voraufgeht), sind das zuerst Bestehende, Grundlegende, und doch sind Empfindung und Gefühl wie Brüder, beide Erzeugnisse der Entwicklung der lebenden Substanz, beide hervorgegangen aus Reizung und Erregung dieser Substanz, das heißt der Nervenelemente. Und ihrer Wechselwirkung bedarf es, damit sich beide Welten gegenseitig vervollkommnen, damit aus den Urgefühlen mit Verwertung der Erfahrung die bewußten und höheren Gefühle sich ausklären und ihre reiche Instrumentierung erhalten, damit die Welt der Empfindung, auf der sich in fortlaufender Entwicklung die Reiche der Orientierung und Kausalität, der Vorstellungen, des Intellektes aufbauen, diese feine und hohe Ausgestaltung finde. Denn in der gegenseitigen Anreizung der beiden Welten liegt

der mächtige Faktor zur Entwicklung, in ihrer Zusammenwirkung zeitigt diese ihre höchsten Blüten. So wächst etwa — menschlich gesprochen — aus der fruchtbaren Vereinigung von erfahrungsgewonnenem Verstand und instinktgeborenem Gefühl die „göttliche Vernunft".

Aber den Unterton zu jeder, auch der höchsten geistigen Entwicklung gibt das Gefühl. Es ist mit der Schöpferkraft, die aus ihm spricht, Ursache dieses ganzen Wunderbaues Mensch.

Was mich an Monakows fein verflochtener und tiefschichtiger Darstellung eigentlich erschütterte und mit einemmal über die Wirrnis emporhob, das war vor allem die gewaltige Einheit und Ordnung der geschauten Welt und das tief Planvolle ihrer Ordnungen. Denn diese neurobiologisch erschlossene Geschichte des menschlichen Organismus erwies sich nicht als die Geschichte eines Ungefähr, sondern eines geheimnisvoll geleiteten, im zielhaften Zögerschritt der Wendeltreppe sich vollziehenden Empor, das mit dem Namen Entwicklung wohl angedeutet, nicht aber ausgesprochen wird; denn der Zuwachs kommt nicht allein aus dem Innern, kommt auch aus jener Welt, die wir als die äußere bezeichnen müssen, solange wir es noch nicht zu fassen vermögen, daß sich das alles ja in Einem hält. Denn beidemal, im Werdegang der Arten wie in dem des menschlichen Geschöpfes, zeigt der Weg denselben Verlauf: vom Einfachen führt er zum Vielgestaltigen, vom Stückhaften zum Ganzen, vom Automatischen zum Freiwilligen.

Und nicht allein eine sichere Folge im schichtenweisen Aufbau der Persönlichkeit läßt die durch Erforschung des Organismus auf allen Stufen des Werdens und des Abbaus gewonnene Genealogie der Instinktwelt erkennen, sondern in dieser Folge eine entscheidende Hierarchie der Werte, eine heilige Rangfolge, deren Gültigkeit keiner ungestraft mißachtet. Zwar nicht in dem Sinn, daß die Instinkte in ihrer zeitlichen Folge sich ablösten, sodaß die spätern, höhern sich an Platz der frühern setzten und diese verdrängten. Die Urtriebe bleiben der feste Grund des Individuums, der starke Quell, der die ganze Welt der Instinkte bis in ihre höchsten und feinsten Abkömmlinge aus der Tiefe des Unbewußten herauf immer wieder durchströmt. Sie sind es auch, die beim Abbau der Persönlichkeit und ihrer seelischen Leistungen, indem die spätern, höhern, leichter verletzlichen Instinkte bald zum Opfer fallen, am längsten Widerstand leisten, ja, die sich sozusagen als unzerstörbar erweisen. Aber daß die jeder spätern Lebenssphäre zugehörenden höhern, verfeinerten Triebe zu ihrem Zeitrecht gelangen und Herrschaft über die Urinstinkte gewinnen, darin liegt der Sinn des jeder Zelle eingeschriebenen vitalen Programms.

Die erkannte Ordnung und das Sinnvolle in ihr, das war das Überwältigende, die Erkenntnis, daß die natürliche Entwicklung einen qualitativen Prozeß in sich schließt, daß die lebendige Kraft wertend vorgeht. Auf einmal trat der Begriff der Werte wieder ein in diese entwertete Welt, in der

alles gleich notwendig und gleich unwichtig erschien, und zwar nicht als menschliche Konstruktion und Forderung, sondern als Wahrspruch der Natur selbst, als Verkündigung des ewig Lebendigen.

Aber da diese Stufenfolge in der Welt der Instinkte sich nicht aus ruhiger Abwicklung ergibt, sondern sich als das Ergebnis unendlicher Kollisionen der Triebe, eines nie endenden Ringens um Recht, Geltung, Herrschaft erwies, bekam auch der Begriff des Kampfes, den man nur noch als zerstörende Macht erfahren hatte, wieder ein positives Vorzeichen, erzeigte sich als eigentliches Lebensprinzip. Nicht nur weil im Wettstreit der Kräfte diese sich gegenseitig stärken, ihr Kampf bedingt auch den unendlichen Reichtum des Lebendigen; denn da sein Ziel nicht Zerstörung ist — wohl suchen die Triebe in ihrem gesunden Wettstreit und Machtwechsel sich gegenseitig in Schach zu halten und zeitweilig zum Verstummen zu bringen; aber sich zu verdrängen vermögen sie nicht, da immer wieder zur gegebenen Zeit der Zurückgedrängte, aus seiner schlummernden Bereitschaft erwachend, hervorbrechen wird — da dieser Kampf nicht Zerstörung will, sondern immer neu das Gleichgewicht der Kräfte auf immer neuem Plan erstrebt, führt er im natürlichen Atemgang von Sammlung und Weitung zu immer höhern Stufen des Zusammenspiels: „Das Streben nach Herstellung eines wenigstens temporären Gleichgewichtes der im Protoplasma treibenden Kräfte, das ist das Leben.“

Diese Erfassung des positiven Charakters, der schöpferischen Eigenschaften des natürlichen Kampfes zusammen mit der neuen Erkenntnis von Ursprung und Aufgabe der Gefühls- und Empfindungswelt und ihrer wechselseitigen Beziehung rückte auch jenen uralten, mitten durch Welt und Selbst gehenden Zwiespalt, der immer mehr zum tödlichen Riß zu werden drohte, in ein neues, sinnenthüllendes Licht. Jene Zweiheit unseres Wesens, die man mit Namen verfestigt, zum Dogma verhärtet hatte: Gefühl — Verstand, Seele — Leib, Engel — Teufel, Himmel — Hölle, wie roh, wie unwahr erschien sie nun angesichts des erkannten Reichtums wie der erkannten Ganzheit! Nicht zwei Seelen nur, tausend Seelen in meiner Brust, aber ihnen allen im kämpfenden Ringen und freudiger Bündniskraft ein gemeinsamer Weg. — War man nicht gewesen wie ein augentrüber Mensch in mondverstellter Nacht, dem sich die Welt in Schwarz und Weiß dartut? Da es aber Tag wurde, erkennt er die tausend Farben, die zwischen Licht und Dunkel leben, und auch jene Pole des Lichts werden ihm nicht bloßer Gegensatz mehr, denn das erweckte Auge ist wie das des Malers, das auch in Schwarz und Weiß die hundert Farben vernimmt. Und wie hatte man gelitten an diesen wortgeprägten Gegensätzen und deren launenhafter Geschichte! Damals, als der Verstand triumphierte und die Seele verstieß, dort, wo Trieb Sünde war und Seele und Geist sich zusammentaten zu dessen Unterdrückung, und nun, wo der Geist als

Widersacher der Seele verdammt wurde und wo man anderseits die Befreiung der Triebe ausschrie! Man meinte aber vor allem jenen Trieb, der dem Geschöpf gegeben wurde, damit es, sich ausweitend ins Du, sein Wesen weitergebe an die Unendlichkeit und solchermaßen selbst wirkenden Anteil habe am ewigen Schöpfungstag; doch indem man ihn herausreißt aus der weisen Verbundenheit der Kräfte, macht man aus dem guten Diener des Lebens einen tyrannischen Helfer des Niedergangs, einen Knecht des Todes, der nicht länger Leben schafft, sondern Leben vertut. Denn kein Teil kann ungestraft vereinzelt werden, herausgelöst aus der Ganzheit einer weisen Ordnung, und wer zum Dienen bestimmt wurde, taugt nicht zum Herrschen. Nichts in der Natur ist von ungefähr, und wenn sie den Menschen sich aufrichten hieß und somit jenes Organ, an dessen Vervollkommnung Jahrhunderttausende geschaffen, dem in unendlichen Zeitläuften die Kräfte zuwanderten, Leistung um Leistung seiner Macht anvertrauend, wenn das Gehirn den höchsten Platz einnimmt, ist das nicht deutliche Herrscherwahl? Aber Gehirn heißt ja nicht nur Geist oder Intellekt, heißt Zusammenschluß dieses ganzen reichen organisch-dynamischen Wunderwesens Mensch, heißt Oberleitung über das Zusammenspiel der unendlichen Vielfalt der Kräfte, heißt Herrschaft über alle Provinzen des Leibes und der Seele, die man mit hundert Namen nennt.

Damals freilich, als die Empfindungen aus den

Urinstinkten sich abspalteten und in ihrer Wechselwirkung sich das Bewußtsein des Innen und Außen, des Ich und Nichtich zu bilden begann, mochte es wohl sein, wie wenn das Kind sich von der Mutter trennt, aus einem zwei werden, aus Liebe Fremdheit, aus Zusammenklang Gegenspiel, und aus jener schicksalshaften Weltenstunde stammt wohl die bittere Sage von Abtrennung, Abfall, Sünde, und alle Paradiesesehnsucht gilt rückschauend jener Zeit vor der Trennung. Allein jene Trennung war nicht als eine endgültige gemeint, nicht als Feindschaft, sondern als Wegteilung zum Zwecke gegenseitiger Förderung und zur Bereicherung des Ganzen und mit dem Streben nach Wiedervereinigung auf höherem Plan, wie die Entwicklung des Organismus es uns lehrt; denn wenn den beiden auch zunächst anatomisch verschiedene Bezirke zugeteilt sind, im Laufe des Lebens werden diese mehr und mehr von sekundären morphologischen Erzeugnissen überwuchert, die beiden gemeinsam sind, und das Gehirn, an dessen Vervollkommnung beide Welten schaffen, wird schließlich zum Werkzeug und Oberaufseher für sie beide, und je feiner das höchste Organ sich entwickelt, desto inniger durchdringen sie sich, desto mehr Hirngebiete gibt es, die, an den verschiedenartigsten seelischen Vorgängen beteiligt, nicht mehr Spezialisten-, sondern einheitliche, synthetische Arbeit leisten.

Es ist nicht Schuld der höheren Entwicklung, sondern Folge vitaler Irrwege und also Zeuge des Abbaus auf tiefere Stufe im organischen Sinn,

wenn der Geist zum Widersacher der Seele wird; denn als ihr Helfer war er gemeint: die Welt der Empfindung, das von den Sinnesorganen bediente Orientierungssystem ist es, das dem Rohaufbau der Gefühle die nötige Differenzierung nach individuellen Erlebnissen verleiht und ihm die geschichtliche Gliederung gibt nach den Gesetzen der in den innervatorischen Prozessen (in der rhythmischen Sinnes- und Muskeltätigkeit, in der kinetischen Melodie) zum Ausdruck kommenden exakten Folgerichtigkeit. Diese wird auf höherer, bewußter Stufe zur Kausalität des Denkens, der Logik und führt zu den feinsten sozialen Verständigungsmitteln der Gefühle, zur artikulierten Sprache und zur Kunst. Wenn so die Innenwelt der Gefühle unter dem Einfluß des durch die Empfindungen vermittelten Außen, durch die im Gedächtnis fixierte Erfahrung immer neue Bereicherung und Verfeinerung erfährt, so gibt es anderseits auch keine Empfindung, die nicht von den Gefühlen her ihre Zensur erhielte; denn wie am Ursprung, so stehen die Gefühle auch in der heiligen Mitte des Lebendigen, allgegenwärtig, und die Welt der Empfindung wurde ihnen zugeordnet, nicht als Feind, sondern als Wetteifernder nach demselben Ziel, als Gefährte und Mentor, der, aufrührerisch und niemals ruhend, ihnen dazu hilft, jenen Zielen näherzukommen, die schon der blinde Urdrang suchte: Vervollkommnung des Individuums im Sinne seiner Ganzheit und unverwechselbaren Einmaligkeit — zunächst.

Zunächst. Allein der Urdrang will noch ein anderes: jener nach der heiligen Rangordnung der Werte geführte Stufenweg der Triebe dient nicht allein dem Ausbau der Persönlichkeit, dient auch ihrem Einbau ins Weltganze. Dieselbe Kraft, die das Individuum aus der Allverbundenheit herauslöste, zum Selbst machte, sucht, auf gleichermaßen geordnetem Stufengang es wieder dem Ganzen einzufügen, sein Zusammenspiel mit der Umwelt zu ordnen, es dem ewig Zukünftigen zuzuführen. Diese Erkenntnis aber, daß der überindividuelle Trieb, die Einstellung auf die Unendlichkeit, schon der Ursubstanz innewohnt und also die sittlichen, unser Gemeinschaftsleben ordnenden Mächte sich aus einem Urtrieb herleiten, das war ein weiteres Großes, was Monakows Lebenserfassung mir schenkte: was man uns einst als göttliche Satzung aufgerichtet, uns später als naturwidriges, lebensfeindliches Menschen- und Pfaffengemächte verdächtig und verhaßt zu machen versucht hatte, die Gesittung, deren furchtbaren Zusammenbruch wir im Krieg erlebten, erwies sich nun als ein tief Natürliches, dem Geschöpf Eingeborenes, auch sie ein eigentliches Lebensprinzip. Auch sie, biologisch aufgefaßt, ein stufenweises organisch-dynamisches Geschehen, das, ausgehend vom Urtriebhaften, vom Ich auf das Du übergreifend, immer größere Weitung der natürlichen Kreise bewirkt, über Familie und Sippe hinausdrängt in immer höhere Gemeinschaften räumlicher und geistiger Bezirke, über Vaterland, Konfession hinaus bis in die

letzten, unbegrenzten der Menschheit- und Weltgemeinschaft, die im wahren Sinne Gottesgemeinschaft ist. Diese stellt das ferne Ziel der Menschheit dar, dem sie sich seit unendlichen Zeiten zu nähern sucht, langsam, langsam, im schmerzlich gehemmten Büßergang: drei Schritte vorwärts, zwei zurück.

Solche Wegerleuchtung erfuhr ich aus Monakows kleinen Schriften. Was er mir sagte, war für mich bestimmender, befreiender, als was ich je vernommen; denn er lehrte mich ein früh Geahntes, herrlich Verkündetes, grausam Verschüttetes und nun wieder sehnlichst Gesuchtes (und im Grunde immer heimlich Gewußtes) stoffhaft begreifen. War es ein Tribut an das Zeitalter des Naturalismus, daß die Gedanken, Gesichte und Verheißungen unserer großen Denker, Dichter und Propheten jetzt erst die überwältigende Kraft der Wahrheit für mich gewannen, da sie sich nicht als Dichtung, nicht als ein spekulativ Errechnetes gaben, sondern als Ergebnis genetisch exakter Forschung auf Grund sichergestellter anatomisch-physiologischer Tatsachen, als die unmittelbare Kundgebung des lebenden Organismus? Ach, es war wohl das alte Amfortasschicksal, das sich an uns durch eine unreife, seicht aufklärerische Naturwissenschaft so bitter um die idealen Güter Beraubten vollzog: die Lanze, die die sehrende Wunde beigebracht hatte, mußte sie wieder heilen. Dieser Mann, der, ein Kind des Materialismus, eines Tages ausgezogen war, um die menschliche

Maschine zu erforschen, und dem schließlich die inbrünstig und geduldig befragte Materie das Geheimnis ihrer Seelenhaftigkeit anvertraute und die erforschte Maschine das Geheimnis der ihr innewohnenden, alles Mechanische verspottenden schöpferischen Kraft, dieser durch die stoffliche Wirklichkeit zur geistigen Wahrheit gedrungene Mensch war wohl zur rechten Parzivaltat bestimmt. Und sein Wissen stammte ja nicht allein aus dem Laboratorium: auch aus der tausendfachen Erfahrung des Leidens, der Krankheit, des Todes und der Heilung hatte er die Lehre vom aufbauenden, der Vervollkommnung und der ewigen Dauer in der Wandlung zudrängenden Lebenswillen empfangen, hatte auch im Abbau das Gesetz, im Chaos den Sinn der Ordnung, in der Krankheit den Willen zur Gesundung, im Stückwerk den heimlichen Drang zur Ganzheit erkannt. Und in der Zweiheit, die andere nur als Zwiespalt verstanden, sah er die unendlichen Übergänge, fruchtbare Wechselwirkung und das Gemeinsame von Ursprung und Ziel.

Aber die lebendige Bewährung des Erkannten, wie es um einen steht, der es vermag, den Stufengang der Instinktformen folgerichtig zu durchlaufen und so den natürlichen Weg immer wieder darzuleben, wie ein solcher, vorstrebend und doch im Ganzen beruhend, unablässig und ohne Bruch in immer größeren Reichtum emporwächst und zu einer Gesundheit und inneren Freudigkeit gelangt, gegen die das äußere Schicksal seine Macht nach

und nach verliert, und wie auch das Alter einen solchen den natürlichen Auftrag erfüllenden Menschen trotz den Erscheinungen körperlichen Niederganges zu verklären und zu einer letzten seelischen Vollendung zu führen vermag, das sollte Constantin von Monakow an sich selber erleben. Damals freilich, als er in begeisterter Vorschau die Schrift über Gefühl, Gesittung und Gehirn hinwarf, war er noch nicht so weit, wohl aber zur Zeit, als ich sie, die mir mein Eigensinn so lange vorenthielt, vernahm. Da stand der Meister schon neben mir, und so konnte es nicht anders geschehen, als daß ich vielfach zwischen den Zeilen las.

Er selber war zu dieser Zeit weit über die Tage von Chésières und jene für sein Leben epochale Arbeit hinaus, die er als Anbahnung der Lehre der biologischen Psychologie auf Grund der Entwicklung und Rückbildung des Zentralnervensystems wertete. Dem wissenschaftlichen Ausbau dessen, was er im kühnen Wurf dieser Schrift mitgeteilt und angesponnen hatte, waren in der Hauptsache die Forschungen des folgenden Jahrzehnts gewidmet, die er schon unmittelbar nach der Rückkehr aus Chésières aufgenommen hatte. Hierher gehören die von ihm und seinen Schülern mit großem Eifer betriebenen klinischen, physiologischen und anatomischen Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen der Welt der Drüsen und Säfte und der Neurose. Stufen auf diesem Wege bezeichnen seine Arbeit „Schizophrenie und Plexus chorioidei“, in der er eine vielverbreitete Form der

Seelenkrankheit mit der fehlerhaften Funktion gewisser drüsiger Gehirnteile in Zusammenhang brachte, deren Bedeutung als einer Art Filtereinrichtung, als Blut- und Säfteschranke, er erkannt hatte, sowie verwandte Studien über andere Krankheitsformen wie Dementia praecox und Hysterie.

Während er solchermaßen bestrebt war, einerseits immer tiefer einzudringen in die vielfältigen Beziehungen der fast unergründlichen zellenstaatlichen Organisation im Innern des „Riesenprotoplasma Mensch", drängte es seinen Geist anderseits zur Erfassung der Zusammenhänge im Großen, drängte ihn vor allem auf die Spuren jener vernommenen Urkraft, die das Geschöpf in sich reich macht und eint und das Geeinte wiederum der Ganzheit des Weltgeschehens einfügt.

In den Papieren von Chésières steht der Satz: „Leben heißt aus der Vergangenheit schöpfen, der Gegenwart angemessenen Inhalt geben und die Zukunft sichern. Das Leben ist ein zyklischer, den Höhepunkt und das Ende nach mannigfachen Perioden und Wiederholungen von Einzelleistungen erreichender Prozeß, welcher der Urbolie respektive der Mneme unabwendbar gehorcht." Aber am Rande des Blattes steht, in späterer Zeit mit Rotstift beigefügt, neben den Bezeichnungen Urbolie und Mneme das Wort „Horme". Diese drei Wörter verbildlichen Monakows damalige Bemühungen um Erfassung und Bezeichnung jener schöpferischen Urtriebkraft, die er als ein der Materie Innewohnendes, von ihr Untrennbares erkannte,

als Grundeigenschaft des Protoplasmas, zugleich als dessen Ursprung, als Ursprung aller Entwicklung und Gestalt, als Ursache dieses ganzen Weltgeschehens.

Die Tatsache, daß das Individuum, ob es auch durch die Geburt scheinbar aus dem Verband der Ganzheit ausscheidet, vereinzelt und örtlich vom andern getrennt, doch zeitlich durch ungezählte Wechselbeziehungen mit dem Ganzen untrennbar verbunden ist, und zwar nicht allein gegenwärtig, sondern auch geschichtlich mit Vergangenheit und Zukunft verbunden, dank der unbewußten Gedächtniskraft der lebendigen Substanz, der wunderbaren Fähigkeit der Zelle, empfangene Reize dauernd aufzuspeichern und bei Gelegenheit zum Austrag zu bringen: das Rätsel der Weltverbundenheit war es, das Monakow in jenen Zeiten eindringlich beschäftigte. Überdies war ihm in den Tagen der großen Erschütterung und der Weltflucht das Urphänomen der Allkraft zum ergreifenden persönlichen Erlebnis geworden. Die frühen Morgenstunden im Wald und vor allem die Abgeschiedenheit von Chésières waren reich gesegnet von jenen erhabenen Augenblicken, wo die Urkraft aus ihrer geheimen Werkstätte, aus den jenseits der Bewußtseinsschwelle liegenden dunkeln Schlaf- und halberhellten Traumtiefen empordringt ins Wache und sich — Auswirkung der höchsten Triebe — in unserem Bewußtsein spiegelt als Unendlichkeitsgefühl, als Gefühl der Allverbundenheit und Gottesnähe.

Zwar dachte Monakow nie daran, die geheimnisvolle Kraft, „deren Natur und Wesen ein unlösbares Rätsel darstellt“, begrifflich zu fassen, vielmehr hat er zu jeder Zeit aufs entschiedenste die Grenze unserer Erkenntnisfähigkeit in dieser Richtung betont, das Unvermögen des Geschöpfes, den Akt der Schöpfung, die unendliche Ereigniskette, deren Endglied es darstellt, zu verstehen, als Gewordenes und ewig Werdendes die eigene Werdung zu rekonstruieren. Ja, die Ehrfurcht vor der Unerklärbarkeit jener letzten Urgründe erschien ihm als notwendige Voraussetzung jeder ehrlichen und fruchtbaren wissenschaftlichen Forschung, und als der Siebzigjährige seine magistrale Rückschau über die fünfzig Jahre Neurologie, die er miterlebt und mitgestaltet hatte, in einen mutigen Protest gegen Dubois Reymonds verhängnisvolles „Ignorabimus“ ausklingen ließ, faßte er ihn in das Wort zusammen: „Wir wissen und wir werden wissen! Indessen nur insofern, als wir die Fragestellung in unserem Forschen richtig zu handhaben verstehen und das unbekannte X aus der Diskussion ausschalten.“

Allein, schon aus praktischen Gründen mußte er darauf bedacht sein, jener unergründlichen Kraft einen einigermaßen bezeichnenden, nicht zu verwechselnden, nicht durch den Alltagsgebrauch gefärbten oder verwaschenen Namen zu geben. Das Wort „Urbolie“, Urwille, konnte ihm wohl nicht genügen, da es zu sehr dem menschlich alltäglichen Vorstellungskreis angehört, und das

von dem großen deutschen Forscher Semon als Inbegriff der in der organischen Substanz aufgespeicherten Reize geprägte Wort „Mneme“, womit das Zellen-, das individuelle, das Stammesgedächtnis genannt wird — all das, was den Erscheinungen der Erinnerung, der Assoziation, der Vererbung zugrunde liegt — diese Bezeichnung verriet zu wenig vom aktiven Charakter jener Kraft, ging doch Monakow darauf aus, die Semonsche Lehre in biologischem, entwicklungsgeschichtlichem Sinne auszubauen, indem er die statische Vorstellung eines festen, dauernd haftenden Erinnerungsbildes ersetzte durch die dynamische eines fließenden, sich stetig weiterentwickelnden Vorganges in der Hirnsubstanz, einer Beladung der Nervenzellenkomplexe mit Reizspuren, die je nach der Erregungsquelle sich verschieden auswirken und zu neuen, im voraus nicht bestimmbaren Synthesen vereinigen können.

Erst nach Vollendung seiner Schrift über Gefühl, Gesittung und Gehirn, in der Stille seiner „Bauernzeit“ fand Monakow die ihn befriedigende Prägung in einem Worte, das vor allem den tuenden, zur Bewegung anregenden, unablässig vorwärtstreibenden Charakter jener Kraft bezeichnet, in dem griechischen Ausdruck „H o r m é“. Aber erst nach Jahren emsigen Forschens und Nachprüfens gelangte das Wort zu der Erfülltheit und Bedeutung, die ihm in der Wissenschaft zukommt. Heute versteht man unter der Monakowschen Horme dieses:

Sie ist die Grundeigenschaft, die potentielle Energie des lebenden Protoplasmas. Jede frei lebende Zelle, jeder nervöse Apparat, das fertige Einzelgeschöpf haben ihre Horme. Sie ist die unablässig treibende Kraft, und durch ihre Fähigkeit der schöpferischen Anpassung an die das Leben sichernden, der Abwehr der es schädigenden Mächte wird sie zur Leben erhaltenden und Leben steigernden Kraft. Sie umfaßt alle genetischen Kräfte, und sie ist unbegrenzt schöpferisch; denn sie wirkt im Sinne fortschreitender Bereicherung, und nie schafft sie zweimal dasselbe. Und sie ist schöpferisch in einer vorschauenden, im höchsten, menschlich nicht faßbaren Sinne zweckhaften Weise; denn sie pflegt, weit über die Gegenwart hinausgreifend, Zukünftiges vorzubereiten, indem sie etwa die für eine Leistung notwendigen Werkzeuge im Organismus schafft, lange bevor dieser reif geworden ist für jene Leistung. (Was wissen wir, ob nicht Organismen in uns, deren Bestimmung wir nicht erkennen, bereits Leistungen eines späteren, höheren, vollkommeneren Geschöpfes vorbereiten, das den Menschen einst ablösen wird?) Ihr erkennbares Ziel ist Sicherung und Vervollkommnung des lebendigen Geschöpfes in sich selbst und in seinen Nachkommen bis in die fernste Zukunft. Zur Erreichung dieses Zieles bedient sie sich jener in weiser Stufenfolge reifenden Kräfte, als deren Mutter Monakow die Horme bezeichnet und die er nun, um ihre Herkunft schon im Namen klarzumachen, auf der tiefen, unbewußten Stufe

„Hormeterien“, auf der höhern, bewußten „Noohormeterien“, geistig verarbeitete Instinkte, nennt. Denn auch die einzelnen Instinkte haben ihre Biologie, ihre Entwicklung: aus dem blinddumpfen Urtrieb bilden sich die der unmittelbaren Gegenwartsforderung entsprechenden, meist noch objektlosen Hormeterien und schließlich die in ihren Zielen abgeklärten, auf die nahe und fernste Zukunft eingestellten Noohormeterien. Auf allen ihren Entwicklungsstufen aber dienen die Instinkte derselben Aufgabe: das Individuum in seiner Einzigkeit zu sichern, auf Grund seiner Einmaligkeit es auszubauen und es zugleich über sich selbst hinauszuführen, seine Grenzen im Örtlichen und Zeitlichen zu erweitern nach dem Andern, nach der Zukunft hin, ins Unbegrenzte, um ihm dermaßen ewiges Leben zu sichern.

Und wenn man nun diese Kraft beim Werke sieht, wie sie das Geschöpf Schritt für Schritt über seine Schranken hinausdrängt, durch den Trieb für die Erhaltung der Art dem ergänzenden Wesen des andern Geschlechtes zu und von da in immer weitere Bezirke der Gemeinschaft bis in die grenzenlosen des Kosmischen und sich solchermaßen dieser Weg letzten Endes als die schrittweise Sublimierung des Liebestriebes dartut — aus der Ichliebe zur Du-, zur Wir-, zur Menschheits-, zur Weltliebe — muß man da nicht die individuelle Horme als Urkraft der Liebe bezeichnen? Es ist aber diese individuelle Horme ein Teil der Welthorme, aus ihr herströmend, in sie zurückstrebend,

ein Teil jener allschaffenden, allwissenden Kraft, die der ahnende, aus den Urtiefen des Unbewußtseins geleitete Mensch mit dem unfaßbaren, alles umfassenden Namen Gott nennt.

Auf einem Kalenderblatt für die Gattin hat Monakow selber diese Definition gegeben: „Die Horme ist nichts anderes als die Aktivität des Weltalls (Welthorme), in welchem wir Menschenkinder hochorganisierte, notwendige Bestandteile sind. Als solche sind wir zeitlich und teilweise auch räumlich — bei freier Beweglichkeit — untereinander eng verbunden, wir bilden e i n Band mit den Tieren und Pflanzen, auch mit nichtorganischen Körpern, in welch letztere wir ja nach dem Tode übergehen ... Großartig ist unbestritten der Gedanke, daß uns ein untilgbares zeitliches Band nicht nur mit unseren Vorfahren und Nachkommen (Kontinuität des Kleinplasmas!), sondern auch vor allem mit der ganzen übrigen organischen Welt verbindet."

Nun erkannte er aber an der individuellen Horme noch eine Eigenschaft, die ihm wunderbarer als alles andere erschien und so bedeutend, daß er ihr einen besondern Namen gab, obschon auch sie nur ein Wirkungsmittel der einen Kraft bedeutet, und er nannte sie mit einem griechischen Worte, das einen ähnlich geheimnisvollen, an Wissen und Weihe anklingenden Sinn hat wie unser deutsches „Gewissen", aber nicht mißbraucht und zerdeutet ist wie dieses: S y n e i d e s i s.

Am mißbildeten und kranken Organismus hatte

sich ihm zuerst diese Kraft offenbart, deren unablässiges, unbeirrbares Walten darauf ausgeht, die natürliche Abwicklung des von der Horme vorgeschriebenen Lebensprogrammes zu sichern, das Geschöpf gegen die Schädigungen von außen und innen zu schützen und vor allem immer wieder vorbeugend und ausgleichend jenen Störungen im hierarchischen Gleichgewicht der Instinkte entgegenzuwirken, die sich notwendig aus den unendlichen Zusammenstößen zwischen den verschiedenen Trieben ergeben müssen; ist doch das ganze menschliche Leben beherrscht von dem schicksalshaften, jeden Augenblick die Entscheidung fordernden Konflikt zwischen den unser unmittelbares Gedeihen angehenden Instinkten und jenen höheren, die der Zukunft dienen, zwischen dem eigenen Wohlergehen und dem der andern Geschöpfe, deren Gesamtheit wir eingefügt sind. Weil diese Kollisionen im Vordergrund des krankhaften Geschehens stehen, läßt sich an ihm auch in erster Linie das Wesen der Syneidesis, des biologischen Gewissens erkennen. Und sie erweist sich als der rechte innere Kompaß: auf allen Stufen des Unbewußten macht sie sich geltend, unter unendlichen Formen der Autoregulation, der Kompensation, der Wiedergutmachung; aber im Bewußten wird sie zu jener unbestechlichen innern Stimme, die in den Lebenskonflikten des reifen Menschen den Ausschlag geben will.

Ihre vorschauend ausgleichende Kraft bekundet die Syneidesis im Walten des formbildenden In-

stinktes, wenn sie etwa bei niedern Wirbeltieren einen verstümmelten Organismus wieder zu einem Ganzen macht und fehlende Glieder ersetzt oder wenn sie in einem durch Keimschwäche verkümmerten menschlichen Gehirn die für das unmittelbare Leben wichtigsten Teile auf Kosten anderer von geringerer vitaler Dringlichkeit überentwickelt, um auf diese Weise ein noch Lebensfähiges zu schaffen. Alle die wunderbaren Verteidigungsprozesse in unserm Organismus, als die sich auch manche Krankheitserscheinungen, wie etwa das Fieber, enthüllt haben, sind Ausdruck vom geheimnisvollen Walten dieser Kraft; vor allem aber hat Monakow dem Wesen und Walten der Syneidesis in jenen Krankheiten nachgespürt, die man als Krankheiten der Seele bezeichnet. Bei all jenen Störungen, die er unter dem Begriff des Abbaues zusammenfaßt — im Sinne eines Auseinanderfallens in die genetischen Bruchstücke im Physiologischen wie im Psychischen — macht sie sich geltend als die Kraft, die darauf dringt, vitale Irrwege wieder gut zu machen. Und zwar erweist sie sich bei jenen die Welt der Empfindung und Orientierung betreffenden Störungen, die auf faßbare Defekte im Zentralnervensystem, auf Verletzungen, auf Unterbrechungen in der nervösen Substanz zurückgehen, als synthetische Kraft, als die weise Baumeisterin, die heile Steine zu einem neuen Ganzen zusammenzufügen und so die Funktion wiederherzustellen vermag. So kann es geschehen, daß dem Gelähmten wieder der Gebrauch

der Glieder zurückgegeben wird, daß die verlorene Sprache, das gestörte Erkennungsvermögen sich wieder einstellen und daß der durch Gehirnverletzung Erblindete wieder sehend wird. Unendlich vielgestaltig aber ist ihr Wirken auf dem Gebiet der eigentlichen Seelenkrankheiten, der Neurosen und Psychosen, die Monakow vornehmlich auf Störungen im Säftehaushalt des Organismus zurückführte, auf fehlerhafte Zusammensetzung der das Zentralnervensystem beeinflussenden Nervensäfte, zu denen das Blut gehört, die Lymphe und der Gehirn und Rückenmark umspülende Cerebrospinalsaft. Den Ursprung der zumeist als Störungen des psycho-biologischen Gleichgewichts anzusehenden Neurosen und Psychosen sah Monakow in gehäuften Antastungen des Instinktlebens — sei es, daß diese von außen kommen oder innerlich stattfinden — in Abweichungen von jenen wichtigen Lebenszielen, die dem Gedeihen des Geschlechts förderlich sind.

Die unendlich komplizierte Geschichte der Seelenkrankheiten erzeigt sich letzten Endes als die Geschichte des Widerspiels der die Instinktwelt gefährdenden und ihren hierarchischen Aufbau störenden und auflösenden Mächte und der unablässig auf Wiederherstellung der natürlichen Ordnung dringenden Syneidesis. Welche Mittel sie gebraucht, um die gefährdete Ordnung zu retten, die zerstörte wiederherzustellen, welch sonderbare Wege die immer wieder Zurückgestoßene sucht, um dennoch ihr Ziel zu erreichen (denn nicht nur

siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal verzeiht die Allerbarmende dem Fehlbaren), all diesen Dingen hat Monakow mit der Subtilität seiner wissenschaftlichen Methoden und menschlichen Beobachtung nachgespürt: Wie sie den, der die tiefern biologischen Interessen verrät, warnt, erst mit Mißgefühl, Ekel und — bei erneutem, fortgesetztem Ungehorsam gegen die Warnstimme — mit Niedergeschlagenheit, Angst, Schwermut bis zur Neurose und Psychose. Wie sie im Notfall zu Gewaltmitteln greift — Hilfe um jeden Preis! — und den gesamten Organismus aufruft, die Mitarbeit auch jener Teile erzwingend, die, von lange her geschwächt, nicht mehr tauglich sind, was zur Krankheit führt (die Psychoneurose selbst stellt eine unvollkommene Form der Kompensation dar). Wie sie, selber im Kern getroffen — denn da die Syneidesis morphologisch bedingt ist wie jede Kraft, muß eine Kränkung der Morphe auch in ihr sich auswirken, sofern es Teile trifft, die ihre natürliche Komponente darstellen — wie sie auch gemindert und verletzt doch niemals ganz verstummt („Immer wieder pocht sie an; das ist wie ein Wurm, der bewegt sich, auch wenn er in Stücke gehauen ist"), wie sie mit unvollkommenen Kräften noch zu retten sucht. Wie sie aber auch den, der, ihrer Weisung folgend, die natürlichen Ordnungen erfüllt und durch Selbsterziehung sich ihr gefügig macht, wie sie den Gehorsamen belohnt mit Wohlgefühlen, mit glückhaften Augenblicken, die — häufiger und häufiger werdend — sich im

reifen und alten Menschen zu jener Zuständlichkeit verdichten können, die man als Lebensfreude bezeichnet. Wie sie solchermaßen den Grund menschlichen Glückes, aber auch die Basis für jeden Heilvorgang darstellt (und auch wohl für jeden Heilsvorgang, wie etwa im Falle der plötzlichen Bekehrung vom Genußmenschen zum Heiligen, wo ein starkes Erlebnis ihrem lange vorbereitenden Werke zum Durchbruch hilft und wo eine hypertrophisch gewordene niedere Instinktform plötzlich durch eine höhere abgelöst und beherrscht wird), wie überhaupt alles Heil- und Arztwerk letzten Endes in nichts anderem besteht als in der Unterstützung und Stärkung jener Kraft gegenüber den Lebenssünden des unbewußten Organismus sowohl wie des bewußten Geschöpfes.

Und tief ist Monakow jenen Dingen nachgegangen, die der Syneidesis entgegen sind: die Suggestion, besonders in der Form der Massensuggestion, der Mode, jener gewaltsamen, meist nahzieligen Bewegungen von außen, die das Geschöpf aus der natürlichen Strömung seiner Horme abzudrängen suchen und es hineinreißen ins künstliche Bett ihrer trübflutenden Kanalgewässer; die Leidenschaften, die als stürmische Überwucherung eines einzelnen Triebes die Hierarchie der Instinktwelt durchbrechen und schließlich deren Auflösung zur Folge haben können, und die Süchte, meist als Fluchtversuche vor der Warnstimme der Syneidesis zu verstehen, verzweifelte Anstrengungen, die innere Leere und wachsende heimliche

Qual durch fortgesetzten Reizzuwachs zu betäuben — gelegentlich bis zur Erschöpfung der Erfolgsorgane, bis zum körperlichen und geistigen Zusammenbruch. Unzählige Formen kann diese, der inneren Unstimmigkeit entstammende Reizsucht annehmen, dieses heftige Begehren nach den kurzlebigen Freuden, die, ohne innere Füllkraft, bald erschöpft, stete Erneuerung und Steigerung erheischen: alle Arten leidenschaftlicher Sinnenbegehr, aber auch Machtgier, Besitzgier, Erfolg- und Ruhmsucht gehören dazu sowie die Leidenschaft des Gewohnheitsverbrechers, vor allem aber das Verlangen nach der leicht erreichbaren Aufpeitschung und Betäubung durch Rausch- und narkotische Gifte.

Wenn Monakow durch Erfahrung des menschlichen Leidens ein so überzeugter Gegner aller Narkotika (er selber brauchte niemals Schlaf- oder auch nur schmerzstillende Mittel, und auch in seiner Praxis suchte er immer mehr ohne diese auszukommen), wenn er ein Bekämpfer des Alkohols geworden ist, so nicht nur deshalb, weil der übertriebene Genuß von Rauschgiften die Gesundheit unmittelbar schädigt, sondern vor allem, weil jene Gifte die Wirksamkeit der Syneidesis herabsetzen, diese selbst mit der Zeit schwächen und somit den Organismus in seinem Herzpunkt treffen: wie soll nun einer den Weg finden durch das ungeheure Wirrsal des Lebens zwischen den unendlichen Bestürmungen und schädigenden Angriffen von außen und innen, wenn er jene Stimme,

die allein ihm den Weg zeigen kann, zum Verstummen bringt? Ist er nicht, wie einer, der, von Räubern bedroht, die Wächter an den eigenen Toren in Fesseln legt, oder wie ein Segler auf hoher See, der seinen Kompaß zerschlägt!

Aber auch wer die Rauschgifte nicht zu Beschwichtigung und Betäubung der warnenden Naturstimme und also zur Lähmung der natürlichen Heilkraft gebraucht, sondern sich des Alkohols nur in harmloser Weise zu Antrieb und Befeuerung bedient, auch er wird zum Betrüger an sich selbst; denn wie die geheimnisvollen Kräfte der Führung und Heilung nicht von außen her über uns walten, sondern dem Wunderbau unserer Körperlichkeit eingefügt sind, so gehört es auch zu den Fähigkeiten des Organismus, durch Erzeugung rätselhafter, unser Blut überschwemmender Stoffe (der Chemiker nennt einige davon mit Namen) in sich selbst den Funken der Begeisterung zu entzünden, jene rauschhafte, unser ganzes Wesen erfassende, durchflammende, uns über uns selbst emporreißende Freude, die wir alle aus unserer reinen und heiligen Jugend kennen, die aber so wenigen treu bleibt im Wirrsal des Lebens, daß man ihr Versiegen geradezu gleichsetzt mit dem Begriff des Altwerdens. Allein, es liegt nicht am Alter, ist es doch oft gerade die Fähigkeit zur Freude und Begeisterung, was Großeltern und Enkel über die betriebsamen Eltern hinweg zusammenführt, und Menschen gab und gibt es —alle wahrhaft schöpferischen, alle echten Künst-

lernaturen gehören dazu — die jene Kraft der Begeisterung, jenen Enthusiasmos, den Platon als ein Urbedingnis wahren Dichtertums bezeichnet, bis ins hohe Alter nie verloren.

Nein, nicht die Jahre — die Urfeinde aller lebendigen Kraft sind es, die auch diese wunderbare mindern und schließlich zum Versiegen bringen können: Mißbrauch und Vernachlässigung. Wer künstlich von außen her dem Organismus zuführt, was er aus sich selbst zu schaffen befähigt ist, der schwächt die natürliche Kraft durch Nichtbeanspruchung, wie sie jener durch Ausnutzung schädigt, der jederzeit und willkürlich von ihr erzwingen will, was sie nur gnadenhalber in besonders gesegneten Stunden schenkt und nie ganz ohne unser Zutun. Eine atemspendende Fermate in der Flucht der Ereignisse, im unablässigen Kampfgang des Lebens einen Augenblick des Einklangs mit sich selbst, mit dem Andern, mit dem Ganzen — das bedeuten jene hohen Stunden, und Schönheit, Liebe, Religion sind drei Namen für tausend Quellen jener Freuden, denen unser Organismus aus der Wunderkraft seines Säftestromes die flammende Zustimmung gibt.

Aber alle diese hohen Augenblicke, Sonnen des Daseins, ohne die unser Leben zu Nachtwandel und Höllenfahrt würde, sie müssen verdient werden in den Zeiten des Darbens, der Sehnsucht, des Kampfes. Deshalb ist keiner ärmer an Freude, als der, dem die Mittel zur raschen Befriedigung jedes Verlangens nie fehlen, und keiner ärmer an Be-

geisterung, als der, dem ein vorgeordneter, mit Behaglichkeit gepolsterter, mit leicht zugänglichen Genüssen versüßter Alltag jedes Gefühl des Ungenügens und der Sehnsucht erstickt. Und eigentlich sind die Bequemlichkeits- und Vergnügungseinrichtungen unseres modernen Lebens die rechten Mörder der wahren Freude, und wäre die schaffende, ewig schöpferische Natur nicht eine solche Wundertäterin — jedes lebendige Fäserchen in uns so viel wunderbarer als alle Wunder der Technik und tausendmal klüger als sie —, längst wäre die Fähigkeit zur Freude hinweggestorben aus unserem stumpf gewordenen Blute. Allein, so fügt es die gute, geduldige, unablässig Verwandlung schaffende Mutter, daß der Unreine rein, der Beschmutzte wieder sauber werden kann, und Übersättigung kann zur Askese führen und Mißbrauch versiegen in der Erschöpfung. Krankheit wird zum strengen Helfer der Gesundung, und Irrwege können zu Umwegen werden, Flucht zu Heimkehr — solange jene geheimnisvolle Kraft selbst, jener innere Freund noch nicht erschüttert wurde durch die Sünden unserer Lebenstorheiten; wenn aber die Syneidesis in ihrem Kern getroffen wird — und sie muß es werden, wenn sie allzulange verachtet, verdrängt und mit künstlichen Mitteln zum Schweigen gebracht wurde — dann freilich gibt es kein Entfliehen mehr aus dem Verhängnis, das wir uns selbst bereitet und das allein jenen Namen verdient, mit dem man fälschlicherweise den gesetzhaften Übergang aus dem Selbst ins All nennt:

Tod; denn wer die innere Stimme verleugnet und betäubt, der bringt in die Wahrheit der Natur die Lüge, und Lüge im Bereich des Natürlichen tötet.

Es war nicht einfach der Zug der Zeit, der Monakow in die Abstinenzbewegung zog, es war eigene Erfahrung, die ihn Schritt für Schritt auf diesen Weg drängte: die bittere Enttäuschung, die der junge Student bei jener Naturforscherversammlung in Wiesbaden erlebte, als er am Schlußbankett die Männer der Wissenschaft, zu denen er verehrungsvoll aufgeblickt hatte, in den kindischen Roheiten eines Gelages sich selbst entwerten sah, dann die schlechten Eindrücke, die er während seiner kurzen Zeit in jenem Studentenkorps von den Trinksitten seiner Kommilitonen empfing (unter seinen Papieren liegt ein Blatt, wo er später die Lebenswege jener Trinkbrüder verzeichnete, die fast alle früh und übel endeten), und als tiefe Kränkung empfand er es, als er in seiner Münchener Zeit mit ansehen mußte, wie selbst bedeutende Menschen unter dem Einfluß des Alkohols würdelos wurden und er solches auch an seinen als Künstler von ihm verehrten Duzfreunden Heinrich Leuthold und Adolf Stäbli erlebte. Zeitlebens lagen ihm diese beschämenden Bilder auf und wurden ihm zur Erklärung mancher Züge im Wesen der beiden Männer: „Der Spiegel ihrer armen, erniedrigten, gebeutelten Seelen erscheint in ihrem Werk, in Stäblis immer wiederkehrenden windgepeitschten, düsteren Gewitterlandschaften, in Leutholds Sprüchen der Weltverachtung.“ Vor

allem aber waren es die Erfahrungen des Psychiaters, die Monakow wie Bunge, Forel und Bleuler zum Alkoholgegner machten. Zwar hat er nie öffentlich in dieser Angelegenheit gesprochen. Die Apostelrolle paßte ihm nicht, und vom Predigerwort erwartete er wenig; allein in seinem Hause, das sich doch festlicher Gastlichkeit so gerne öffnete, gab es keine geistigen Getränke; dem hatten sich auch die Gäste zu fügen, und als in seiner letzten Zeit ein alter Jugendfreund sich über Monakows jahrzehntelange Abstinenz lustig machte: „Wieviel Freuden hast du dir entgehen lassen in all den Jahren!", da lächelte dieser: „Die Freuden, die ihr euch kauft, schenkt mir meine Natur ganz von selber und ohne Zwischenhändler."

Der andere mochte dieses Wort als Scherz auffassen; in Wahrheit rührte es an Monakows Lebensgeheimnis. Nirgends sonst liegt das Wunder seiner unversieglichen Lebenskraft und unverbrüchlichen Lebensfreude tiefer begründet als in dem unbeirrbaren Gehorsam seiner Natur — der instinktiven wie der bewußten — gegen jene Macht, die er als Erster mit Namen nannte. In diesem Gehorsam wurzelt seine Selbsttreue, die ihm durch alle Wirrnis seines verwickelten Daseins zum untrüglichen Wegweiser wurde, sein Widerstand gegen die Beeinflussung von außen, gegen die allmächtige Suggestion des Zeitgeistes und der Mode, der sich so wenige entziehen, und daß er nie, weder im Beruflichen noch im Menschlichen, der Gefahr der Einseitigkeit verfiel. Immer wieder fand er den

Weg vom Einzelnen ins Ganze, so daß keine seiner Kräfte verkümmerte, aber auch keine sich ins Übermaß steigerte und erschöpfte. Seine Vielseitigkeit, das Strömende seines Wesens wie das wundervolle Maß, die Triebsicherheit wie die geistige Beherrschung verdankte seine Natur ihrem Gehorsam gegen die Syneidesis. Und hier auch wurzelt seine unerhörte Jugend, die ihm von Zeit zu Zeit immer wieder neuen Aufschwung schenkte, Jugend, die dem Sechsundsiebzigjährigen noch aus den Augen flammte, ihn noch in Zorn und Freude und Begeisterung entbrennen, noch in Andacht vor den ewigen Rätseln erschauern ließ, diese Jugend, die seinen erfahrungsreichen Gelehrtenhänden den kindlichen Zug bewahrte und seinem weisen Herzen die Fähigkeit zartester Gefühle, die in seinen späten Schriften die schlichte Sachlichkeit mit heimlicher Glut durchwirkt und die ihn in seinen letzten Aufzeichnungen zu dem Bekenntnis drängte: „Ich fühle in mir trotz des vorgerückten Lebensherbstes noch schöpferische Kraft, und Gefühle, die für die Jugend charakteristisch sind, sind mir auch heute nicht fremd." Sein junges Herz war es, das ihn das ergreifende Wort von der „herbstlichen Wonne" finden ließ.

Nur einmal, um die Zeit des sechzigsten Geburtstages, hatte ihn so etwas wie Wehmut des Alterns berührt — oder war es Vorahnung der Weltkatastrophe? Aber diese Erschütterung erhob ihn auf einen neuen geistigen Plan, und der siebzigste Geburtstag war für Constantin von Monakow kein

Tag der Wehmut, sondern ein Tag der Ernte und Freude. Ganz heimlich und ohne daß er eine Ahnung davon hatte, war die Geburtstagsfeier im Zusammenhang mit einer Tagung der Schweizerischen neurologischen Gesellschaft in Zürich gerüstet und die Festschrift vorbereitet worden: ein imposanter, von Monakows einstigem Assistenten, dem bekannten Neurologen Otto Veraguth redigierter Band, in dem Gelehrte aus aller Welt sich zur Huldigung an den Altmeister ihrer Wissenschaft zusammentaten. Die Überraschung gelang prächtig; das Fest, wie es zu Monakow gehörte, würdig und traulich zugleich, eine glänzende Demonstration der Wissenschaft wie eine herzliche Angelegenheit der Freunde, der Schüler und der Familie: ein echtes Freudenfest, das den Gefeierten eigentlich überwältigte und mit einem wahren, fast kindlichen Jubel erfüllte. Nachher freilich erhob er in einem Tagebuchblatt den Warnfinger gegen sich: „Mißtraue der Blase Ruhm, alter Constantin! Der wirkliche Gelehrte kennt seine menschlichen Schwächen selber vortrefflich und wünscht nicht, daß seine Einfachheit überstrahlt werde durch glänzenden Schein.“ Und wenn auch die Erinnerung an jenes Fest ihren Glanz nie verlor, später nannte er doch als das schönste Geschenk des Tages den Beitritt seiner sämtlichen Angehörigen zur Vereinigung für den Völkerbund und erklärte jenen Augenblick als den glücklichsten und ergreifendsten, als ihn seine Tochter Else im heimlich erlernten Russisch begrüßte und ihn auf

einmal die lange entbehrte Muttersprache aus dem Munde des geliebten Kindes anrief.

Übrigens hat die wertvollste Gabe zum Feste er selbst beigesteuert in der Vorlesung, die er am Vortag der Feier und, von dieser noch nichts wissend, vor der Gesellschaft der Neurologen hielt, einem Überblick über die „Fünfzig Jahre Neurologie", die er miterlebt hatte. Eine meisterhafte Orientierung über die Entwicklung dieser jungen Wissenschaft, charakteristisch für Monakow durch die großzügige Anlage, durch die feinfingerige Genauigkeit der Darlegung, durch den freimütigen wissenschaftlichen Optimismus bei aller wissenschaftlichen Behutsamkeit und durch den feinen Takt der echten Gelehrtenbescheidenheit, die es ihm möglich machte, dieses Gebiet, auf dem er selbst mächtig mitgearbeitet, wo er oft Wegbereiter, Entdecker, Führer gewesen, zu behandeln, ohne neben der vielfältigen Beleuchtung der Taten anderer seine eigenen Leistungen namentlich als solche zu bezeichnen. Dieselbe prachtvolle, das eigene Verdienst zurückdrängende Liebe zur Sache bekundet sich hier wie etwa in jener Antwort, die er einem gab, der sich darüber empörte, daß so viele von Monakows wissenschaftlichem Gute zehren, ohne ihn zu nennen: „Um so besser; das zeigt, daß meine Entdeckungen und Erkenntnisse sich bewährt haben und Allgemeingut geworden sind."

Der siebzigste Geburtstag bezeichnet in Monakows Leben keinen Abschnitt, nicht einmal einen

Einschnitt, bloß eine heiter festliche Station, die die Fahrt nicht unterbrach noch störte, sondern befeuerte. Der Abschluß kam erst einige Jahre später, als seine dritte große Schaffensperiode wie die beiden vorhergegangenen in einem zusammenfassenden literarischen Werk ihre natürliche Vollendung fand und er fast gleichzeitig die akademische Tätigkeit, die er als Honorarius auch nach dem Siebzigsten weitergeführt hatte, schloß. Mitten im Schaffen, ungeschwächt und voller Pläne betrat er das achte Jahrzehnt, das noch drei entscheidende Aufgaben für ihn in Bereitschaft hielt: ein großes Werk, einen schweren Kampf, den schwersten Verlust.

Die Aufgabe, die sich Monakow in dem kühnen Entwurf seines Traktates über Gefühl, Gesittung und Gehirn selbst gestellt, hatte er in zehn Jahren unermüdlicher Forscherarbeit erfüllt unter Mithilfe des Schicksals, das ihm immer wieder das bedeutende, seinem Vorhaben dienende wissenschaftliche Material in die Hände spielte. Die so entstandenen Arbeiten, die, wenn auch verschiedenen Gebieten angehörend, doch in einem wichtigen Punkte sich trafen, drängten zur summierenden Darstellung. Allein, ein Werk, das diese über das hirnanatomische Fachwissen ins Psychologisch-Biologisch-Weltanschauliche hinübergreifenden Forschungen zusammenfassen wollte, gehörte nicht nur dem engen Fachgenossen, mußte sich an einen größern Kreis wenden; das aber war eben die Aufgabe, die Monakow als ihm nicht an-

gemessen ablehnte. Da kam wieder einmal die Entscheidung von außen:

Auf beruflichem Wege war er in Beziehung zu dem jungen französischen Neurologen und Philosophen Raoul Mourgue getreten, die bald zu eifrigem brieflichem Gedankenaustausch über des Meisters Forschung und Lehre führte. Die lebhafte geistige Übereinstimmung zwischen den beiden Männern, die im Briefwechsel zum Ausdruck kommt, fand ihre menschliche Bestätigung, als sie sich nach Jahren persönlich kennenlernten, anläßlich eines pädagogisch-psychologischen Kurses in Genf. Monakow fühlte sich von dem jungen Gelehrten unmittelbar angezogen. Rasch war dessen anfängliche, durch allzu spürbare Verehrung für den Meister verursachte Befangenheit besiegt: „Als die konventionelle Einstellung vorbei war, gewann ich von ihm einen ganz anderen, einen bedeutenden Eindruck, und seine Physiognomie verriet beim Sprechen geistvolle, feine Züge. Die gegenseitige Einstellung war eine vorzügliche, und er wurde mir außerordentlich sympathisch. Schon damals fiel mir das tiefe, oft blitzschnelle Verständnis für ganz komplizierte biologisch-physiologische Fragen auf. Seine Fragen und Einwendungen waren geistvoll und regten mich sehr an.“ Ein Jahr später, im Sommer 1926, trafen sich die beiden Männer in Paris, und hier nun reifte der Gedanke an ein gemeinsames Werk über die Leistungen und die Entwicklung des Zentralnervensystems auf Grund der Instinktwelt

sowie über die Prinzipien des Abbaus der zerebralen Verrichtungen.

Schon Ende September kam Mourgue mit seiner Familie nach Zürich, und sofort begann das emsige Schaffen am gemeinsamen Werk, dem sich beide von Anfang an mit einer Begeisterung, Hingabe und Lust widmeten, die das seltene Unternehmen von vornherein auf den glücklichsten Boden stellte. Damals erlebte der Dreiundsiebzigjährige noch einmal einen Aufschwung, der an die schöpferisch reichsten Zeiten, an die Tage der ersten Entdeckerfreude in St. Pirminsberg, an die hochgestimmten in Chésières erinnerte: „Ich spürte neue Kräfte in mir und widmete mich den Arbeiten mit einem Eifer und Zähigkeit, aber auch großen Freude, wie seit mehreren Jahren nicht. Es ging mir aber auch alles leicht von der Hand.“

Ein gewaltiges Material, ganze Stöße von Aufzeichnungen mußten von Monakow ausgearbeitet, alte Manuskripte geordnet, neue verfaßt werden, damit Mourgue sein Sichtungswerk, Auswahl und Zusammenstellung leisten konnte; abends aber arbeiteten sie gemeinsam am Plan und Bau des Werkes, komponierten und redigierten oft bis in die Nacht hinein, und diese gemeinsame Arbeit im nächtlich stillen Hause bei Tee und Obst, diese gesammelten Stunden des schönsten schöpferischen Einvernehmens bedeuteten für beide einen „unbeschreiblichen Genuß“, dessen sie später nicht ohne Wehmut gedenken konnten. Das Prinzip der Arbeitsgemeinschaft, für das Monakow im Inter-

esse der Wissenschaft von jeher eingetreten war, erfuhr hier eine ideale Verwirklichung.

Diese gehobene, alle Kräfte anfeuernde Stimmung allein macht die außerordentliche Leistung der beiden Gelehrten verständlich, daß es ihnen möglich wurde, neben der beruflichen Tätigkeit — auch Mourgue arbeitete an den Vormittagen unter Monakows Leitung auf dem Institut — in den wenigen Wintermonaten ihren Plan zu verwirklichen. Im April konnte Mourgue mit dem vollständigen, nur noch der letzten Überarbeitung bedürftigen Manuskript nach Nîmes zurückkehren. Im folgenden Jahre erschien es unter dem Namen der beiden Autoren in französischer Sprache, zwei Jahre später folgte die treffliche deutsche Übersetzung eines andern Monakowschülers, seines langjährigen Assistenten und jungen Freundes, Erich Katzenstein, der dem Buch ein aus tiefen Einsichten gewonnenes, allgemein orientierendes Vorwort voranstellte und der das Außerordentliche vermochte, dem deutschen Wort sozusagen Tonfall und Timbre der Monakowschen Sprache zurückzugeben. „Biologische Einführung in das Studium der Neurologie und Psychopathologie“ heißt der Titel des stattlichen, über vierhundert Großoktavseiten umspannenden Bandes, ein Aushängeschild von echt Monakowscher Schlichtheit und Unaufdringlichkeit, dessen lehrbuchmäßiger Aspekt dem Uneingeweihten wohl wenig von Haltung und Gehalt des Werkes, von seiner tiefgreifenden und weit auslangenden Bedeutung verrät und der doch das

Entscheidende nennt, daß es sich hier darum handelt, die Gebiete der Fachwissenschaft dem umfassenden Gesichtspunkt des Gesamtphänomens Leben zu unterstellen, „dem Entweder-Oder einer materialistischen oder psychologischen Auffassung eine universale biologische Betrachtungsweise entgegenzuhalten".

Nicht allein den zusammenfassenden Abschluß seiner letzten, der neurobiologischen Schaffensperiode stellt das Buch dar, sondern eine Art Summation von Monakows ganzer wissenschaftlicher Lebensarbeit; denn da sein Werk, in natürlicher Folge sich aufbauend, organisch wurde und wuchs, hat es auch die Eigenschaften des natürlichen Organismus: das Einzelne wird nur verständlich im Zusammenhang mit dem Ganzen. Alle Fäden seiner vielfältigen Schaffensgebiete schießen in diesem Buche zusammen, dem der französische Autor nicht nur die gewandte Feder, sondern auch seinen Sinn für Übersichtlichkeit und gedankliche Einfügung dienstbar machte. Als „glänzend unterrichteter Neurologe", wie als denkgeübter Bergsonschüler war Mourgue weitgehend vorbereitet für Monakows Ideen, die sich ja vielfach mit den Gedanken des berühmten französischen Philosophen begegnen. Dieser Begegnung hat sich Monakow, als er sie nachträglich inne wurde, gefreut, wie es ihm, dem leidenschaftlich um Wahrheit Ringenden, immer Genugtuung bereitete, wenn er feststellen konnte, daß andere zu gleichen Ergebnissen kamen wie er und er solche Übereinstimmung als

Bestätigung und Wahrheitszeugnis nehmen konnte. Allein, er war sich auch des Unterschiedes zwischen seiner und der Anschauung Henri Bergsons wohl bewußt, und er hat es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen. Keinesfalls darf man sich durch die augenfälligen Ähnlichkeiten der beiden Anschauungen dazu verleiten lassen, Monakows neurobiologische Lehre dem dynamischen Vitalismus, seine Horme dem élan vital Bergsons einfach gleichzusetzen, sondern muß sich der Übereinstimmung wie des Trennenden bewußt bleiben:

Gemeinsam ist ihnen die Konzeption einer nach ihrem Ursprung unerforschlichen, alles Leben bewirkenden Urtriebkraft, beiden ist die schöpferische Entwicklung Inhalt des Weltprozesses, beide geben sie dem bewußten Wesen aktiven Anteil an diesem Geschehen, und die Freiheit der Persönlichkeit sehen beide in der Erfüllung des individuellen Lebensprogrammes — „sich wandeln, um zu reifen, reifen, um sich selbst unendlich zu erschaffen" — und so wird beider Lehre als Verkündigung schöpferischen Handelns zum Ansporn der Energien. Beide endlich betonen den Primat der Gefühle vor dem Intellekt. Allein, so verschieden wie die Wege, auf denen sie zu ihrer Erkenntnis gelangten, so verschieden wie ihre durch Bluterbe und Temperament geschiedenen Naturen ist auch ihr Weltbild als Ganzes. Während der französische Philosoph im bewußten Gegensatz zur naturwissenschaftlich einseitigen Weltanschauung des Materialismus und Positivismus von einer spe-

kulativen Psychologie aus zu einer idealistischen Metaphysik vorzudringen suchte, wurde Monakow durch genaue, zunächst aller Spekulation ferne Beobachtung des Lebens, aus den engsten in immer umfassendere Kreise vorschreitend, Schritt für Schritt zu seiner Welterkenntnis emporgeführt, und wissenschaftlich ermittelte Tatsachen wie die Kontinuität des Kleinplasmas, der zeitliche Aufbau der Funktionen, deren Wanderung nach dem Kopfende, der Zusammenhang zwischen der Welt der inneren Drüsen und Säfte mit der Welt der Instinkte und die Wahrnehmung, daß die Natur, im Zeitlichen wie im Örtlichen, stets das Ganze im Auge hat — solche Erfahrungen waren es, die ihn stufenweise zu jener umfassenden Gesamtschau leiteten, in der es keinen Platz mehr gibt für die alte Zweiteilung Geist-Materie, Kraft-Substanz und und die daraus folgenden Zwietrachtstheorien, die für Bergson noch Gültigkeit haben; denn da dieser bei der biologischen Unterbauung seines spekulativ gewonnenen philosophischen Weltbildes sich noch auf die alte statische Lokalisationslehre und die einseitig mechanische Auffassung vom Hirngeschehen stützte, mußte er zur Überwindung solch irrtümlicher Vorstellungen auf den Dualismus zurückgreifen, den er als Widerstreit zwischen dem lebendigen Impuls und der ihm widerstrebenden Materie faßte. Hier aber scheiden sich die beiden Anschauungen, und Monakow hat dies in einem Brief an Mourgue klar ausgesprochen; denn in seinen Augen war solche Zweiheit eine

„willkürliche, nur tagespsychologisch begründete, dem Naturgeschehen widersprechende Abstraktion: Ich halte es für ein Unding, das Psychische vom Physischen im lebenden Protoplasma begrifflich zu trennen.“ Und in seinen letzten Aufzeichnungen: „Sobald die Einheit von Geist-Materie dem Forscher zur festen Überzeugung geworden ist, dann ist die Grundlage für unsere Orientierung in der Welt eine andere geworden. So ist die Verwendung des Wortes respektive des Begriffes Metaphysik hinfällig, und manches, was mit diesem Ausdruck bezeichnet und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet wurde, muß der Biologie untergeordnet werden. Horme-Syneidesis gehört daher eigentlich nicht zur Metaphysik, sondern zur Biologie.“

In der Tat ist dieser Unterschied in den Anschauungen ein grundsätzlicher; denn der kompromißlose Schritt in die Ganzheit ist entscheidend für Monakows Erfassung, und nur der versteht seine Welt, der sie als Ganzwelt zu begreifen vermag. Gemäß dieser großartigen Ganzschau eignet auch der Horme ein etwas anderer Charakter als dem Bergsonschen Begriff: schon ihr das unablässig Treibende bezeichnender Name erweckt die Vorstellung des unendlich Strömenden, gewaltig Gerichteten, während der Begriff des Schwungs, des Aufschwungs im élan vital auch den der niederziehenden Macht suggeriert, und da die wertende Kraft der Syneidesis nicht allein das Woher, sondern auch das Wohin der ewigen Werdung und

Wandlung ahnen läßt, erscheint diese Horme, trotzdem sie als ein Positives, aus der direkten Beobachtung des Phänomens Erschlossenes sich darstellt, wie umwittert von den ungeheuren Ahnungen des Göttlichen.

Vor allem aber: während Bergson und die andern Vitalisten seit Nietzsche, die gegen Druck und Starre des Mechanismus das wirbelnde, glühende Leben ins Feld führten, dieses Leben hauptsächlich als Schwung und Rausch und Wandlung erfaßten, begriff Monakow es als Organismus und erkannte so im Wandlungsrausch Gesetz und geordnete Werte. Solchermaßen stand er mit seiner organischen Weltanschauung als Brücke zwischen den sich bekämpfenden Philosophien seiner Zeit — der Weltphilosophie, die den unendlichen Wechsel, die Relativität verkündet, der Schulphilosophie, die das Gesetz sucht — sie sozusagen überwölbend mit seinem Weltbild, ohne daß er sich selbst über seine Stellung zum Zeitgeist Rechenschaft ablegte; denn wenn er sich auch gelegentlich mit der klassischen Philosophie, mit Platon, Kant und vor allem mit Schopenhauer auseinandersetzte, das spekulative Denken lag ihm nicht, und die philosophischen Strömungen seiner Zeit berührten ihn kaum. Als einer, der denkend erlebte und im Lebendigen dachte, war er lebensfremdem Denken so fern wie denkfremdem Leben. Zwischen Rationalisten und Irrationalisten, Absolutisten und Relativisten, Materialisten und Idealisten, zwischen Positivismus, Skepsis und Mystik

stand er, von allen unbedrängt, als der vorurteilslos Schauende, intuitiv Erfahrende, unter Spezialisten und Analytikern als der Mann der schöpferischen Synthese, dem sich der Organismus in seiner Wechselbeziehung von Gliederung und Einigung, von Tun und Rasten, von Aufbau und Abbau als Abbild des Kosmos gezeigt hatte. So gewann er den Ausgleich zwischen Mensch und Welt.

Wie der Titel des Monakow-Mourgueschen Werkes, so wendet sich auch dieses selbst an den Mediziner. Ihm bleibt es vorbehalten, den gewaltigen Stoff- und Denkgehalt, den die acht in die zwei Hauptteile vom Aufbau und Abbau der Funktion geordneten Kapitel umschreiten, auszuschöpfen und für sich fruchtbar zu machen. Allein, auch der Laie hat ein Anrecht auf dieses Werk, von dem Eugen Bleuler bei der Erinnerungsfeier an Constantin von Monakow aussagte, daß künftige Generationen sich darum mühen werden, wie man sich um Kant mühte, aber vielleicht mit nutzbarerem Erfolg. Das, worum es jedem bewußt Lebenden, jedem Denkenden und Erkenntnisbegierigen geht, das Bild des Menschen und das Bild der Welt, wird er aus diesem Werke neu erstehen sehen, und vielleicht geht es ihm, wie es mir ergangen, daß diese Vorstellung ihm Bestätigung eines Geahnten gibt und also Wegleitung wird und Befreiung. Dinge, um die er vielleicht lebenlang gekämpft, ohne aus dem bittern Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Verheißung

und Erfahrung herauszukommen, werden ihm jetzt zur naturgesetzlichen Selbstverständlichkeit, da er mit den Augen des durch langes gewissenhaftes Fragen sehend und seherisch gewordenen Forschers einen Blick getan hat ins Allerheiligste der Natur, ihr jüngstes, kostbarstes Werk, das zugleich Werkstatt ist, Geheimarchiv und Regentschaft des Lebendigen:

Der Mensch als lebendiges Ereignis, immer werdend, stets sich wandelnd, zu jeder Zeit neuen Zielen zugewandt und doch dem Gewesenen nie entrinnend; denn alles Vergangene klingt mit im Gegenwärtigen, hilft am Bau dessen, was kommt, wird selber immer wieder gegenwärtig. Jede Stufe des Jahrhunderttausendweges, von der dumpfen Kreatur aufwärts zum denkenden Geschöpf, hat in ihm lebendige Spur hinterlassen. Die drei Reiche, alle sechs Schöpfungstage sind in ihm verwahrt und können immer wieder Ereignis werden; aber auch Stufen sind schon da für jenen Jahrhunderttausendweg, der über ihn hinausführt ins unerfaßlich Zukünftige.

Allein, wenn nun der Mensch auch, solchermaßen lebendiger Schöpfungsweg und Abbild der Welt im Kleinen, als kleine Ganzheit die große widerspiegelt (wie steht es so gewaltig im Wort: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn!), so ist ja jeder Einzelne doch eine Welt für sich, einmalig, unentrinnbar seinem Einzelwesen eingebunden und dem Gesetze untertan, nach dem er angetreten. Und frei wird

nur der, der seinem Gesetz sich fügt, gesund nur der, der seine Stimme vernimmt, und der nur überwindet den Tod (Tod diesseits und jenseits der natürlichen Auflösung), der dieser Stimme gehorcht, weil es im Gesetz liegt, daß es den Menschen nicht allein zu sich selbst, sondern über sich hinaus führt, dorthin, von wo er ausgegangen, ins Ganze.

Denn, ob auch in sich ganz, einmalig und unteilbar, das Einzelwesen ist doch wiederum nichts anderes als Organ des Ganzen, die individuelle Horme ein Teil jener Kraft, die das Weltganze schafft, treibt, hält. Wie ein Einzelorgan, das sich aus dem Zusammenhang der körperlichen Einheit loslöst, an sich zugrunde gehen muß, wie eine Zellengruppe, die, in egoistischer Betätigung zum Riesenwuchs anschwärend, schließlich nicht nur in sich selbst zerfällt, sondern auch den übrigen Organismus, dessen Kraft sie aufsaugt, zerstört, so muß auch der Mensch, der, eigenwillig aus der Ganzheit sich loslösend, in Absonderung nur für sich und in sich lebt, schließlich in sich und an sich zugrunde gehen, und wer auch andere in seine Absonderung hineinnimmt, auf ihre Kosten sein Einzeldasein betreibend, der wird auch sie zerstören.

Durch die Wechselwirkung zwischen der Innenwelt der Gefühle und den der Außenwelt antwortenden Empfindungen wird der Mensch nach und nach zum Organ der Ganzheit gebildet. Die Kraft, die Schritt für Schritt die Verbindung

zwischen unserer kleinen Ganzheit und der großen herstellt, nennen wir Liebe. Über den Stufenweg der von der Syneidesis gewiesenen heiligen Rangordnung der Triebe führt sie aus der Eigenliebe hinaus in immer weitere Kreise der Welterfassung im Örtlichen und Zeitlichen, ohne jedoch die eigene Ganzheit zu stören und das persönliche Leben zu verkümmern. Im Gegenteil: Liebe, wie die Natur sie meint, ist nicht Selbstflucht und Selbstverleugnung, ist Anschluß und Hingabe eines erfüllten, immer neu sich erfüllenden Ich an andere und mit der Zeit an immer höhere Einheiten. Da aber jeder Schritt über uns hinaus einen Schritt nach der Unsterblichkeit bedeutet, kann jeder lebendige Augenblick Ewigkeitswert haben, und die schließliche körperliche Auflösung ins Ganze ist eigentlich nichts anderes als augenfälliges Sinnbild dessen, was im Dasein des naturgemäß Lebenden, das heißt des wahrhaft lebendigen und liebenden Menschen jede Stunde geschehen kann. Was bedeutet angesichts dieser großen schlichten Erfassung das ängstliche Streiten um Tod und ewiges Leben? Durch die Gedächtniskraft der lebenden Substanz und die vortreibende Strebung der Horme allem Wesen eingebunden, vom Urdunkel der Anfänge ins unendlich Kommende, kann das Geschöpf nimmer herausfallen aus der Umarmung des Ewigen; aber auch die Persönlichkeit, scheinbar auf die kurze Dauer zwischen Geburt und Tod beschränkt, bleibt nicht ins Vergängliche gebannt; denn ihre Kraft teilt sich mit,

strahlt aus — noch weiß keiner, wie weit die Wirkung dieses Kräftefeldes Mensch reicht — aber jedes fruchtbare, die Gemeinschaft des Lebendigen herstellende Wirken ist ein Teil jenes Lebens, das wir das ewige nennen.

Um die Ausbildung des Einzelwesens zum Organ einer gewissen oder der letzten Ganzheit, um die Zurückführung des selbständig, entscheidungsfähig gewordenen Geschöpfes in den Urzusammenhang der Schöpfung geht alles Mühen der Gesittung, der sozialen Bildung, der Menschheitserziehung und der höheren, geistigen Religionen. In diesem Sinne ist Monakows Wort zu verstehen, daß die zehn Gebote, das Unser Vater im Grunde nichts anderes seien als Kodifikationen der Forderungen der Syneidesis, in diesem Sinne seine freudige Zustimmung zu dem Worte Edgar Quinets: „L'histoire n'est au fond qu'un itinéraire des peuples vers Dieu." Denn er wußte, daß der Gottesweg der Horme die Menschheit, wenn auch in starken Schwankungen des Aufschwungs und Rückgangs in allen wirklich Lebendigen unwiderruflich höheren Gemeinschaften zuführt, trotz jenen, die der natürlichen Führung widerstreben und die so durch ihren Abfall folgerichtig der großen Grube im Weltenhaushalt verfallen. Daß es aber unter den Gegenwärtigen so viele gibt, die durch die tausend Formen der Selbstsucht, der menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Isolierung für den Abfall schaffen, statt der lebendig sich weitenden Gemeinschaft zuzustreben, das war Monakows

große Sorge. Sie galt nicht der Menschheit als Ganzem, sie galt nur diesen verblendeten, entwurzelten, krankhaften und kranken Heutigen. Zwar liegt auch die Abfallgrube nicht außerhalb der Ewigkeit, und auch das Ausgefallene wird eines Tages nach unendlicher Wandlung dem Aufbau dienen. Aber muß es so sein, daß just wir diesem trüben Orte zutreiben, aus der hellen Führung hinaus in den Irrgarten dunkler Umwege? Verstehen wir denn nicht die gewaltige Sprache dieser Zeit? Das Versagen der alten menschlichen Ordnungen, die Not der Völker, die an der Einkreisung serbelnde Wirtschaft, aber auch der Ruf der Technik, die immer mehr alle örtliche Entfernung, Trennung und Grenze zum Märchen macht — alles meint doch nur dieses Eine: daß die Zeit gekommen ist für die großen Zusammenschlüsse unter den Völkern der Erde. Dahin will die Kraft uns drängen. Aber freilich, wie können wir die großen Zusammenhänge finden, solange wir uneins sind in uns selbst und mit den andern? Auch hier weist die Seelennot des Einzelnen den Weg: daß wir der Stimme gehorchen, die uns zu uns selber führt und durch uns in den Geist der Brüderlichkeit.

Ungefähr zur selben Zeit, da Constantin von Monakow in Gemeinschaft mit einem andern das Vermächtnis seiner Forschung und seines biologischen Weltbildes der Öffentlichkeit schenkte, übergab er auch ein anderes Lebenswerk, sein In-

stitut, der Allgemeinheit: im Herbst 1927 trat er von seinem Amt als Professor und als Leiter des Hirnanatomischen Instituts zurück. Da er es von jeher eindringlich genug erfahren hatte, daß eine Förderung seiner Wissenschaft allein bei einhelligem Zusammenwirken von Lehramt, Forschungsinstitut und Poliklinik möglich war, hatte er alles getan, um die Unteilbarkeit seiner Schöpfung zu sichern: der Schenkung an den Staat hatte er später eine Stiftung folgen lassen, die er in den Zeiten der Geldentwertung noch einmal erneuerte in der Annahme, durch diese bedeutenden Opfer sein Werk und einen ersprießlichen wissenschaftlichen Betrieb für alle Zeiten sichergestellt zu haben. Allein, jene Mächte, die ihm schon früher entgegengewirkt hatten, traten nun nach seinem Weggang neuerdings in Aktion. Von der Fakultät ging die Anregung aus, die organische Einheit der allseitiger Erforschung des Zentralorgans gewidmeten Monakowschen Schöpfung aufzuteilen im Sinne der alten, künstlichen, äußerlich technischen Prinzipien folgenden Facheinteilung, die im Grunde einer Zerteilung natürlicher Forschungsgebiete gleichkommt. Insbesondere wurde die Abspaltung der Nervenpoliklinik gewünscht, wodurch der neurologischen Forschung der Zusammenhang mit dem Leben genommen und also jene Quelle abgegraben worden wäre, deren grundsätzliche Bedeutung Monakow immer wieder mit allem Nachdruck betont hatte.

Hier in Axenstein, wo er die frühen Sommertage

des Jahres 1928 mit der Gattin verbrachte, traf ihn die offizielle Kundgabe von der beabsichtigten Umorientierung, die in seinen Augen nichts anderes sein konnte als Verstümmelung eines lebendigen Organismus, Mord an einem Lebensfähigen und Zukünftigen. Das forderte Kampf. Ohne Zögern! Und es zeigte sich, daß die alten Waffen noch immer blank waren. Nach drei Tagen ging die Antwort zurück. Ein imposantes Schriftstück, überlegt und überlegen, aber unverblümt in der Sprache, wie er es von jeher in der Fakultät gehalten, und so, daß man bei aller Klarheit der Darstellung und Beherrschtheit der Form doch den Löwenzorn des Gereizten zu spüren bekam.

Und er blieb nicht allein im Kampf. An seine Seite traten seine Fachkollegen und Schüler, die in einem raschen Rundschreiben alle namhaften Neurologen um ihre Meinung befragten. Deren Antworten, die aus allen Erdenländern, zum Teil telegraphisch, zuströmten, wurden zu einer gewaltigen Demonstration für Constantin von Monakow, den Meister, Führer, Lehrer, und gegen die Antastung eines weltbekannten Institutes, dem die Wissenschaft zu hohem Dank verpflichtet ist. Den Ausschlag gab schließlich die zürcherische Regierung, die auch diesmal wieder gegen den für den Fiskus profitabeln Vorschlag der Fakultät und für Monakow entschied. Das Institut blieb unverletzt, unter einheitlicher Leitung und in Verbindung mit dem selbständigen neurologischen Lehrstuhl. Zum Nachfolger wurde des Meisters lang-

jähriger Assistent, M. Minkowski, bestimmt. (Ihm verdanken wir eine erste, kurze, wissenschaftlich aufschlußreiche Biographie des Meisters und das verdienstvolle 130 Nummern aufführende Verzeichnis seiner Schriften.)

Noch am Abend vor seinem Tod erzählte mir Monakow von diesen Dingen. Gänzlich ohne Groll gegen jene, die einst sein Werk zerstören wollten („Auch so etwas muß man verstehen können, es ist einfach menschlich. Seinen eigenen Vorteil der Sache opfern, das geht eben schon beträchtlich hinaus über das gewöhnlich menschliche Maß.“), aber mit dem Ausdruck warmer Dankbarkeit gegenüber einer Regierung, deren Einsicht und Vorurteilslosigkeit zu dreien Malen sein Werk gegen den Angriff der Fachleute geschützt und es schließlich gerettet hatte.

Nachdem seine Schöpfung gesichert war, die er in andern Händen wohl aufgehoben wußte, hat Monakow die Stätte seines frühern Wirkens nicht mehr betreten. Es war nicht bloß deshalb, weil er die Selbständigkeit, die er von jeher für sich beansprucht hatte, auch dem Nachfolger ungeschmälert lassen wollte, es war auch, weil die Vergangenheit für den ein Überwundenes ist, dem die Gegenwart noch lebt, noch wichtig erscheint und zukunftsgehaltig. Großes blieb ihm noch zu tun: die Auseinandersetzung mit den Mächten des eigenen Daseins — schon vor seiner Arbeit mit Mourgue hatte er mit der Niederschrift der „Vita mea“ begonnen, und hier, in der Stille von Axenstein, ent-

standen die schönsten Kapitel dieses merkwürdigen Lebens, das man zuzeiten wohl als das eines Märtyrers und wiederum als das eines Siegers und Lebenskünstlers, aber immer als das Leben eines ganzen, eines unablässig ringenden Menschen bezeichnen könnte — und dann die Anwendung seiner human-biologischen Betrachtungsweise auf alle Gebiete des Lebendigen. Es kam nun die Zeit der allseitigen Fruchtbarmachung seiner wissenschaftlichen Erkenntnis, die Zeit des Überblickes, der großen Summation.

Wenn der Vater Iwan von Monakow ihn jetzt gesehen hätte, wie er aus dem Kreis der Fachwissenschaft hinaustrat in die weiten Gefilde des Wissens — war es nicht solches, das er einst erträumte, als er den Sohn zum Polyhistor machen wollte? Allein dieser tat es nicht wie einst der Vater als ein von Fernsucht getriebener Wegesucher und schweifender Wanderer nach schwankenden Zielen, sondern als einer, der ein mühevoll erobertes, liebevoll bebautes Land so bis ins einzelne erkannte, daß ihm alle Wege und auch die weglosen Winkel vertraut sind und ihm nun auch jene Pfade leicht werden, die in benachbartes Gebiet führen. Und er geht sie nicht wie einer, der tastenden Schrittes dem flackernden Widerschein der Dinge folgt, sondern als der, der ihnen so lange und tapfer ins Auge blickte, bis er sehend geworden und bis das eigene Auge die Kraft gewann, Dinge zu durchleuchten.

Es war ein frohes, fast beschauliches Wandern

wie über besonntes, garbenschweres Ackerfeld, solange noch die Gattin neben ihm war, und wurde zur stillen Gipfelwanderung, als sie ihn verlassen hatte: ein schmaler Weg durch dünne, leuchtende Luft mit immer wachsenden Überblicken, immer weiteren Horizonten, der schließlich — wie jeder wahre Gipfelweg — am menschenfernen Orte heiliger Bescheidung mündete:

„Nun ist alles von mir abgefallen, was man mir von außen zugefügt. Beruf, Name, Titel, Ehren — ob verdient oder unverdient, bleibe dahingestellt — alles ist wertlos geworden, und ich bin nur noch ich selber, wieder ich selber, der alte Kostja, und alles scheint nun sehr einheitlich und ganz sinnvoll; denn ob der kleine oder der alte Kostja — alles, was er getan, galt doch nur dem Einen, diesem Wunder Leben. Und ob ich nun heute gehen muß oder morgen, ich bin bereit. Aber ich freue mich über jeden Tag; denn ich liebe dieses Leben glühend."

Wir standen am hohen Fenster. Die Kronen der beiden Birken flimmerten in schrägen Strahlen, und man wußte nicht, ob ihr gelbes Scheinen nur vom Brand der sinkenden Sonne herkam oder ob schon der Herbst in ihnen zu geistern begann. Es war ein solcher Überschwang an Gold und Glanz — als wir uns ins schattige Zimmer zurückwandten, versank das geblendete Auge in grenzenlosem Dunkel.

DAS GROSSE ORCHESTER

Es war an jenem sömmerlichen Samstag im März, als Monakow auf das zu reden kam, was er „das große Orchester“ nannte. Zwar das Wort war früher schon gefallen und hatte mich in der Anwendung, die er ihm gab, getroffen wie mancher seiner bildträchtigen Ausdrücke, die einen unvermutet mitten in eine Vorstellung hineinpflanzten, und es war mir fortan zum Namen dessen geworden, was das Zusammensein mit diesem Manne zu etwas Unvergleichlichem machte: alles Dünne und Dürftige des Alltags fiel dahin, sobald seine Gedanken und seine Persönlichkeit Macht gewannen, auf einmal wurden alle Stimmen lebendig, und alle Instrumente des Daseins erklangen. Und später sprachen wir auch wohl davon, und oftmals beim Abschied fragte er halb scherzhaft: „War es wieder das große Orchester heute?“ und lächelte dann: „Wie könnte es anders sein! Wir mögen ja anfangen, wo wir wollen, immer gelangen wir dorthin, und deshalb ist es doch so schön. Und deshalb wird es sich nicht erschöpfen.“

Damals war es in seinem morgendlichen Arbeitszimmer: ein kleiner Raum, der eigentlich winzig erschien um die gewaltige Gestalt des Mannes und recht verstellt mit den gehäuften Manuskripten

und der Unzahl von Bildern und Bildchen, die alle Wände bis in die Fensternischen hinein überstreuten in einer Wahl und Anordnung, die das Auge nicht begriff; denn nicht das Auge hatte sie geschaffen, sondern das unergründliche Herz des Mannes, der sich diesen intimsten Raum, wo er besonders in den frühen Morgenstunden arbeitete, zu einer Art Freundschafts- und Erinnerungskapelle gemacht hatte. Gemälde hingen da, Reliefs, Drucke und viele, viele Photographien; einige Landschaften, aber vor allem Bildnisse: die bekannten Gesichter großer Männer — Albrecht von Haller, Nietzsche, Keller, die großen russischen Dichter — und bedeutende Fachkollegen, vor allem jedoch jene Menschen, die in sein Leben hineingehörten, die des eigenen Blutes, vom stolzen hochadligen Urahn, dem Vater jenes freundlichen Mannes, der einst dem kleinen Constantin aus der Bibel vorlas, bis hinunter zu den jungen Enkelinnen, und Freunde und Schüler, alles geordnet nach der untrüglichen Perspektive des Herzens — das Liebste zunächst: die Bildnisse der Gattin aus allen Lebenszeiten, von der jungen Braut mit dem feinen Gesicht zwischen dunkeln Locken bis zu der heiter gütigen Frau, der das Haar weiß um die helle Stirn flimmerte, dieses ganze blühende Frauenleben beherrschte Wand und Nische unmittelbar neben dem Arbeitstisch, und von da strahlte es aus, ein Fünklein Liebe, Freundschaft, Verehrung bis in die letzten Winkel.

Wenn einem in diesem überfüllten Zimmer den-

noch ein Gefühl des Raumes blieb, so kam es vom Lichte, das durch die beiden nackten Fenster von zwei Seiten seine breiten Wellen über die hellen Wände bis zur Decke hinaufwarf. Besonders am Morgen, wenn die Sonne hereinschien, saß man hier allseitig vom Licht umfangen wie in einem Kristall, und die Helligkeit ging einem durch und durch. Es gehörte aber zu Constantin von Monakow, daß beide Zimmer gleichermaßen von seinem Wesen geprägt erschienen, das kleine überhelle hier wie das große drüben, dessen Fenster ob der Fülle der Gartenwildnis die spinnende Dämmerung nur selten zu vertreiben vermochten, sodaß alle Winkel voller Geheimnis blieben. Und es lag dem Abend zu, und die rätselhaften japanischen Bilder hingen da, und hier stand das Harmonium.

Auch an jenem Märznachmittag war man in dem kleinen Zimmer trotz seiner nördlichen Lage zunächst vom Lichte ganz umspült, von einem grellen, fast fiebrigen Schein, den der erregte Himmel mit unnatürlichem Blau und gelbbesonnten Wolken in die Fenster warf. Mächtiger denn je erschien die Gestalt des Mannes in dieser Lichtbrandung, die auch ins lebendige Gesicht hineinflackerte. Er hatte sich vor meinem Kommen mit Kant herumgestritten; davon war er aufgeräumt und unwirsch wie immer nach der Begegnung mit einem großen Geiste, wobei ihn Übereinstimmung wie Gegenmeinung gleichermaßen anregten.

Er zog mich unmittelbar in seine Gedanken hinein, heute weniger zur Diskussion geneigt als zu

monologisierender Mitteilung. In solchen Stunden wurde seine Rede frei-bewegt, unmittelbar und unwiderstehlich mitnehmend. Ein Wort rief dem andern, Gedanke entzündete sich an Gedanke, und erst nachträglich wurde man inne, daß dieses scheinbar sprunghafte, von zufälligen Ideenverbindungen geleitete Gespräch doch einer inneren Ordnung gefolgt war. Man saß dann klein und versunken, sich selber enthoben, aufgehoben in seine Welt, mitgerissen von seinen weitschreitenden Gedanken und gänzlich geborgen in dieser unablässigen Stimme, die selten laut war, niemals pathetisch, oft stürmisch drängend, oft heimlich bewegt, oft scheu stockend oder auch barsch ohne Härte und lustig, und in der immer etwas Fernes mitklang wie eine letzte Erinnerung an die große Melodie des Ostens. Allein, der fremdartige Tonfall machte diese gute, warme Arztstimme nicht unvertraut; denn das Fremdartige an diesem Manne war niemals fremd.

Und wenn er Fachwissenschaftliches erörterte — streng sachlich und ganz ohne Ausschmückung; denn nie begab er sich nach Art popularisierender Biologen auf das Gebiet des naturwissenschaftlichen Märchens, sondern trennte scharf zwischen wissenschaftlich Sichergestelltem und mangelhaft Bewiesenem, und wenn er selbst zur Hypothese griff, tat er es nie, ohne den Warnfinger zu erheben: „Was ich da sage, kann so sein, kann aber auch nicht so sein. Wir wissen noch viel zu wenig!" Ob er auch streng sachlich von strengen Dingen

sprach, von den Eigenschaften der Zelle, vom Bau des Gehirns, von Fasern, Fibrillen und Säften, unter seinen magischen Händen wurde jede Materie lebendig und alles Lebendige wunderbar — o zauberhaftes, tausendfach verschlungenes Abenteuer einer einzigen Sinneswahrnehmung! — und alles Wunderbare wurde heilig. Denn allenthalben bekam man in der lebendigen Substanz das Walten der unerforschlichen Macht zu spüren, und dieses Gehirn, dieses Nervensystem wurden zur Offenbarung des verborgenen Willens, jede Zelle Geschöpf und Behältnis göttlicher Kräfte, jede ein Teilchen Seele. Und die bösen Gespenster: Leib als niedriges Gefängnis der Seele, Leib als seelenlose Maschine, uralte und kindisch neue Zwiespaltsteufel zerflogen vor dieser reinen Erfassung der göttlichen Einheit alles Lebendigen.

So saß man im Banne dieser Stimme und Gesichte, und die Worte gingen einem ein, machten sich heimisch in einem und hielten sich frisch, daß man sie später wieder hervorholen konnte wie Blumen, die ein Kind in sein Körbchen sammelte; nun da es heimkommt, packt es sie aus, eine nach der andern, jeder weiß es ihr Plätzchen, und innig beglückt bindet es sie zum Strauße.

Aber an diesem Märztag sprach Monakow von menschlichen Dingen, und den Ausgang bildete Immanuel Kant.

Er hatte sich den großen Philosophen wieder einmal vorgenommen, „so zwischen der Arbeit, zur Unterhaltung“, wie er sagte, und die Begeg-

nung war zu einem ernsthaft lustigen Zusammenprall geworden. Zwar stand ihm der Synthetiker Kant nicht fern, und Kants Bedeutung für seine Zeit und für die Geistesgeschichte erfaßte er wohl. Allein, dem leidenschaftlichen Erforscher des Lebens, der so tief ins Wesen des Lebendigen eingedrungen war, der reiner als irgendwer die Gesetze der Wandlung und Wechselwirkung, der Anpassung und der zyklischen Abläufe erkannt hatte, diesem russischen Menschen mit dem feinen Sinn für die schwimmenden Grenzen, mußte der Mann des mathematischen Denkens und der festen Kategorien innerlich so fremd sein, wie er es im Grunde Goethe gewesen; vor allem aber bedeutete er für ihn keinen Endpunkt, hatte sich ihm doch jene Einheit der Kategorien, die Kant umsonst gesucht, im lebendigen Organismus dargetan.

Er lachte halb grimmig: „Dieser Mensch, welch unendliche Mühe er sich macht, um Dinge abzugrenzen, bei denen es nichts abzugrenzen gibt! Wolken zu scheiden hat keinen Sinn, weil es eben im Wesen der Wolken liegt, daß sie ein Wandelndes und ineinander Übergreifendes sind. Er arbeitete mit großer Genauigkeit, aber ohne Kenntnis vom lebendigen Geschehen. Überhaupt, sein Verhältnis zum Leben! Es ist bezeichnend, daß er es neun Jahre als Hauslehrer aushielt. Denken Sie sich so etwas! Und wie er schulmeistern, sich ereifern, wie er tadeln kann!“

„Wenn Menschen leidenschaftlich werden, muß man immer vorsichtig sein. Wahrheit und Leiden-

schaftlichkeit gehen nicht zusammen. Das Wahre ist selbstverständlich, darüber kann man sich nicht ereifern. Kant ahnte nicht, daß das, was ihn gemacht hat, soviel klüger war als er selbst, und so wollte er aus sich selbst herausklauben, was man nur aus der Beobachtung des Lebens in seiner Gesamterscheinung erkennen kann.

„Der alte ewige Fehler der Spekulierenden — Tier auf dürrer Heide — sie wissen nicht, daß man aus der Selbsterforschung keine wirkliche Erkenntnis gewinnen kann, weil das Erzeugnis der Horme diese nicht zu ergründen vermag, weil das aus sich werdende, ewig sich wandelnde und auch die Kraft der Selbstregelung in sich tragende Geschöpf sich nicht selbst erklären kann. Gefühle lassen sich nicht in Worte fassen, die werden einfach gelebt."

Und eindringlich deckte er unser Unvermögen auf, erkennend in die Tiefen unserer Instinktwelt einzudringen, die sich uns nur in der letzten Auswirkung unserer Gefühle offenbart — „was wir erkennen, ist sozusagen nur das, was man uns zum Essen aufträgt, gekocht wird anderswo" — und zeigte, wie der Anteil der unterirdischen Strömungen und Entladungen, die ganze Welt der Urtriebe unserer Innenspiegelung entzogen bleibt, daß die Triebkraft in der Vorwillensperiode weder meßbar sei noch loszutrennen aus dem Gesamtwollen, wie es sich vor unserer Innenschau abspielt: „Nur ein dunkles Abschätzen ist da möglich, wobei wir Richter in eigener Sache sind, und die Kausalität, Knecht der Willensregung, täuscht uns."

Denn es war Monakows immer neuer und schmerzlicher Vorwurf gegen den Philosophen, aber auch in gewissem Sinne gegen den modernen Psychologen und Psychiater, daß sie allzu vertrauensselig und urteilsschwach auf dem trügerischen Grund der Selbsterschau und Selbstanalyse bauten. Auch jetzt drängte es ihn, auszusprechen, was ihn und seine Wissenschaft von jenen trennte: „Das ist der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Naturwissenschafter: Der Philosoph zieht seine Weisheit aus der Selbstbetrachtung, aus mangelhafter Beobachtung der anderen Menschen, und er stellt sich auf die Literatur, die ihm vorausging und die ein Chaos ist. Der Biologe zieht seine Erkenntnis aus der Beobachtung des werdenden, sich entwickelnden Lebens und kann sie ableiten aus der genauen Untersuchung der einfachsten Lebensform, sie aufbauen auf den Grundphänomenen. Diese Grundphänomene aber dürfen wir nicht vermenschlichen, sie müssen für sich genommen werden.“

Und er griff nach einem Buch, schlug es auf und zeigte mir darin das Bild des Keimblattes, und seine Stimme wurde ehrfürchtig wie bei einem Kunstsammler, der einem sein wertvollstes Stück enthüllt: „Dieses Wunder, dieses heilige Wunder, daß da schon alles drin ist, Leib und Seele in einem, der Wille zum Leben, zum ewigen Leben, alle Reiche, unendliche Vergangenheit und der Trieb zur unendlichen Zukunft; aber auch das Programm dieses einen Lebens nach sicherer Stufung

der Werte. Keim all der feinen Mechanismen, die ordnungsgemäß ihre Reifung finden werden, und die Kraft, die diese über die Maschine hinausführt ins freie Lebendige und die auch dem bewußten Menschen im Rahmen seiner Eigennatur jene gewisse Freiheit läßt. Das letzte entscheidende Ja oder Nein — Riegel auf, Riegel zu — das steht bei uns, sonst wären wir nicht lebendig, wären Maschinen. Leben? Eine Wanderung des Kleinplasmas in die Unendlichkeit."

Und auf einmal stand er mitten drin in den Dingen des menschlichen Daseins: „Da quälen sie sich um den Sinn des Lebens: ‚Warum leben wir?' Die Fragestellung ist falsch. Das Leben ist ein Gegebenes, wir können nur fragen: ‚Für wen?' und weiterbauen. Das Endziel können wir niemals sehen; denn wir sind nicht die ewige Kraft selbst, nur ein Teil dieser Kraft, und über den Sinn der Welt vermöchte allein der Schöpfer Auskunft zu geben, niemals das gewordene und in den ewigen Nöten und Wonnen des Werdens stehende Geschöpf." Und er ließ mich diesen Menschen sehen, wie er, ein lebender Zellenstaat, ein tektonisch feinst organisiertes „Riesenprotoplasma", eine Welt in sich, hineingestellt ist ins Weltall, betreut mit dieser schweren Doppelaufgabe der Selbstverwirklichung und Selbstüberwindung, mit dem Auftrag, der Forderung des Augenblicks zu genügen und doch der Zukunft zu dienen. Der Mensch als Kampfplatz in sich — denn niemals schweigt der Wettstreit der Triebe, und auf jeder Altersstufe

nimmt er andere Formen an — der Mensch im Kampf mit der Umwelt — denn in der Wechselwirkung zwischen Innen und Außen bildet sich ja das Geschöpf. Zeigte den Wirrwarr des Lebens, aber auch dessen Notwendigkeit: „Wirrwarr ist Kampf. Kampf muß sein, er hält uns lebendig, macht stark, gibt uns schließlich die Überlegenheit über den Wirrwarr und führt so zu jener Freudigkeit, ohne die das Leben keinen Wert hat. Deshalb müssen wir den Kampf auf uns nehmen. Wer das nicht kann, ist einfach arm, und wer seinem Kinde jeden Widerstand aus dem Wege räumt, macht es krank. Die Reichen, die sich alles leisten können, sind wie ein Schwimmer, der sich nur mit einem Kork über Wasser halten kann, und jenen, für die man sorgt, die man bevormundet, denen man die Verantwortung abnimmt, ergeht es wie den domestizierten Tieren: sie versimpeln und werden dumm. Sehen Sie das herrliche Flügelbreiten und leichte Schweben und jähe Dahinschießen wilder Vögel? Und daneben das Watscheln und ängstlicher Hupfflug im Hühnerhof! So wird es einer Menschheit ergehen, die man von Staats wegen in Massen versorgt!“

Aber er ließ mich nicht nur den Wirrwarr des Lebens sehen, sondern auch jene von ihm innig erforschten Wege, die die Natur durch diesen Wirrwarr baut nach den unerforschbaren Zielen. Wie da in unserem Innern wunderbar regiert wird, dieser Zellenstaat das ideale Vorbild eines Rechtsstaates, wo jeder kleinste Teil Anspruch hat auf seine

Gezeiten des Blustes, jede noch so unscheinbare Leistung Anrecht auf Vollzug, und wie solcherart gemäß dem Gesetz des zyklischen Ablaufs in unendlicher Wechselwirkung alles ineinandergreift, eins dem andern hilft, eins dem andern ausweicht, und wenn das Eine aufblüht, dann schwindet das Andere, und wenn dieses erwacht, dann sinkt jenes in Schlummer, und wie diese natürlichen wechselseitigen Unterordnungen dem Gedeihen des Ganzen dienen, wie dieses natürliche Zusammenwirken und Nacheinanderfließen der Funktionen, wobei alle Elemente zu ihrem Rechte kommen, als Gesundheit und in bewußter Form als Lebensfreude sich äußern.

Und so kam er wieder einmal auf das nie zu erfassende Wunder der heimlich ordnenden Macht der Syneidesis zu sprechen; aber heute nannte er sie den innern Freund, und er sprach so, daß man erkannte, wie es da um ein heiligstes Geheimnis des Lebens ging, und daß man des Arztes tiefe Sorge spürte um eine Menschheit, die sich immer mehr diesem innern Führer zu entziehen suchte, die tausend Mittel erfand, um die innere Stimme zu übertönen, zu betäuben, zu verfälschen, die nicht mehr wußte, daß man sich in Übereinstimmung mit ihr bringen muß, wenn man nicht dem körperlichen und seelischen Verfall zutreiben will, wenn dieses vitale Drama nicht zur Tragödie werden soll oder zum Lumpenspiel. Die nichts mehr wußten vom Wesen dieser Stimme, daß man sie pflegen, sich feinhörig für sie machen, sie üben

mußte, unablässig und von Kind auf. Daß Erziehen nichts anderes hieße, als den Menschen gefügig machen für das Werk des Baumeisters in ihm, ihn fähig machen zur Selbsterziehung:

„Sie wissen ja, Selbsterziehung, das ist es! Aber früh muß man damit anfangen und nie nachlassen. Jeden Tag es neu aufnehmen — bis zum Schluß. Man kann Triebe nicht plötzlich abstellen wie einen Hahnen; aber man kann sie so erziehen, daß man sie in die Macht bekommt. Die unter ihren Leidenschaften leiden und klagen: ‚Meine Natur ist so' — das ist nicht wahr! Sie sind so, weil sie von lange her die Befriedigung momentaner Gelüste erkauften mit dem Glück der Zukunft, weil sie ihren Trieben hemmungslos nachgaben, und nun sind die Meister geworden. Wer aber die Zukunft gefährdet durch billige Augenblicksfreuden, der ist Kind, Neurotiker oder Krimineller. Die gegenwärtige Zeit ist eine kindliche Zeit: sie suchen nicht mehr das innere Glück, die Freudigkeit, sie verlangen nach Zeitvertreib und Lust. Wie Kinder haschen sie nach Spielzeugen, die ihnen gleich wieder verleiden. Oberflächliche Genüsse, lokomotorische Freuden, der kindliche Schnelligkeitswahn, künstliche Aufpeitschung der Sinne, das alles soll dem Horror vacui steuern, den sie aus einem leeren Vergnügen ins andere schleppen, und der Wunsch nach stets sich steigernden Reizen treibt sie ins Extreme und zerstört schließlich ihre Nerven.

„Die große Ehrfurcht vor der Natur, die den er-

greift, der sich allein in ihre Einsamkeiten begibt, und die nichts anderes ist als die Ahnung, das Verspüren jener alles verbindenden Kraft (denn nun reden die Stimmen in uns, die uns mit den Ursprüngen verbinden) — von dieser Ehrfurcht und dieser höchsten Ergriffenheit wissen die nichts, die die Welt mit bestimmten Zwecken durchrasen, und so bleiben sie immer im Beschränkten und Stückhaften. Der Sieg des Amerikanismus ist der Sieg des Infantilismus. An Milliardärsöhnen habe ich es erlebt, wohin diese schrankenlose Genußmöglichkeit, dieser nach fortgesetztem Reizzuwachs dürstende Genußwahn führt: zum Selbstmord. Auf anderem Boden aber führt er zum Verbrechen.

„Denn so steht es um diese armen Dilettanten des Lebens: Sie jagen nach der Lust und verlieren die Freude; sie fliehen den Kampf und verfallen der Schwachheit; sie umgehen das Peinliche und geraten in Not; sie betäuben den Schmerz und werden krank. Ihre Begehrlichkeit tötet die Liebe, ihre Ruhmsucht erstickt die Ehre. Die halbe Welt ist heute neurotisch; wenn aber die Menschen auf solche Weise in ihrem Seelischen geschwächt sind, werden auch die körperlichen Krankheiten Meister. Wenn dann Epidemien kommen... Ich will den Teufel nicht an die Wand malen; aber man hat seine großen Sorgen."

Allein, es war nicht Monakows Art, bei trüber Betrachtung klagend zu verweilen. Zu klar wußte er um den Rhythmus des Lebendigen, daß Nieder-

gang so notwendig den Aufschwung zeugt wie die Nacht den Tag, zu tief um die Mächte der Wiedergutmachung und den unbegrenzten Lebenswillen des Natürlichen, und immer wieder trieb es ihn, auf jene Kräfte hinzuweisen, von denen Rettung kommt. Denn immer und vor allem war er Arzt:

„Da ist der goldene Satz, daß das Leben für den Einzelnen gerade so viel Sinn hat, als er von sich aus hineinzulegen vermag, und wer sich im Engen und Nahen verstrickt, dem wird es eng und ärmlich erscheinen, und wer sich ins Sinnlose verliert, dem wird es ohne Sinn sein, und wer sich der Trübsal anheimgibt, dem wird es zum Jammertal. Allein, in uns liegen alle Kräfte zur Überwindung; indem wir sie aufrufen und betätigen, werden wir nicht allein dem Leid Meister, wir machen unsere Natur auch stark, daß sie dem Schädlichen widersteht. Aber auch die schon geschädigte können wir wieder retten; ein verdorbenes Kind kann wieder umgekrempelt werden, und ein Beschmutzter kann sich reinigen.“ Und er sprach von den Hilfen der Natur, von jenem Geheimnis, daß sie, obgleich Leben ein ewiges Werden bedeutet, doch auf jeder Stufe ein Ganzes zu geben vermag, auch im keimgeschädigten Geschöpf aus Fragmenten, auch im Abbau aus Resten noch ein Ganzes: „Eine Kaulquappe ist nicht weniger ganz als ein Frosch und ein Kind nicht ein halber Mensch, sondern etwas Ganzes in sich, wenn auch die Dinge in ihm noch fragmentarisch sind und ohne den höchsten Zusammenschluß, und der Greis ist nicht einfach ein

geminderter Erwachsener." Und dann die Mahnung: „Vergessen wir nie: Auch wir sind ein Teil eines Ganzen, wir gehören nicht uns, wir dürfen das Ganze nicht aus den Augen verlieren, das Ganze des Organismus (auf dem richtigen Zusammenspiel aller Organe beruht meine Gesundheit), das Ganze der Gesellschaft (die andern gehören zu mir; indem ich sie schone, nütze ich auch mir), das Ganze der Menschheit (meine Vorfahren sind in mir, ich bin in meinen Kindern). Alles, was unser Gefühl der Zusammenhänge stärkt und das Bewußtsein unserer Zugehörigkeit lebendig macht, hilft uns zum gesunden und sinnvollen Leben."

Und er wies auf jene Wege hin, die uns aus Verkapselung und Zerrissenheit, die die Krankheiten unserer Zeit sind, hinüberretten können ins Ganze, wie alles wirkliche Erleben, Arbeiten und Wirken uns in lebendige Zusammenhänge führt, aber auch das Leid, da es uns fähig macht zum Mitleid, das der Schlüssel ist zur Welt der andern, wie ja auch eigener Irrtum und Schuld uns gerecht machen sollten gegen die Mitmenschen und sie uns näher bringen.

Und dann sprach er von der allgewaltigen Zusammenfügerin des Lebendigen, von der Liebe: „Sie will uns den Dingen nahebringen, uns mit ihnen vereinigen. Sehnsucht, das ist ja der leidenschaftliche Drang, Raum und Zeit, die uns vom geliebten Gegenstande trennen, aufzuheben und zu nichts zu machen, uns mit ihm zu verschmelzen." Sprach von der Liebe als Urgefühl, wie sie ein

angeborener Trieb sei, ursprünglich objektlos, ihr erster Gegenstand wohl das Geschöpf selbst, dann die Mutter und beim Erwachsenen jeder Nächste und zuletzt die übrige Welt. Sprach von den Phasen ihrer Entwicklung im zeitlichen Ablauf, ihren natürlichen Wellenbewegungen, von ihren unendlichen Erscheinungsformen, wie sie aber immer mit positivem Zeichen versehen sei, wie ihr die Eigenschaft der Wärme gehöre, des Strömenden: ein unablässiges Hindrängen zum Andern, Heimat finden im Andern und zugleich ein Neubeheimatetwerden in sich selbst, Hingabe, Wiedergeburt, wonnevolles Vorspiel jener letzten Auflösung und Einkehr, die man Tod nennt. „Das ist uns alles selbstverständlich und ist doch tief rätselhaft. Was wissen wir, ob das, was die beiden Zellen zusammenführt, nicht auch ein Wohlgefühl in den Zellen ist? Das wäre biologische Liebe."

Dann nahm er eine neubeschriebene Manuskriptseite von seinem Schreibtisch und las daraus Sätze über die Liebe — ich fand sie später in seinem Traktat „Religion und Nervensystem" wieder —, die in dieses ergreifende Wort über die Unentbehrlichkeit der Liebe und Gegenliebe münden: „Der Mensch, dem keine Liebe, keine Achtung, keine Wertschätzung entgegengebracht wird, muß sich von der Gemeinschaft zurückziehen, er verkümmert seelisch und wird verbittert, wird krank. Er darbt in seiner Vereinsamung dahin, muß sich an der Vergangenheit halten und kann sein affektives Gleichgewicht nur dann noch aufrechterhalten,

wenn er etwa seine seelischen Interessen und Strebungen der außermenschlichen, übermenschlichen Welt, dem All, Gott, widmet und eine Art Eremit wird. Genug: Lieben und wiedergeliebt werden ist eine unentbehrliche Nahrung für unsere Seele, ohne die ein freudiges Leben, Gedeihen und Gesundheit undenkbar sind.“

Schweigend legte er die Zettel zum andern Manuskript zurück. Seine Stimme war während des Lesens leise geworden. Ich wagte nicht ihn anzusehen; die Bilder der geliebten Toten waren seinen Augen so nahe.

Dann faßte er sich wieder zum sachlichen Ton und sprach von jenen Stufen der Liebe, die über das Menschliche hinausführen ins Übermenschliche, Unendliche. Und da standen wir in der ewigen Frage der Religion.

Ich kannte ja Monakows Auffassung vom Ursprung und Wesen der Religion, wußte, daß sie sich ihm erschlossen hatte aus der erwiesenen Tendenz des lebenden Protoplasmas, seine Kontinuität ewig zu wahren und seine Beziehungen zum All, aus dem es hervorgegangen, von dem es ein winziges Bruchteil bildet, aufrechtzuerhalten und auszudrücken, daß sie sich ihm erschlossen hatte aus der Erforschung des Nervensystems als des lebendigen Instrumentes zur Verwirklichung jener Urtendenz, daß er also auch der Religion biologische Wurzeln, eine morphologische Grundlage zuerkannte und sie wie jede andere seelische Leistung des lebenden, organisierten Riesenprotoplasmas

Mensch, des Individuums wie der Kollektivität, wertete. Daß er jede tagespsychologische Erklärung der Religion als eine Art Trost- und Versicherungseinrichtung ablehnte, weil er ihren Ursprung nicht in der Sphäre menschlicher Gedanken, Befürchtungen und Hoffnungen sah, sondern eben viel tiefer, in weit zurückliegenden Entwicklungszuständen, wo von Bewußtsein und zusammenhängenden Gedankengängen noch nicht die Rede sein kann, dort, wo die treibenden Urkräfte die psychische Entwicklung des reifenden Menschen bestimmend vorbereiten. Und es war ja diese einheitliche Auffassung, die die Religion wie die Liebe und mit der Liebe den Urkräften des instinktiven Lebens einfügte, was mich innerlichst gepackt hatte. Heute aber sprach er so davon, daß man nicht allein das Große, sondern auch das mächtig Trostreiche, das Befreiende dieser Erfassung spürte, ihre Dunst und Dumpfheit lösende Heiterkeit, aber auch das heilig Geheimnisvolle. Und ich vernahm es so:

Religion: Das Hineinfügen des Menschen in die höchsten Zusammenhänge, ins Ganze des Kosmos, ins Unbegrenzte des Ortes und der Zeit. Ein stufenweises Hinausführen aus der Verkapselung des Einzelgeschöpfes in die Bruderwelt — o Wunderwerk der Liebe! — ins Weite der Schöpfung, aus der Verklammerung des Augenblicks ins Ewige, aus dem Irrsal menschlicher Verstörtheiten ins natürlich Gesetzhafte.

Religion: Führung nach dem Gebote jener Kraft,

die uns bewirkte, unablässig in uns weiterwirkt, durch uns wirkt, deren wir selber ein Teil, selber eingebettet in den allumfassenden Strom, unverlierbar dahinströmend von Ewigkeit zu Ewigkeit. Jene Kraft, die wir in allem spüren, die wir doch niemals fassen, niemals deuten werden. Und die unablässig in uns, mit uns spricht, unablässig bemüht, uns heilvoll zu leiten dorthin, wo Leben in Freudigkeit geschehen kann, unablässig an uns arbeitet, warnend, lobend, strafend und immer wieder gutmachend, und Krankheit, Glück, Wonne und Not sind ihre Werkzeuge und Gesittung und Gewissen ihre allmächtigen Mittel. Natürliche Gesittung, im Gegensatz zur menschlich und zeitlich bedingten Sitte, nicht Zwangsverordnung von außen, sondern Heilsforderung im Innern, natürliches Gewissen als Bewußtwerden jener heimlich ordnenden Macht, im Gegensatz zur konventionellen Moral kein Angelerntes, sondern eingeboren, zeitlos, Wegweiser zu uns selbst und zu den fernen Zielen, die über uns hinausführen ins Allgemeine.

Geist: Nicht Widersacher der Seele, ihr jüngerer Bruder, der, einmal zur Reife gelangt, sich mit ihr verbündet zu jenem hehren Gebilde triebgenährten Geistes, vergeistigter Gefühle, die zur Krone der gesamten psychischen Entwicklung werden und die wahren Kampfrichter im unendlichen Wettstreit der Triebe darstellen.

Der Mensch: Nicht der Verantwortung entbunden — denn ein letzter Entscheid zwischen richtig

und falsch steht ihm zu — aber hinausgehoben aus dem trüben Dunstkreis erstickender Sünde — denn recht und falsch liegen im Bezirk der ewigen Kraft — aufgehoben aus dem Staube, aufrecht hingestellt zu demütiger Zwiesprache mit dem wirklich All-Einen: „Führe mich nicht in Versuchung!"

Und die Religionen: Versuche, jene Kraft zu fassen, zu nennen, zu deuten. Wort werden zu lassen, was heimlich in uns spricht, ewige Gesetze in menschlich bindende Satzungen zu formen.

Offenbarung: Tiefst begründete, für die Gemeinschaft bindende Bekenntnisse auserwählter Menschen, die wir mit Recht als Gottbegnadete bezeichnen; denn mächtiger als alle andern werden diese aus dem Unbewußten des religiösen Instinktes geleitet, und ihre starke Syneidesis und das bewußte menschliche Gewissen stimmen in ihnen restlos überein. Und solchermaßen zutiefst beruhend im Göttlich-Natürlichen werden sie selbst zu Stimmen dieses Natürlichen, Dolmetsche der Horme, daß sie aussagen können über Forderung, Richtung und Wille der unergründlichen Kraft und darüber, was es auf sich hat mit dem sinngemäßen Leben, mit der Gemeinschaft, mit der Ewigkeit. Daß sie aus dem Tiefbewußten weissagen können. Deshalb gleichen sich die Lehren aller wahren Propheten durch die Jahrtausende, nur daß auch sie dem Gesetz der Entwicklung unterstehen. Und Einer faßte sie alle zusammen und nannte die ewige Kraft mit dem Namen Liebe. Und wußte es

so zu sagen, so schlicht, daß es zu aller Ohren dringen kann. Und er lebte seine Lehre grenzenlos. Das aber war so groß, in Jahrtausenden haben die Menschen solches nicht erfahren. Und in Jahrtausenden nicht erfaßt.

Derlei vernahm, spürte, schaute ich, während Constantin von Monakow in seiner emsig lehrenden Weise zu mir sprach. Worte leuchteten auf, prägten sich ein:

„Die Zehn Gebote, das Unser Vater — Kodifikation der Forderungen der Syneidesis."

„Das Gebet? Sich einstellen auf die Unendlichkeit, hineinlauschen in die geheime Stimme, sich gefügig machen für das Werk der unerforschlichen Kraft. Wie hat man die Menschen beraubt, als man ihnen mit oberflächlich rationalistischer Begründung und aus mangelnder Kenntnis der natürlichen Zusammenhänge und Kräfte das Gebet entwertete und nahm, statt ihnen dessen hehre Aufgabe als Hingewöhnung zu den höheren Zielen und Einfügung ins göttlich Ganze zu enthüllen! Arme, betrogene Seefahrer ohne Kompaß und Steuer. Und nun kommt der Sturm!"

„Schuld? Vergehen gegen die heiligen Ordnungen der Natur, gegen den Geist des Lebens in uns und in den anderen. Sünde? Eine durch die Kirche konstruierte Schuld zum Zweck der Erhaltung des kirchlichen Glaubens. Sie kann sich mit dem Begriff der Schuld decken und ihre Verdammung kann zusammenfallen mit dem Werk der Syneidesis. Sie kann aber auch in Konflikt geraten

mit ihr, und dann Gnade dem armen verängsteten Geschöpf, daß es nicht in die Irrsale der Lüge, der Verzweiflung, der Krankheit gerät! Der Mensch erfüllt sich nicht gegen, sondern mit seiner Natur. Wenn man ihm Selbstverleugnung zum Gebot und Selbsterfüllung zur Sünde macht, gerät er in die Unwahrheit, und das ist die Sünde gegen den Geist des Lebens."

„Die Religion muß uns zu einer würdigen Lebensfreude bringen. Ohne diese lohnt es sich nicht zu leben."

Während seines Gesprächs — mehr Rede als Gespräch, mehr laute Meditation als Rede — hatte sich im scheinenden Märzhimmel allmählich ein großer Wolkenzorn zusammengeballt, der schließlich mit Sturm und Platzregen, mit Donner und Blitz in ein wildes Frühlingsgewitter ausbrach. Aber derweil das Zimmer sich verdunkelte und dann von jähen Blitzen erhellt wurde, während der Sturm ganze Wasserfluten und losgerissene Äste gegen die Scheiben warf und der Donner immer ungeheurer heranrollte, hatte Monakow ruhig weitergesprochen, als ob dieser Weltuntergangstumult die selbstverständlichste Sache wäre. Und seine Gestalt, zur schwarzen Silhouette verdunkelt und im Einbruch der Blitze flammend umrissen, baute sich immer mächtiger, immer fremder vor mir auf, und es war gespenstisch, daß von dort her diese ruhige, unerschütterte Stimme kam, und un-

wahrscheinlich, daß man die kaum erhobene in all dem Tumult dennoch verstand. Aber das Bild dieses unbehelligten Menschen, der da mitten im Aufruhr der Natur ruhig seinen Gedanken nachging, die gewaltig stille Gestalt mitten im Blitzeflammen hat sich mir für immer eingeprägt. Wie ein Symbol.

Erst als ein Blitz in nächster Nähe niederfuhr und der gleichzeitige Donnerschlag die Wände erzittern machte, hielt er einen Augenblick inne und wandte sich leicht dem Fenster zu: „Schade, nun werden wir noch einmal Winter bekommen!“, dann aber spann er ungestört seine Gedanken weiter.

Er sprach von der Religion als Angelegenheit der Gesellschaft, vom Kult, von dem tief begründeten Bedürfnis nach Symbolen: „Ohne die bildhafte Vorstellung ist eine uns andauernd beeinflussende starke Gefühlsströmung nicht denkbar“ — von dem Bedürfnis, sich mit andern über die Symbole zu verständigen, in Gemeinschaft zu bekennen: „Nur in seltenen Fällen ist eine Religion Sache einzelner, von der Natur besonders begnadeter Menschen, zumeist ist sie ein kollektiver Besitz, ein soziales Gut“; aber er sprach auch von den Gefahren dieser Veräußerlichung, wie leicht man über dem Symbol dessen Ursprung und tiefen Sinn vergesse, und brachte damit in Zusammenhang die Erscheinung von Niedergang und Erstarrung der Konfessionen, der dann aber, dem natürlichen Gesetz gemäß, notwendig eine Wiedergeburt aus den Urkräften des religiösen Instinktes folgen müsse. Und er ließ die Ahnung durchblicken, daß wir uns einem solchen

Scheitelpunkt religiösen Lebens näherten. Und wehrte sich gegen das Verfahren des Theologen, der das Göttliche begrifflich scheidet und den Schöpfer vom Geschöpf trennt, aber warnte auch vor dem ewigen Widerpart des Theologen, vor dem Mystiker, der in der Ekstase die Vereinigung des künstlich Getrennten wieder herstellen möchte: „Die Einheit wird nicht auf künstlich ekstatischem Wege erzwungen, sondern erlebt als Erfüllung des Urnatürlichen. Es ist ja alles so geordnet, daß wir, indem wir unser vitales Programm erfüllen, ganz von selber auch ins Überpersönliche hineindringen. In der Reifung, im natürlichen Hineinwachsen in immer weitere Bereiche der Gemeinschaft, in immer höhere Zusammenhänge des Lebendigen vollzieht sich die wahre Unio mystica. Und in jedem Lebensalter erfüllt sie sich auf andere Weise, und wenn schon die Rückbildung begonnen hat in der Deklive des hohen Alters, kann es geschehen, daß jene höchsten Zusammenhänge, früher bloß geahnt, faßbar werden und in besonders begnadeten Augenblicken Wirklichkeit. Man steht nun dort, wo der Blick sehr weit geworden ist. Nun vernimmt man das große Orchester."

Er schien einen Augenblick diesem Worte nachzusinnen, das sich in einer Pause des abziehenden Gewitters geheimnisvoll vertat.

Und dann sprach er vom Greisenalter:

„Was haben sie das Alter bejammert und geschmäht, das Volk, die Ärzte, die Dichter! Shakespeare: ‚Greis — zweite Kindheit, gänzliches Ver-

gessen, ohne Augen, ohne Zahn, ohne Geschmack und alles!‘ Gewiß, Alter heißt Deklive, und es ist nicht immer leicht, dieser langsame Abbau; das geht nicht ohne körperliche und seelische Leiden mancher Art. Allein, das Alter ist nicht bloß Abbau, das ist den meisten entgangen.“ Und er zeigte den verbreiteten Fehler, nervöse und krankhafte Erscheinungen beim alten Menschen auf Rechnung der Jahre zu setzen, während sie ihren Grund anderswo haben, und daß eine richtige Beurteilung der späten Lebenszeit nur aus der Beobachtung des gesunden Greises gewonnen werden könne, und da gewahre man denn neben den Rückbildungssymptomen auch positive Erscheinungen: Wenn morphologisch gesprochen alles zurückgehe, könne doch im Gehirn des gesunden Greises immer noch ein Zuwachs festgestellt werden, da die zuletzt gereiften höchsten geistigen Funktionen sich auch im hohen Alter noch als entwicklungs- und differenzierungsfähig erweisen. Und besonders sei es eine gesteigerte Fähigkeit der Erfassung großer Zusammenhänge: „Das ist die Zeit des großen Orchesters, wo alles zusammenspielt. Dann schreibt Goethe seinen ‚Faust‘ und Haydn die ‚Schöpfung‘, und Michelangelo baut im Geiste jene Kuppel, die als das Sinnbild der Vereinigung zwischen Himmel und Erde über den Jahrhunderten steht. Aber auch der schlichte Mann kann dann zu jener Lebensweisheit gelangen, bei der sich die Jungen und Starken gern Rat holen.“

Und er erzählte mir, daß das große Gedankenorchester, wo das Zusammenwirken aller geistigen Gebiete sich natürlich gebe, sich bei ihm erst zu Ende der sechziger Jahre gebildet habe und daß er um die eigentliche Ernte seines Lebens gekommen wäre, wenn er das achte Jahrzehnt nicht erreicht hätte: „Sie sehen, alt werden kann auch Gnade sein und Alter Glück. Freilich ein Glück anderer Färbung, als man es früher verstand; denn Alter ist, menschlich gesprochen, Einsamkeit. Sie gehen. Und eines Tages verliert man auch das Liebste, den treuen Lebensgefährten, und das ist nun wie der Schnitt mitten durchs eigene Leben; man meint zunächst, nicht mehr mitmachen zu können.

„Allein, die geistigen Reserven, die man sich in dem langen Leben angelegt hat — Bildung heißt ja, sich Reserven schaffen, die uns ermöglichen, über die Unzulänglichkeiten des Daseins hinwegzukommen — diese Schatzkammern öffnen sich nun und schicken ihre Hilfen, und so kann es geschehen, daß es auf diesem letzten kahlen Wegstück in aller Verlassenheit wieder heimlich zu blühen beginnt.

„Zwar, man ist den Menschen fern; man ist vor ihnen ein wenig wie der Gelehrte, der den Ameisenhaufen beobachtet — hinausgerückt. Aber gerade der Abstand gibt Überblick, gewährt jenes Betrachten ohne Zorn und Eifer, das dem, der mitten im Leben steht, so schwer gelingt.

„Und in der Entrücktheit kommt man sich selber

nahe. Es geschieht da ein Seltsames: Auch sich selbst, das gelebte Leben, erlebt man nun als ein Ganzes. Man ist auch wie jene Bäume im Süden, die Frucht und Blüte zugleich tragen, Zeit und Raum sind unwesentlich geworden, und auf einmal ist alles nahe beieinander. Frühe Kindheit, Jugend, alles ist wieder gegenwärtig. Man entdeckt, daß man das alles noch, daß man es wieder ist. Diese ganze Stufenleiter der Gefühle, von den Urgefühlen bis zu den sublimsten — auf und ab, auf und ab. Und vielleicht ist es nicht nur ein Zuwachs im Denkvermögen, vielleicht auch einer im Gefühlsleben. Auch da klingt auf einmal alles zusammen. Auch da das große Orchester.

„Jetzt erst spürt man ganz, was es auf sich hat mit jenem Grundprinzip der Liebe — in der Jugend, da kannte man doch nur ihre Teilerscheinungen — wie sie alle Bewegung leitet: alles, Kampf, Glück, Leid ist in ihr eingebettet. Und auch der Tod. Denn auch ihn sieht man nicht mehr als Abbruch, jetzt, wo man den langsamen Übergang erlebt, und während der Körper sich zurückbildet, will sich der Geist schon hineinweben ins große Gewebe. Und so ist auch der Tod in der Liebe — letzte vollkommene Hingabe. Liebe in jenem höchsten Sinn als kosmische Liebe."

„Amor che muove il sole e l'altre stelle." Hatte ich laut gesprochen? Er nickte vor sich hin: „Ja, die großen Dichter haben es gewußt, und sie konnten es sagen."

Er schwieg. Dann raffte er sich zusammen wie

ein Erwachender, und auf seinem Gesicht, das die zurückkehrende Helle wieder deutlich machte, erschien ein seltsames, ein wenig verlegenes Lächeln: „Ich habe furchtbar lange gesprochen, eine ganze Predigt, und Sie gar nichts! Mein alter Fehler, ich rede zu viel und höre zu wenig zu. Gar, wenn es mich nimmt wie heute, daß ich förmlich über meine Gedanken stolpere, dann kann es geschehen, daß ich von meinen eigenen, nicht immer durchsichtigen Mitteilungen einfach mitgerissen werde."

Und als ich ihm widersprach, erhob er lachend den Finger:

„Ich will Ihnen etwas sagen: Man soll einem Menschen seine heilsame Selbsterkenntnis nicht ausreden. Sie hätten mir zustimmen müssen, dann hätte ich mich verteidigen können und etwa sagen, daß mein Monolog im Grunde doch ein Dialog war. Ja, auch Sie haben gesprochen. Ich kenne Sie nun schon gut genug, um Sie ohne Worte zu verstehen. Ihre Zustimmung, Ihren Widerspruch, alles lese ich in Ihrem Gesicht — und auch Ihre Fragen. Sehr oft ist das, was ich sage, eine Antwort auf Ihre stumme Frage. Das spüren Sie doch? Aber das nächste Mal kommen Sie daran. Ich will nicht nur Ihr Dozent und Schulmeister sein — Kameraden, Freunde, nicht wahr?" Und er reichte mir die Hand herzlich und nachdrücklich wie zu einem Bündnis.

Dann erhob er sich und trat ans Fenster.

Das Gewitter war vorüber. Auch der Regen ließ nach; aber weithin noch ein emsiges Wolken-

treiben. Er nickte: „Das sieht freilich anders aus als mittags. Doch man soll nicht über das Wetter schimpfen. Man sagt: Die Natur ist ernst. Übrigens gefällt mir das besser als jener unaufrichtige Frühling. Ich liebe die Bewegung in der Natur. Ein ewig blauer Himmel? Nicht zum Aushalten! Aber diese lebendigen Wolken, das ist schön wie ein ausdrucksvolles Gesicht, darin man lesen kann."

Dann wandte er sich wieder mir zu und, in überraschender Gedankenverbindung: „Haben Sie schon beachtet, wie die Menschen dieser Stadt ihre Gesichter verriegeln? Sie verstellen ihre Mimik aus Angst, sich zu entblößen, und so kann es oft lange dauern, bis man entdeckt, was sich Gutes und Unerwartetes in ihnen verbirgt. Der Russe ist so anders: er zeigt sich, läßt alles durchblicken, macht Dummheiten und entschuldigt sich. Beim Zürcher ist etwas, das fast an die Japaner erinnert, die sich hinter ihrem Gesicht verstecken. Dabei ist es nicht immer bewußt oder gar gewollt; oft leidet er selber darunter, und als ich es einmal einem in sein eingefrorenes Gesicht sagte: ‚Im Grunde sind Sie empfindsam!', brach er in Tränen aus. Ja, das offene Gesicht ist nicht nur eine Wohltat für die andern, auch für den, der es hat."

Später sprachen wir von den Frühlingsferien. Wir waren ins große Zimmer hinübergegangen, wo der rötliche Schein der Lampe alles warm und traulich machte. Er berichtete, daß er einen Aufenthalt auf Axenstein vorhabe, und wurde plötzlich lebhaft: „Wissen Sie was, kommen Sie mit!" Aber

als ich erklärte, daß ich um einer Arbeit willen — und nicht nur ihretwegen — der absoluten Einsamkeit bedürfe, stimmte er sofort zu: „Sie haben recht, das ist man sich schuldig in diesem domestizierten Dasein: man öffne von Zeit zu Zeit die brave Haustüre und fliehe in die Natur und in seine im Stillen ausgebaute Gedankenwelt. Das ist wie ein inneres Bad. Man gibt sich wieder einmal Rechenschaft darüber, was allen Menschen gemeinsam ist und was jeder nur für sich hat, und darüber, wie man beidem gerecht werden kann.“ Und er freute sich dessen, daß auch ich diese inbrünstige Liebe zur Einsamkeit kannte und die Seligkeit des Alleinseins, aber knüpfte, halb scherzhaft, einen merkwürdigen Rat daran: „Behalten Sie das als Geheimnis, sagen Sie es den andern nicht; sonst wittern sie Macht, und das ist nicht leicht zu ertragen.“

Dann kam er auf seine Arbeitspläne: „Von dem, was wir heute besprachen, schreibe ich gegenwärtig, einen Versuch über Religion und Nervensystem — der Titel, der manchen wundern oder abstoßen wird, ist Ihnen verständlich — und wissen Sie, was dann kommt? Ein Panegyrismus auf das natürliche Greisenalter. Ja, staunen Sie nur! Ein Loblied auf diesen geschmähten ‚Vortod‘ werde ich alter Kerl schreiben!“ Und er lachte sein kurzes rollendes Lachen.

Allein, diesmal hatte er meine wortlose Sprache falsch gedeutet. Mein Staunen hatte nicht dem Worte vom Loblied gegolten, sondern dem vom

Greisenalter. Es wollte sich so gar nicht mit diesem Manne vereinen lassen, der da aufrecht und lebendig vor mir saß, mit diesem lebhaften, aufgetanen, von heimlicher Jugend durchwärmten Gesicht. Und auch vorher, als die Phantastik des Gewitters seine Gestalt ins Ungeheure übertrieben und mit dem Flackern der Blitze sein Gesicht zerklüftet hatte, daß es uralt erschien, war doch nichts Greisenmäßiges an ihm gewesen, sondern eher das urweltlich Zeitlose eines Gebirges oder von Bäumen aus den Jahrhunderten. So hätte man sich jenen Klarsten und Rätselhaftesten unter den Weisen denken können, von dem die Legende erzählt, daß er mit achtzig Jahren zur Welt gekommen sei, Kind und weltenalt, wie sein Name es sagt: Lao-Tse.

Die alte Wetterregel behielt recht. Das Frühlingsgewitter brachte noch einmal den Winter. Nicht nur draußen in der Natur: auch für Constantin von Monakow folgten jenem aufrechten vorwärtsschauenden Tage wieder stillere, wehmütige, wo die Schatten der winterlichen Einsamkeit sich noch einmal dichter um ihn woben. Nicht, daß er davon gesprochen hätte. Nach außen wahrte er wie immer die aufrechte Haltung, und sich selbst suchte er in unablässiger Arbeit zu festigen und dadurch, daß er, gemäß der alten Arztgewohnheit, andern jenen Trost und jene Freude schenkte, nach denen er selber heimlich dürstete — seinen

leidtragenden Töchtern, die er auf jede Weise aufzumuntern und zu erfreuen suchte, dem alten schwerkranken Freunde, den er regelmäßig besuchte, und jenen, die er wie mich mit dem Reichtum seines Wissens beschenkte. Nur an kleinen heimlichen Zeichen erriet man die Wiederkunft schwerer Tage, am müderen Ton der Stimme, an einem verlorenen Blick, der plötzlich dieses lebendige Gesicht in Ratlosigkeit auflöste, oder beim Abschied, wenn seine sonst so sichere Hand auf einmal etwas herzberührend Hilfloses haben konnte, wie die Hände von Kindern, die man allein im dunkeln Zimmer zurückläßt. Erst viel später, als er den Anschluß ans freudige Leben wiedergewonnen hatte und er sich nicht mehr allein fühlte, sprach er mir von der Einsamkeit dieser winterlichen Zeiten, die er „furchtbar" nannte — sehr spät erst, am Abend vor seinem Tode.

Wenn ich aber alles recht bedenke, dann komme ich zu dem Schluß, daß es die reine, von soviel heiteren und hehren Erinnerungen gesegnete Einsamkeit von Axenstein war, die ihn zuerst aus jener dunkeln herauslöste und ihn leise wieder auf den Weg lebendiger Gemeinschaft führte. Und wenn das nun das Einzige wäre, was ich von diesem Erdenwinkel hier wüßte, es würde genügen, um ihn mir lieb und ehrfürchtig zu machen vor jedem andern.

Jener winterliche Rückfall hatte auch Monakows Aufenthalt hier hinausgeschoben. So kam es, daß wir ungefähr gleichzeitig verreisten und

daß unsere holden Exile in dieselben Maiwochen fielen. Schon aus seinen Briefen vernahm ich bald ein helleres, wärmeres Leben. Sie erzählten von viel Arbeit: „Ich korrigiere den Artikel Religion und Nervensystem. Gestern schrieb ich an den Zielen des Lebens, vorgestern an der Biologie des Rechts (Rechtsordnung im Organismus), alles im Freien und angeregt durch die großartig schöne alpine Abgeschiedenheit" — erzählten von genußreichen Morgen im Park: „Ich sitze in einem prachtvollen Buchenhain, den Fronalpstock und die Mythen vor mir — warm beleuchtet — und schreibe diese Zeilen auf einer etwas wackeligen Bank. Es ist früher Morgen und von den Kurgästen noch niemand auf. Alles im Park herrlich, nur der Vogelgesang unterbricht die Stille . . ." — schrieb von einsamen Ausflügen: „Gestern auf dem Rütli. Es war Prachtwetter, von Axenstein die Landstraße nach Brunnen zu Fuß — in einem Tempo wie vor zehn Jahren. Dabei nahm mein Naturgenuß und meine freudige Stimmung in steigender Weise zu (Höhepunkt Rütli)." Gelegentlich fand er nun ungewohnte Worte von wahrhaft dichterischer Gehobenheit für die Schönheit dieser Stätten, die er, die tausendmal geschauten, wie mit neuen Sinnen aufzunehmen schien, obgleich der reichliche Regen und viel kühle Zeit solcher Auffassung nicht eben günstig waren:

„Heute ist der zehnte Regentag; aber der Himmel fängt an sich zu klären, und es tröpfelt eigentlich nur noch von Zeit zu Zeit. Im Hotel herrscht noch

Morgenstille, doch habe ich bereits gefrühstückt. Befinde mich in einer gehobenen, feierlich ernsten — vielleicht etwas beseligenden Stimmung. Ich möchte nach meiner Weise beten.

„Ich habe ein hübsches, aussichtsreiches Plätzchen auf der Terrasse ausgesucht und trotz der Frische (8° R) mich in einen Sessel gesetzt; ich lasse meine Blicke auf den schönen Linien des Sees, die Buchten, die herrlichen Ufer schweifen. Seelisberg und Rütli liegen friedlich mir gegenüber, Ober- und Niederbauen sind noch umwölkt; Buochserhorn, Pilatus, Bürgenstock sind frei und heben sich oben ganz scharf ab. Im Westen wird es allmählich heller. Da und dort hinter dem Pilatus wagen sich blaue Inseln des Himmels vor. Wie schön ist doch das Gelände um den See, eigentlich bei jedem Wetter, bei bewölktem Himmel vielleicht noch eindrucksvoller: fortgesetzter Wechsel in der Wolkenbildung, in der Beleuchtung, in der Färbung des Laubes, in den Wiesen. Auch bei Regenwetter kann ich mich an diesem ernsten, verheißungsvollen Spiel und Weben in der Natur, das meinem Innern besonders heute so voll entspricht, nicht satt sehen — trotz der herrschenden Frische auf der Terrasse. Auch die hohen Föhren, die Buchengruppen mit ihrem jungen Grün im Vordergrund der Landschaft, nicht zuletzt die üppig blühenden, nun ganz durchnäßten Wiesen fesseln meine Blicke und heben meine Morgenstimmung.

„Ich denke an das in lauter Wirtschaftsdingen und in unmittelbar zu erledigenden Tagesgeschäf-

ten sich bewegende, sich protzig und nüchtern ausdehnende Groß-Zürich. Welche Alltäglichkeit und Armut an erhebenden Gedanken, welche kleinen Interessen mögen dort die Menschen beherrschen! Welcher Gegensatz zwischen Axenstein und der guten Limmatstadt, zwischen der öden Dufourstraße und dem Park mit seiner üppigen Vegetation und herrlichen Ausblicken auf die gebirgige Landschaft!

„Ich sehe, ich bin heute ganz poetisch geworden und ergehe mich in Schilderungen von Natureindrücken und persönlichen Stimmungen, wie ich es bisher nie getan habe. Werde ich am Abend meines Lebens gar etwa senil sentimental? Meinetwegen; aber solche Naturerlebnisse wie heute morgen in Verbindung mit meinen Erinnerungen aus den letzten Monaten und unter dem Eindruck, daß die Jahre beziehungsweise Monate, die zu leben und zu wirken mir vergönnt ist, knapp gezählt sind und ich meist in Abgeschiedenheit leben muß — bringen mich in eine Gemütsverfassung, die vielleicht etwas weich ist, aber doch durch eine beseligende Stimmung, gemischt mit gesunder Lebensfreude, gekennzeichnet ist ... Es ist neun Uhr, ich friere etwas und will in mein warmes Zimmer, meine gewohnte Arbeit — Biologie! — wieder aufnehmen ...“

Es war ein besonderer Tag, an dem diese Zeilen geschrieben wurden, die er mir mitteilte, obschon sie wohl ursprünglich nicht als Brief gedacht waren, der 15. Mai, der Halbjahrestag des Todes

seiner Gattin, und dieser Morgenbetrachtung war zu noch früherer Stunde eine andere vorausgegangen. Auch in sie gab er mir Einsicht, erst später und so, wie man einem ein Heimliches und Heiliges zeigt, darüber nicht geredet wird. Ein Gespräch mit der Toten. Schmerzvolle Erinnerungen, aber auch Dank für den Reichtum des Gewesenen und das stille Gelübde, aus jenem Reichtum Kraft zu schöpfen für die Zeit, die ihm noch blieb, Kraft zur Arbeit, Kraft zur Freude, zur tapfern Zuversicht in die Zukunft.

Im Herzen jener Maiwochen liegt dieser Tag, und wenn ich nun die Zeiten überblicke, die dann kamen, so meine ich zu sehen, wie der Bogen jenes Sommers — in immer reinere Höhen baute er sich, dessen Ziel nicht mehr im Zeitlichen lag — wie jener Weg hoch über alles seinen Anfang in dem Morgen nahm, da eben in diesem Zimmer hier, wo nun meine armen Blätter sich häufen, vor dem Bilde und im Angesicht der geliebten Toten das seltsame Gelübde niedergeschrieben wurde, darin einer, der schon dem Abend zueilte, sich noch einmal dem warmen Tage versprach.

Mir ist, als ob ich den Freund schon bei unserer Rückkehr in den ersten Junitagen irgendwie verändert fand. Wenn ich nun aber sagen würde: froher, wärmer, auf eine neue Weise dem Leben zugetan, so wäre das zuviel gesagt; denn auch jetzt gab es immer noch Stunden, über die der Kreuzesschatten des großen Schmerzes fiel. Aber es war vielleicht so, wie wenn man mit einem

Menschen einen Berg besteigt: schön und streng war der Weg zwischen morgenkühlem Gestein und über die schroffen kantigen Pfade bei andächtig sich weitenden Horizonten; aber plötzlich steht man im Hochtal, und vom nahgerückten Gipfel fällt der warme Schein einen an und löst alles Strenge, und da man nun auf erhellten Pfaden nebeneinander geht, sieht man sich anders, vertrauter und näher. Worte drängen sich, bis man merkt, daß es nur der allereinfachsten bedarf, um sich das Wesentliche zu sagen. Oder sehe ich es nur heute so und ist es das Wissen um die folgenden Zeiten, das mir auch diese in anderem Lichte erscheinen läßt?

Unsere Samstage nahmen mit Vorlesungen und Gesprächen den gewohnten Verlauf — sofern man das von solchen Tagen sagen kann, deren jeder sein besonderes Gesicht trug. Er hatte mir aus den Ferien die Korrekturbogen seiner Arbeit über Religion und Nervensystem mitgebracht, die in dem von ihm geleiteten Archiv erscheinen sollte. Er bot sie mir mit einem Lächeln: „Mein Schwanengesang", und ich nahm das lächelnde Wort als Scherz, wußte ich doch, wieviel bei ihm im Tun war, daß auch diese Arbeit bloß einen ersten Teil darstellte, daß er in einem zweiten den Zusammenhang zwischen nervösen Störungen und religiöser Verwahrlosung und die Rolle der Religion bei der Psychose aufzudecken gedachte. Ich wußte von dem weitschichtigen Plane, seine biologischen Erkenntnisse auf alle Gebiete des Lebens anzuwen-

den, hatte Einsicht in die hierher gehörenden angefangenen Manuskripte über die Biologie des Rechts, über Biologie und Kunst, Biologie und Musik und hatte lebendigen Anteil an dem stetig geförderten Panegyrismus des Alters, und so, wie ich ihn nach den Ferien wiederfand, vom Landaufenthalt gestärkt, von Bergluft gebräunt und befeuert von der Vielfalt lebendiger Verbindung, weiß Gott, er sah nicht aus wie einer, an den die Müdigkeit kam. Zwar, als er mir einige Wochen später das ursprüngliche Manuskript jener biologischen Betrachtung über die Religion schenkte, war da doch etwas, das mich hätte stutzig machen können; denn er überreichte es mir so, wie man einem ein Endgültiges gibt, ein Testament und Vermächtnis. Allein, meine Freude über die Gabe ließ keiner andern Regung Raum. Ich wußte, wieviel ihm diese Arbeit bedeutete, nicht bloß um ihres Inhalts und ihrer Grundsätzlichkeit willen, sie war ja das Schmerzensgeschenk seiner schweren Zeit: im noch heiter ahnungslosen Herbst begonnen, in der Frühlingseinsamkeit von Axenstein vollendet, tragen die fortlaufend datierten Handschriftblätter die vielfältigen Tage dieses schicksalhaften Winters an der Stirne, und was die streng geführte wissenschaftliche Arbeit dem Fernerstehenden nicht verrät, das vernimmt der Eingeweihte aus den unbewußten Geständnissen der Schrift, die, sonst scheinbar unveränderlich, hier wechselvoll erscheint von Blatt zu Blatt.

In der Arbeit wandte er sich wie immer an die

Fachgenossen. Sie stellt wiederum in gewissem Sinne eine Zusammenfassung, organische Weiterbildung und Auswertung der früheren Werke dar. Aufbauend auf der Biologie der Instinktwelt, als deren letzte genetische Etappe der religiöse Instinkt sich dartut, weiterbauend auf der in der Evolution und Vervollkommnung des Protoplasmas wirksamen schöpferischen Kraft der Horme und der unablässig die Innehaltung und Wiederherstellung der natürlichen Funktionsordnungen anstrebenden Syneidesis, erweitert sie sich zur großartig schlichten Konzeption einer humanbiologischen Weltschau, darin alles begründet, alles aufeinander bezogen, alles notwendig erscheint und trotz der erlösenden Klarheit doch der Rätsel und Ehrfurchten voll; denn wenn er auch leidenschaftlicher als irgendwer um Erweiterung gesicherten Wissens kämpfte, zu dessen Grenzen hat sich keiner freimütiger bekannt, und niemand hat die Weisheit des Nichtwissens, die Heiligkeit des Unerforschlichen demütiger erfaßt und fruchtbarer gedeutet als er. Und wenn er auch mit der Vorurteilslosigkeit eines Revolutionärs gegen Althergebrachtes angehen konnte („Genug, wir brechen mit allen Traditionen, und das ist das Einzige, was hier ernstlich in Betracht kommt!"), keiner hat sich ehrfürchtiger eingesetzt für das Wort derer, deren Weisheit und Weissagung er in Übereinstimmung fand mit den Kundgebungen des Urnatürlichen.

Sehr vieles von dem, was ich an jenem März-

nachmittag vernommen, fand ich in der Schrift wieder, aber nun eingefügt in den wohlgegliederten Bau wissenschaftlicher Darlegung und mannigfaltig bereichert. Der Zusammenhang der Religion mit Urbedürfnissen der Kreatur, ihre Bedeutung für das seelisch-körperliche Gedeihen des Einzelnen und der Gesamtheit fand hier die wissenschaftlich biologische Begründung, und die vielumstrittenen Begriffe Gewissen, Wahrheit, Recht, Intuition ihre biologische Durchleuchtung. Der Glaube, erfaßt als Urform synthetischer psychischer Vorgänge, wird in seiner Unausrottbarkeit erkannt und der urmächtige Einfluß seiner Inhalte auf die Lebensgestaltung der Menschen herausgehoben: „Wer sich vom Glauben an das Höchste in der Welt abkehrt, wendet ihn je nach seiner Bildung, Erfahrung und Einstellung minderwertigen Fragmenten und Reizen im Weltgeschehen (Götzen des täglichen Lebens) zu und wandert rastlos und unbefriedigt in seinem Gemüt herum.“ (Wie erschütternd verbildlicht dieses rastlose Herumwandern im Gemüt die Verlorenheit und Gefängnisangst dessen, der die Verbindung mit dem Ganzen, mit dem Ewigen verlor!) Denn niemand hat den Zusammenhang zwischen ethischer Verwahrlosung und Seelenkrankheit sicherer erfaßt als dieser große Arzt und ethisch hochstehende Mensch, an dem seine Schüler bestaunten, wie er die volle Integrität des Wandels mit der weitherzigsten Beurteilung moralischer Schwächen bei den anderen zu vereinen wußte.

Doch, wenn sein Hinweis auf die Kulturschäden unserer Zeit auch tief beunruhigend wirkt, so schöpft man wieder einen freiern Atem aus jenen Worten, die in die Zukunft weisen und denen trotz der gedämpften Behutsamkeit der Gelehrtensprache doch etwas innewohnt von der heimlichen Gewalt des Prophetenwortes:

„Solche einseitige, hauptsächlich auf ‚ökonomische Werte', auf Machtgewinn, persönliche Überlegenheit beziehungsweise Prestige einer Nation eingestellte ‚Prosperität' mußte im weiteren Verlaufe eine tiefe seelische Reaktion im Sinne einer moralischen Minderwertigkeit, eine kollektive Gefühlsöde und Armut auch an religiösen Gefühlen, wie sie zu Beginn des Krieges und später in Erscheinung trat, herbeiführen. Nach den bittern Erfahrungen des Krieges gewinnt man heute den Eindruck, daß — wenn auch langsam und unter Schwankungen — das Bedürfnis nach Pflege höherer Werte (Religion, harmonische Weltanschauung) von neuem Wurzeln im Volke faßt und daß das Sehnen nach Wiedererlangung der echten vitalen Lebensfreude, auf gesunder ethischer Grundlage, in Erfüllung gehen wird. Beim einzelnen Individuum wird eine solche Wandlung nicht selten eingeleitet durch Auftreten von sogenannten Kakongefühlen (subjektiv eine Art Katzenjammer) und von zeitweiser Abkehr von materiellen Genüssen respektive von einer Demoralisation, besonders auch mit Bezug auf die Sexualität (meist nachdem auf diesem Gebiet wilde Herrschaft der Leiden-

schaften im Werke war). Ansatzweise folgt dann die Einkehr und die Einstellung auf die entfernte Zukunft des Geschlechtes und auf die Unendlichkeit. — Es wäre nicht unmöglich, daß der Krieg — ähnlich wie andere Katastrophen im menschlichen Leben — nur eine stürmische Vorstufe (konvulsive Erschütterung) einer gewaltigen geistigen Weltbewegung (einer Vervollkommnung in ethischer Beziehung) in kommenden, vielleicht in nicht allzu entfernter Zeit bilden dürfte. (Umgestaltung vor allem ethischer und sozialer Verhältnisse; Erreichung einer sittlich höheren Kulturstufe.) Die Ziele im heutigen Welttreiben (starker Drang nach maschinellen Unternehmungen, nach lokomotorischen Genüssen, Begehren nach infantilen Zerstreuungen im Spiel, im übermäßigen Sport, Bedürfnis nach Rauschgiften usw.) sind noch wenig übersichtlich und eine Veredelung der Gesittung meines Erachtens noch wenig aussichtsvoll. Vielleicht dämmert aber doch, wenigstens in der Jugend (Jugendbewegung), der Morgen einer die richtigen biologischen Ziele der Geschlechter besser erfassenden Zukunft und einer heute noch nicht klaren ethischen Neueinstellung der Menschheit."

Als ich unter dem Eindruck dieser „biologischen Betrachtungen" Monakow davon sprach, daß die darin enthaltenen wegzeigenden Gedanken vor die Allgemeinheit gehörten, erschrak er beinahe und wehrte erregt ab: „Ich weiß nicht, ob Sie mich da begreifen. Ich habe einen tiefen Widerwillen gegen alle große Öffentlichkeit. So etwas schreibe

ich für wenige, meine Freunde, für die, die es verstehen. Für die Menge ist es nicht; sie würde es mißverstehen, vergröbern, verfälschen. Und um Gottes willen soll man nicht die Werbetrommel für meine Lehre rühren!"

Aber als dann die Wirkung der Schrift sich zu zeigen begann und bedeutende Männer, auch solche, die nicht zu seinen Fachgenossen gehörten — der Soziologe, der Jurist, der Pädagoge, der Schriftsteller — ihm begeistert zustimmten: „Ich habe noch niemals etwas gefunden, was mich der Idee der Unsterblichkeit und der reinen Gottesidee so nahegebracht hat wie dies ..." — „Hier sehe ich Land vor mir, auf dem ich meine bescheidene Hütte der Weltanschauung aufbauen und darin Trost und Befriedigung erwarten kann" — „Durch die biologische Fundierung der Religion wird die ganze Versöhnung (zwischen Religion und Wissenschaft) gegenstandslos" — „Das ist etwas unermeßlich Großes, was Sie dadurch den Menschen und vor allem der Zukunft geben". — Als auch andere dem Wunsch nach Verbreitung seiner Gedanken Ausdruck gaben, horchte er auf: „Das wäre schon recht, wenn das, was man gefunden, vielen zugute käme — allein, ich kann das unmöglich, für die Vielen schreiben, das müßten andere für mich tun."

Dann kam er lange nicht mehr darauf zurück. Auch von dem geplanten zweiten Teil der Studie sprach er nicht, und ebenso blieben die übrigen biologischen Arbeiten in ihren Anfängen stehen.

Es war auf einmal wie ein Atemholen mitten im Werk. Er selber nahm es nicht ohne Staunen wahr: „Früher hatte ich einen Tyrannen in mir, der mich unablässig zur systematischen Arbeit, zu großen zusammenhängenden Publikationen antrieb. Nun schweigt er mehr und mehr, und das ist mir recht.“

Es war aber nicht so, wie man rückblickend leicht annehmen könnte, daß der nahende Tod seine Feierabendstille voraussandte, es war vielmehr das Leben selbst, das sich ihm vor die Wissenschaft stellte. Ein Ähnliches — in stilleren Grenzen — ereignete sich wie damals, als er angesichts der Weltkatastrophe ein halbvollendetes Werk endgültig aufgab und unter mächtigen seelischen Bewegungen sich einem Neuen zuwandte, aus dem engern Kreise anatomisch-physiologischer Tatsachenerschließung hinausschreitend in die großen biologischen Zusammenhänge. Jenes eingreifende Seelendrama erfuhr jetzt sein stilleres Nachspiel, eine kleine heimliche Erneuerung. Diesmal war es der Schritt aus dem Wissenschaftlich-Biologischen ins lebendig Menschliche, also scheinbar weniger ein Schritt in die Weite als in die Wärme. Allein, Weite war auch hier; denn das alles stand doch im Blickfeld der letzten Dinge, gehörte hinein in den Zusammenhang des großen Orchesters.

Nicht so, als ob er sich nun von seiner Forschung abgewandt hätte — sie gehörte ja zu seinem Wesen wie Atem und Herzschlag — auch jetzt hatte jeder

Tag sein wissenschaftliches Pensum, und zu Beginn unserer Gespräche pflegte er halb scherzhaft zu fragen: „Und nun? Biologisch oder menschlich?" Aber das Menschliche, die Beschäftigung mit den Dingen des menschlichen Lebens trat in den Vordergrund, bestimmte seine Lebensweise, seine Lektüre, beherrschte mehr und mehr auch unsere Gespräche.

Vor allem war es das eigene Dasein, mit dem er sich innig beschäftigte — wie die russische Heimat auf einmal wieder dastand, wie er sein Leben vor mir aufbaute, von der frühesten Kindheit bis zum jüngst Gewesenen mit solch beglückender und ergreifender Offenheit aufbaute! — aber auch die Gegenwart wurde bedeutsam, und der Augenblick erhielt Gewicht. Der Panegyrismus des Alters, der mit dem steigenden Sommer ganz in den Vordergrund seines Schaffens trat, wurde zu einem summierenden Nachkapitel zur Vita, wurde zum unerschrockenen Selbstbekenntnis; denn zu dem wissenschaftlichen Material, an dem er seine physiologisch-psychologischen Studien über die Wandlungen im hohen Alter machte, gehörte auch er selbst, vor allem er selbst, dessen körperliche Verfassung, dessen seelische Zustände er dem schonungslos scharfen Diagnostikerblick des Arztes unterstellte. Es war aber nicht bloß um der wissenschaftlichen Ausbeute willen, daß er sein eigenes Leben in den ersten Plan setzte. Jenes Gelübde an die Tote war auch in schlicht menschlichem Sinne gemeint: die

Mächte des Lebens, deren Erforschung er Dasein und Kraft gewidmet, wollte er noch einmal menschlich erfahren; denn wenn er auch nie über der Wissenschaft den Zusammenhang mit dem warmen Leben ganz verloren hatte, Tschechows Geschichte eines Schriftstellers, der durch den Drang zum Schreiben und Dichten vom eigenen Leben abgedrängt wird und schließlich der Leere verfällt, machte ihn doch nachdenklich: „Diese Geschichte geht mich sehr an". Und er bekannte, sein Forschungs- und Schreibzwang habe auch ihm bisweilen das reine menschliche Genießen verdorben. Nun war es wie ein Nachholen, ein summierendes, geistiges Besitzergreifen — noch einmal.

Die Beschäftigung mit den großen Menschen der Vergangenheit, mit dichterischen Gestalten, die oft heftigen Auseinandersetzungen mit Werken der Dichtung, der Kunst, der Musik, die er vor allem auf ihren Wahrheitsgehalt, ihre wertebildenden Kräfte, ihren Lebensanteil hin untersuchte, gehört hinein in diese Phase einer neuen Lebensergreifung, aber auch sein Bedürfnis nach Menschenbeobachtung — gerne nahm er den Imbiß irgend an einem belebten Orte, wo man das Tun der Menschen ungestört beobachten, Wesen und Schicksal aus Mienenspiel und andern Ausdrucksbewegungen erschließen konnte — es gehörte dazu sein gesteigertes Bedürfnis nach Freundschaft, der Drang, Orte aufzusuchen, mit denen ihn frühe Erinnerungen verbanden; allein, wenn

er von solchen Ausflügen heimkehrte — auf den Rigi, nach Engelberg, ins Rheintal und immer wieder in die Urschweiz — dann war die sichtbare Freude, die er von dort zurückbrachte, doch nicht nur die einer aufgefrischten Jugenderinnerung, es war auch die ganz gegenwärtige eines neuen Erlebnisses, von dem er sich jeweils erfrischt fühlte, „wie nach einem Bad". So erfüllt und lebendig kehrte er heim wie ein junger Mensch, der Erstmaliges erfuhr und dem das Herz davon übergeht („gezähmte Ekstase" nannte er solche Verfassung), und man hatte bisweilen den Eindruck, als ob er die Welt mit gänzlich unverbrauchten, mit neuen Augen sähe. Es gehörte auch dazu, daß er auf einsamer Erkundigungsfahrt durch das Bündnerland, durchs Engadin und Bergell, auf die Suche nach einem erfreulichen Ferienorte ging (denn zur Zeit der Fremdenflut war ihm dieses Axenstein zu laut), und er kehrte erquickt und jung zurück mit vielfältigen Eindrücken, und Castasegna, wo er liebe Freunde fand, schien ihm der geeignete Ort zum Sommeraufenthalt. Aber auch das gehörte dazu, daß er diesen Plan eines Tages aufgab und uns plötzlich mit dem Entschluß überraschte, die Sommerferien daheim zu verbringen, in dem von den Angehörigen verlassenen Hause, in der von Freunden verlassenen Stadt: „Ich brauche nun nicht nach Castasegna zu gehen, Castasegna ist hier." Ja, es gehörte vielleicht am tiefsten dazu.

Die große Angelegenheit dieser Zeiten, die Aus-

einandersetzung mit dem Schicksal, dem gelebten, dem währenden Leben, das strenge Werk der Selbstbezwingung, das demütige der Fügung ins Unabänderliche, wo hätte es sich untrüglicher vollziehen können als hier vor der Zeugenschaft dieser verlassenen, vom schwersten Erlebnis noch erfüllten Räume? Aber auch jenes neue Gefühl, das Geschenk des großen Leides und der großen Tapferkeit, das in den einsamen Axensteiner Tagen die erste zaghafte Blüte trieb, wo hätte es sich tiefer bewähren können als in dem altvertrauten, von allen Mächten des gelebten Lebens gesegneten Bezirk? Denn nicht an neuen, nie gesehenen, sondern an den altvertrauten Dingen erfahren wir die Erneuerung des Auges und daß wir einen Schritt weitergekommen sind auf dem Weg der Erkenntnis, einen Schritt tiefer ins Innere des Wesens, einen Schritt näher an die Ursprünge.

Aber die selbstauferlegte Prüfung wurde zur Bewährung. Was in den einsamen Frühlingstagen hier heimlich aufgegangen war, das kam nun in dieser zweiten schweren Einsamkeit zur wundervollen Blüte. Denn Einsamkeit im herben Sinne war es, obschon er nicht ohne Verkehr blieb: wenn er auch zweimal in der Woche den alten kranken Freund und dessen Schwester, denen er sich aufs herzlichste verbunden fühlte, aufsuchte und regelmäßig von der ihm nahestehenden Freundin seiner Frau und auch etwa von durchreisenden Kollegen besucht wurde und wenn ich auch jeden zweiten oder dritten Nachmittag mit ihm verbrachte, es

blieben doch noch unendliche Stunden des gänzlichen Alleinseins im verstummten Hause, blieben jene langen Nächte, deren ergreifende Selbstgespräche aus schlaflosen Stunden er mir bisweilen anvertraute. Und doch wurde die Einsamkeitsprobe dieser stillen Sommerwochen zur hohen Zeit. Jetzt erst enthüllte sich mir der schicksalshafte Sinn meiner Begegnung mit diesem Manne, jetzt, da ich dem Mysterium des verklärten Leides, der Wandlung zu einer neuen höhern Freude beiwohnen und daran Anteil haben durfte, da ich das Mysterium des zur Reinheit höchster Bindungen gereiften Alters erlebte. Und es zeigte sich als das Mysterium der unvergänglichen Jugend.

Wenn ich nun an jene Zeit herantrete — mit zagem Worte; denn kann man, darf man ein Mysterium ins Wort erniedrigen? — es ist, wie wenn einer in den Wald blickt, dort, wo er tief und wölbig ist, mit hoch verflochtenen Kronen über mächtigen Stämmen, mit innig verwobenem Gesträuch über moosigem Grund, und die Sonne flicht goldene Bänder durch Kronen und Zweige und Gesträuch. Licht ist ein Faßbares und Lebendiges geworden, ein Goldenes und Grünes, das Wege zeigt, das Offenbare heimlich macht und das Dunkle verheißungsvoll, und der Raum, tausendfach durchsponnen von diesem Gold und Grün, von leisem Raunen und feinem Gewisper, hell aufspringendem Pfiff und lang hinhallendem Gesang,

der Raum wird ein Lebendiges, wird Gestalt, wird Fülle und Umhüllung. Und da steht man, winzig vor diesem unendlich Erfüllten, fühlt die Seligkeit des Kleinseindürfens vor einem Gewaltigen, und wenn man nun den Schritt hineinwagt, da ist es noch tieferes Glück: geborgen sein in diesem Großen und spüren, das war es, dahin gehörte man von Urbeginn. Und wenn man später wieder hinaustritt ins Offene und Helle — plump und wichtig steht man auf einmal zwischen Wiesenblümchen und niederem Gestrüpp und doch so armselig, so bloß in diesem allgemeinen Licht, das Fernes heranrückt und das Nahe entblößt und das kein Geheimnis zuläßt. Und wo man nun noch gehen mag: schwer und wichtig über nackte Wege oder ausgeliefert und verneint durch fremde Einsamkeiten des Gebirges, der Wüste, des Meeres oder engbrüstig, gehetzt und zermalmt im Gewirr der Gassen — immer wird man es nun mit sich tragen, dieses Urheimweh nach dem Walde. Und wer das nicht kennt, der versteht sie nicht, die Seher und Sager jener Völker, die aus den Wäldern kamen. Der weiß nichts von gotischen Domen, nichts von der großen deutschen Musik, nichts von des größten deutschen Dichters heiligstem Werk.

Mein erster Besuch bei dem Einsamen im leeren Hause ließ mich nicht ohne Sorgen. Wenn er auch nicht davon sprach, seinem weichen, stilleren, ein wenig hilflosen Wesen, dem ungewohnt hingezogenen, fast wehmütigen Abschied und der dringenden Aufforderung zu häufigem Besuch

fühlte ich es an, daß ihm das Wagnis dieser eigenwilligen Einsiedelei auflag, und mein Tagebuch erhielt die sorghafte Bemerkung: „Während der Weise und Eremit das Loblied auf die Einsamkeit anstimmt, hat der Mann, das Kind im Manne, ganz einfach Heimweh — nach den Töchtern, nach der Gattin — und fühlt sich verlassen. Was kann man tun? Es ist so leer um ihn.“

Aber das nächste Mal — zwei Tage lagen dazwischen — schien alles gewandelt. Man spürte es unmittelbar, das war kein verlassenes, kein totes Haus mehr, das war ein erfülltes Haus; irgendwie hatten die Stimmen des Lebens gesiegt. Er kam mir aufgeräumt, heiter entgegen: liebe Briefe von den Töchtern, und er hatte einen Plan! Am Samstag sollte es sein wie immer, da würde ich als Student kommen zu Vorlesung und Colloquium; aber für die anderen Tage gab es kein Programm, da würde man sich der Gunst der Stunde anvertrauen, einfach sich aussprechen, wie es eben kam — die Gefahr zweckloser Geselligkeit bestand für uns ja nicht — einfach beisammen sein und sich dessen freuen.

Er trug den Hausrock aus heller japanischer Seide; er sah sehr russisch aus und so, als ob er in den zwei Tagen eine geheimnisvolle Verjüngung erfahren hätte. Wir saßen auf der Gartenterrasse. Er schenkte mir den Tee aus dem Samowar und teilte nach uralter Freundessitte die kleinen Kuchen mit mir. Neben mir stand die dunkelviolette Glockenblume, die beiden Meisen hüpften zwi-

schen unsern Tellern hin und wieder, und aus den Birken rann Grün und Gold herab. Auf einmal war alles seltsam verzaubert und auf eine wunderliche Weise festlich.

An diesem Tage sprachen wir zum erstenmal von unserer Begegnung, und da kam es, daß wir uns plötzlich auf dem festgegründeten Boden einer von weither kommenden, natürlich gewachsenen, einer notwendigen Freundschaft fanden, und kein kleinstes Mißverständnis findet Raum darin, weil alle Wege klar sind, jeder unmittelbare Verbindung, und weil man eine Sprache spricht, deren Worte nicht verhüllen, sondern aussagen, und weil man auch jene Sprachen kennt, die keine Worte haben.

Auf diesem warmen fruchtbaren Boden wuchsen alle kommenden Tage, und wenn sie auch untereinander so verschieden waren, daß nun jeder als ein Besonderes in meiner Erinnerung dasteht, ein Zauberisches und Festliches war allen eigen; denn Constantin von Monakow war auch ein Meister des kleinen Orchesters. Er verstand sich wundervoll auf die subtile Kammermusik geistiger Gastlichkeit und wußte, wie man mit zarten Aufmerksamkeiten, mit heimlichen kleinen Überraschungen dem Gast das wärmende Gefühl des Erwartetseins, des Willkommenseins schenkt, daraus dann unmittelbar das holde Gewächs der Freude aufgeht.

Wie eine goldene Wolke hängt es über jener Zeit.

Der Samstag verlor bald sein einseitig wissenschaftliches Gesicht. Allzu innig waren Mensch-

liches und Biologisches ineinander verwoben, als daß sie sich immer hätten trennen lassen. Es gab wohl kaum ein Gebiet, das nicht irgend einmal zur Sprache kam, das nicht von des Meisters klugem Wort, aus seiner Hellsichtigkeit Beleuchtung erhielt, und vielleicht sollte ich nun versuchen, das eine oder andere aus jenen Gesprächen hier mitzuteilen.

Einen großen Raum beanspruchte darin alles schöpferische Menschenwerk, Kunst und Forschung, jene höchsten geistigen Leistungen, deren biologischen Grundlagen er nachging, deren menschliche Auswirkung ihn lebhaft beschäftigte. Und er fand die Urwurzeln der Kunst in der rhythmischen und räumlichen Organisation unseres Zentralnervensystems, erkannte in der folgerichtigen Entwicklung der kinetischen Melodie und ihrer dem Zweck angepaßten Auswirkung, in bestimmten rhythmisch gegliederten Kurven von irritativen Wellenbewegungen, die Grundlage für das allgültig Schöne, für das Harmonische, sah in der Störung solcher natürlichen Erregungsfolgen den Grund krankhafter Abirrungen in der Kunst: „Wird die zeitliche Gliederung durch unzeitgemäße und undisziplinierte Affektregungen gewaltsam durchbrochen oder beeinträchtigt, dann kommt es zu Ausdrucksformen, die Krämpfen, steilen Kurven, konvulsiven Bewegungen an die Seite zu stellen sind und nur von affektiv ähnlich Eingestellten genossen werden können.“ Denn in erster Linie betrachtete er die Kunst, die ihm „die weihevolle

Schöpferin, die Suchende und Formende im Rätselhaften, Unergründlichen“ war, als Ausdrucksmacht und betonte besonders ihren Gefühlsanteil. Vor allem bei der Musik, die er als „Transformation unserer Grundgefühle und seelischen Werte in rhythmisch organisierte Klänge unter Umgehung der Kausalität und Begriffe“ definierte und als unmittelbarsten Ausdruck unserer Gefühlswelt schätzte; aber auch der bildenden Kunst als „Ausdruck unserer chronischen, in der Tiefe still gepflegten und mit Symbolen aller Art ausgestatteten Gefühls- und Empfindungsatmosphäre“ billigte er größere Unmittelbarkeit und Echtheit der Gefühlsübermittlung zu als der verbalen, logisch gegliederten Sprache.

Und anderseits die Kunst als Eindrucksmacht: ihr Wesen sah er darin, daß sie uns das Innenleben mit Hilfe der wahrgenommenen äußeren Welt sinnfällig macht, ihre „hehre Aufgabe“ darin, daß sie Zusammenhänge aufdeckt, die dem blöden Auge des Nichtkünstlers entgehen oder von ihm falsch gewertet werden, daß sie uns ins Ganze führt, in der geschlossenen, innerlich verbundenen Welt des Kunstwerkes uns vom Stückwerk erlöst und die Ahnung der universellen Zusammenhänge erweckt: „Kunst, die im Stückwerk steckenbleibt, die nicht zur Idee durchdringt, ist Kunst des Abbaus, wirkt zersetzend, ist nicht wahre Kunst.“ Aber auch eine hohe soziale Mission sprach er den Künsten zu als Gestalterinnen bedeutungsvoller gemeinsamer Erlebnisse, als Bindemittel der Ge-

sinnung und seelischen Verfassung zwischen den Menschen, als einer Art kollektiver Harmonie und als überaus feinem Ausdrucksmittel des affektiven Zeitgeistes, und er sah im großbegnadeten Künstler nicht nur den Träger, auch den Vollzieher und Gestalter der zeitgenössischen geistigen Strömungen.

Es war aber doch wohl die Dichtung, der sich, zumal am Anfang jener Zeit, unsere Gespräche am häufigsten zuwandten. Von jeher hat sie in Monakows Leben eine große Rolle gespielt, und von je war er kritisch und wählerisch in seiner Lektüre gewesen, wie schon die Wahl der Bücher zeigt, die der junge Student einst der Braut schenkte: Dante, Homer, Jeremias Gotthelf, Herder, Goethe, Wilhelm Busch, Heine. In diesem Sommer hatte er sich neuerdings — wie damals in den Zeiten von Chésières — eindringlich mit seinen großen Russen beschäftigt, an denen er in erster Linie die subtile, tiefe und wahrhaftige Gestaltung der Lebenswirklichkeiten bewunderte: „Die Russen suchen die Menschen darzustellen wie sie sind, mit ihrem Janusgesicht, ihren Wandelbarkeiten und Widersprüchen, und sie lassen die Dinge und Menschen selber reden, sie konstruieren nicht!" Bisweilen maß er an ihnen die Pseudopsychologie und Pseudorealistik erfolgreicher moderner Schriftsteller, deren technische Finten und literarische Konstruiertheiten er klar durchschaute, deren innere Unwahrheiten er aufs feinste erspürte und streng verurteilte. Denn seiner hohen Auffassung vom

Berufe des Schriftstellers entsprachen die Forderungen, die er an diesen stellte. In erster Linie verlangte er von ihm, dessen künstlerische Begabung er als selbstverständliche Voraussetzung nahm, Aufrichtigkeit und den Ernst der Ergründung: „Es genügt nicht, daß der Dichter die Dinge klarmacht und sie herausstellt, daß sie leuchten, er muß sie auch begründen, und das ist das Schwerere.“ Und so unvereinbar mit der Sendung des Schriftstellers schien ihm alles äußerlich betriebsame Wesen, daß er sogar die absichtsvolle Suche nach dem Stoffe als seiner unwürdig erachtete: „Ein Dichter darf nicht nach Stoffen jagen. Man muß ein guter Mensch sein und warten, dann kommt es auf einmal ganz von selbst.“

Welch tiefe Einsicht in das Geheimnis dichterischer Konzeption verrät dieses Wort, aber auch welch hohen Anspruch an die menschlichen Eigenschaften des Dichters! Daß er ein innerlich wahrer, dem Wesentlichen zugewandter, der Ehrfurcht und der Begeisterung fähiger — ach, daß er ein lebendiger, ringender, liebender Mensch, ein innerlich Gesunder oder Gesundeter sei, der von den Vielen vernommen wird, schien ihm von großer Wichtigkeit für das Gedeihen eines Volkes, und es war ihm ein höchst besorgniserregendes Zeichen der Zeit, daß die Ungesegneten des Lebens so großen Einfluß gewannen — auch in seiner Wissenschaft: „Arme, die keinen Zweck, keine Richtung im Lebendigen zu entdecken vermögen, Leidende, in ihren Instinkten Angetastete, deren

menschliche Beziehungen allenthalben zu Konflikten führten, welke Neurotiker, die Freude mit Lust verwechseln, sozial und sexuell Gestrandete, die nun ihre persönliche Welttrübsal ihren Mitmenschen einzupflanzen suchen: Es wird einem bang für ein Volk, das auf solche Stimmen hört und an sie glaubt. Freilich, die Sache wird sich erschöpfen. Schon spürt man die Deklive; aber man sollte dann bereit sein mit einer größeren Auffassung des Lebens."

Die hohe Wertung der Aufgabe und Bedeutung des schöpferischen Menschen entspricht einer Weltanschauung, die die menschlichen Leistungen im Zusammenhang mit den universellen Problemen des Lebens zu betrachten gewohnt ist, und sinnlos wäre in Monakows Augen Platons Forderung, daß man die Dichtung aus dem Staate verbanne. Recht, Staat, Kunst waren für ihn Wirkung derselben Kraft, die das Universum wie den menschlichen Organismus schuf und ewig schafft, zugleich Ausdruck und Abbild des Gebildes Mensch, und eine gesunde Entwicklung des Staates, des Rechtes wie der Kunst sah er in deren Annäherung an das Vorbild der natürlichen Ordnungen im Zellenstaat; hatte er doch in diesen Ordnungen die allem Menschenheimweh nach Gemeinschaft, Übereinstimmung, Schönheit zugrunde liegende Wirklichkeit erkannt.

Oft auch sprachen wir von einzelnen Dichtern und Dichtungen: Tschechow, Dostojewskij, Keller (er hatte ihn persönlich gekannt, war Augenzeuge

des ersten Zusammentreffens zwischen Keller und Böcklin gewesen, und viel Seltsames und Tiefsinniges wußte er von den beiden zu erzählen, von Kellers uferloser Schweigsamkeit, von der geistvollen Beredsamkeit Böcklins, dessen Arzt Monakow gelegentlich war, von den Urbildern Kellerscher Dichtergestalten, wobei er etwa, trotz seiner Bewunderung für die schöpferische Phantasie und das gewaltige Dichterwort des großen Schweizers, bedauerte, daß dieser im Gegensatz zu den russischen Menschengestaltern so leicht ins Karikieren geriet). Dann Rousseau, dem er sich tief verbunden fühlte, dann immer wieder der Gewaltigste unter den Menschenbildnern und Seelenkündern, Shakespeare.

Aber einmal war es auch die Menschengestaltung und Seelendeutung bei einem Dichter, dem man solche Kunst um seiner frühen Zeit willen abzusprechen geneigt ist: das menschliche Problem in Sophokles' Ödipusdrama. Und wir sahen es als die Tragödie des Instinktlosen, des Menschen ohne innere Stimme. (Ist es die widernatürliche Handlung des kindsmörderischen Vaters oder die Lebenslüge der Pflegeeltern, was die natürliche Stimme nicht zur Entwicklung kommen ließ und den inneren Freund zum Schweigen brachte?) Sein Verstand ist scharf, daß er die Rätsel der Sphinx zu lösen vermag: aber die Stimme des Blutes vernimmt er nicht, weder im Falle des Vatermordes noch der Mutterehe, und auch der warnende Schreck der Gattin regt nichts in ihm

auf, und die im Orakel und im Spruch des Sehers verkörperte göttliche Stimme verrenkt er mit den Auslegungen des Verstandes: Überlegung und Überredung, die die natürlichen Regungen zurückhalten, konstruierte Kausalitäten, die die Augen verkleben für die natürliche Folgerichtigkeit, Gründe und Gründe, die die wahren Ursachen verdecken — so fügt sich dieses Gebäude der Verblendung, Erzeugnis des instinktverlassenen Verstandes. Aber instinktverlassener Verstand ist auch nur halber Verstand; so macht der Verblendete Fehler um Fehler auch im Denken. Das Ausreißen der Augen ist Sinnbild: Tod den trügerischen Sinnen, die das Gefühl mißleiteten! Ödipus hat nicht im menschlichen Sinne gesündigt, hat nicht bewußt gegen die Gesetze gefrevelt; aber er hat sich versündigt gegen die Stimme der Natur, wenn es auch unwillentlich und im Unbewußten geschah. Denn die Natur läßt ihrer nicht spotten, sie rächt sich! Und nun die tiefe, furchtbare, die Verantwortung alles Führertums ins grellste Licht setzende Wahrheit: Wenn der Führer sich gegen die Natur verfehlt, dann rächt sie sich auch am ganzen Volke. Die Pest kommt übers Land. (Wie erschütternd trifft solche Wahrheit gerade uns Heutige!) So zeigte sich uns im antiken Symbolgewand eine brennend heutige, die Tragödie des Instinktverlassenen, des gefühllosen Rechners, des triebarmen Intellektuellen, des Menschen der verdrängten Syneidesis, des ungeübten Gewissens.

Ödipus als der innerlich gesetzlose Mann des

äußeren Gesetzes. Wie oft war es die Frage des inneren Richters, die im Herzpunkt unserer Gespräche stand! Geheimes Wirken der Syneidesis, geheimnisvolles des Gewissens. Es bedurfte kaum der Worte, um Monakow mein weit zurückliegendes, einschneidendes Daimonionerlebnis mitzuteilen; denn Sokrates stand gewichtig auch in seinem Leben (wie traf es mich, als ich bei meinem ersten Besuch sah, daß dessen Bildnis in gleicher Weise Monakows Arbeitstisch beherrschte wie den meinen!), und auch ihm war er in erster Linie der Mann des Daimonions; aber schön und wunderreich war es, von den bedeutungsvollen, schicksalshaften Führungen und Fügungen der inneren Stimme sich zu erzählen.

Und dann das unerschöpfliche Thema jener bittersten Seelennot, die aus dem Zwiespalt zwischen dem natürlichen eingeborenen und dem künstlich anerzogenen Gewissen sich ergibt, zwischen der ursprünglichen inneren Stimme und der konventionellen Moral, ohne daß die Menschen im allgemeinen den Ursprung dieser Not erkennen, da ihnen die Zweiheit der Sache, die mit demselben Namen genannt wird, nicht zum Bewußtsein kommt. Freilich, die großen Dichter wußten immer von den zweierlei Gewissen. Gerne wies Monakow auf jenen Monolog des Königs im „Hamlet“ hin, der so tiefsinnig diese Dinge ausspricht. Klar und eindrücklich hat Spitteler es gestaltet in der „gestrengen Herrin“ Seele des Prometheus und dem Wechselbalg „Gewissen“ des Epimetheus. Und

einmal beschäftigte uns eine Stelle in einem Briefe Goethes, wo er eindringlich von diesem Konflikt spricht und sagt, daß jedes Schlimme und Schlimmste, was innerhalb der Gesetze begegnet, immer noch nicht den tausendsten Teil der Unbilden aufwiege, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir die Notwendigkeit empfinden, mit uns, mit andern und mit der Weltordnung ins Gleichgewicht zu kommen auf eine Weise, die uns außerhalb des Gesetzes stellt oder gar in Gegensatz zu Gesetz und Herkommen bringt und so den Schein der Verderbtheit auf uns wirft.

Aus solchen Gesprächen erhielt das heute so viel berufene irrtumträchtige Wort von der Erneuerung des Gewissens und die damit zusammenhängenden. zum Teil revolutionären Lehren ihre angemessene Beleuchtung. Daß eine solche nur Berechtigung habe im Sinne einer Annäherung der zeitbedingten und mit ihrer Zeit veralternden menschlichen Moral an die natürlichen, von der unbewußten Syneidesis und dem ins Bewußtsein dringenden Gewissen verteidigten Gesetze, wie wichtig es sei, daß man bei solchen Erneuerungen vorsichtig zu Werke gehe, damit man nicht mit dem vergänglichen Teil der alten Moralen und Religionen auch deren unvergänglichen verwerfe, mit den Zufügungen zeitlich-menschlicher Gemächte auch den Urbestand natürlich-göttlicher Gesetzhaftigkeit antaste. Daß es sich bei Erneuerungen des ethischen und religiösen Lebens nicht um Erneuerung des Gewissens handeln könne.

sondern um eine Umgestaltung der Gesittung im Sinne der neu erkannten Urgewalten des inneren Ordners und also um eine Erziehung zum Gewissen und durch das Gewissen: das waren Dinge, auf die hinzuweisen er nie unterließ. So erschien ihm ja auch die Hingewöhnung zur innern Stimme als die zentrale Frage der Erziehung, der individuellen und sozialen Menschengestaltung im Sinne der Entwicklung zu sich selber und zur Gemeinschaft, und als er mir einmal über das Thema der Erziehung einen Brief schrieb, dem er das Gewicht einer prinzipiellen und zusammenfassenden Äußerung gab, schloß er ihn mit den Worten: „Der junge Mensch vergesse nicht: es lebt in uns eine unsere Zukunft eskomptierende, von uns nicht erkannte, aber dennoch sicher und zielvoll arbeitende, vorausblickende Instanz (die unbestechliche Syneidesis), deren Mißachtung (von außen oder innen) oder Abdrängung oft erst in einer späteren Lebensperiode sich rächt (Depression, Angst, Gefühl von Minderwertigkeit usw.), deren Anhörung und die Befolgung deren Winke uns beseligende Gefühle und Frieden beschert."

So war es, wenn Constantin von Monakow von den Dingen redete: uralte Weisheit wurde jung, und uralter Irrtum zerfiel. Dabei war sein Wort nie aufklärerisch im hergebrachten Sinn. Bei seiner scharfen Erfassung der unendlichen Verflochtenheit des Lebendigen — wie wußte er die tausend-

fachen Verwebungen der menschlichen Natur darzutun, so fein, so vielgestaltig, so wechselnd, daß einem der Mut, Menschen zu bilden, gänzlich verging! — Bei seiner Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Geheimnisses mußte er aller schnellfertigen Aufklärung von Grund aus feind sein, und seiner behutsamen, stets streng zwischen Meinung und Tatsache trennenden Rede waren alle Künste der Überredung fremd. Ja, tief verdächtig war ihm das menschliche Wort. (Schon der Gymnasiast hatte über seinem Bett einen griechischen Spruch angebracht, der vor den Entgleisungen voreiliger Worte warnte.) Nie unterließ er es, auf die Unzulänglichkeiten, Gewaltsamkeiten, Vergröberungen und die trügerische Oberflächlichkeit der verbalen Sprache hinzuweisen; aber auch die unendlichen Fehlerquellen bei unsern Denkoperationen waren ihm bewußt, und welche Vergewaltigung der Wirklichkeit geschah bei deren gedanklichen Verarbeitung zu menschlichen Wahrheiten. Unermüdlich betonte er die Bedingtheit dessen, was wir Wahrheit nennen: „Jede Wahrheit ist eigentlich eine menschliche und relative. Denkt man sich den Menschen weg, so gibt es im Kosmos nur Selbstverständlichkeiten." Und so wichtig war ihm die klare Unterscheidung zwischen der natürlichen, organisch Ursache und Wirkung verbindenden Kausalität und dem künstlichen Gefüge menschlicher Begründung, daß er sie mit besondern Namen belegte und jene nach einem Worte des Konfuzius als „Wurzelastkausalität" bezeichnete, diese

aber als zusammengeklebte, als „agglutinierte“ Kausalität. Und wie fein hat er dieses Gewebe der menschlichen Begründung durchleuchtet, wo Unbewußtes wie Bewußtes zusammenwirken, um die Lücken in der natürlichen Folge auszufüllen mit Wunsch und Wahn und Absicht, wie unerbittlich hat er die — ach, oft so schüttern und trügerischen — Stützen dessen aufgedeckt, was wir „unsere festen Überzeugungen“ nennen!

Nein, Monakow war nicht der Mann der leichten Aufklärung und des rasch zündenden Wortes. Die Klärung, die er bewirkte, schien mehr von den Dingen herzukommen als aus seinem Wort, wurde weniger als Überwältigung von außen empfunden denn als Vorgang in unserem Innern und vollzog sich auch hier nicht stürmisch unter Jubel und Schreck der Umstürze, sondern als das emsige Werk heimlicher Umstellung und richtender Ordnung, als ein stetes Hineinwachsen in die hehre und doch wunderbar heimische Welt heiterer Selbstverständlichkeit. Seine Klärung hatte nichts zu tun mit jener bezaubernden Entzauberung, mit dem betörenden Geheimnislüften derer, die sich aus der Welt ein leichtes Rätsel machen, sondern war ehrfürchtig behutsames Heranführen durch die Erscheinung an das Gesetz.

Daher kam es, daß man sich in solchen Stunden, wo sein Wort herrschte, fühlen konnte wie unter dem Sternenhimmel: auf einmal ruft es einen an aus den urvertrauten Zeichen, daß die großen Ordnungen vernehmlich werden, und alles Fratzen-

werk des Tages erscheint wie Täuschung, wie Truggeburt der mangelnden Erkenntnis, und es ist wie ein Vorschauen in jene Bezirke, wo die Gegensätze dahinfallen: Schöpfer-Geschöpf, Außen-Innen, Diesseits-Jenseits, das, was war, und das, was sein wird, Einst-Einst, Vergängliches und Ewiges, Fortschritt und Rückgang — alle aufgehoben im unendlichen Rhythmus des Lebendigen.

So war es, wenn Monakow von den Dingen redete: stilles Erhellen und Gelassenheit der Natur.

Allein inniger, ergreifender waren jene Stunden, wo er von sich selber sprach, wo er sich aussprach. Denn diese Zeiten standen im Zeichen des Bekenntnisses. Das kann nicht bloß von der Beschäftigung mit dem Panegyrismus des Alters, den er in diesen Wochen vollendete und gewissermaßen auch erlebte und der — oh, nicht nur Loblied auf die Gnaden des Alters, auch grausame Enthüllung seiner Demütigungen und Bitternisse! — der immer mehr zum Selbstbekenntnis sich auswuchs: der Drang zur Konfession hatte seinen Grund noch anderswo.

Seitdem die Vorstellung, daß ich dereinst mit Vermittlung seiner Lehre auch das Bildnis seines Daseins an die Menschen weitergeben könnte, in ihm lebendig zu werden begann (ihren Ausdruck fand sie in der weihevollen Stunde jenes 8. August, wo er seine intimen Manuskripte und die „Arcana“ seines Geschriebenen mir und meinem stillen Gelübde anvertraute), seit jener Zeit war in ihm das Bedürfnis da, sich mir rückhaltlos zu

eröffnen; denn so lieb ihm der Gedanke war, daß die für alles gedeihliche Leben nötige Temperatur meiner Darstellung nicht fehlen würde („es ist alles anders, wenn Wärme dabei ist“), so sehr fürchtete er, ich könnte mich durch eine angeborene Begeisterungsfähigkeit, die er nicht immer billigte, verleiten lassen, ihn besser zu zeigen, als er war, und er tat alles, um mich vor solcher verschönernden Zeichnung zu bewahren. Denn die Rechtfertigung einer Biographie sah er allein darin, daß sie als unverfälschte Urkunde des Lebens unser Wissen um die menschlichen Dinge bereichert und vor allem, daß sie als Beispiel gelebten Daseins jenen, die das vitale Drama noch zu bestehen haben, ihre schwere Aufgabe warnend und weisend erleichtern hilft. Sein eigenes Leben schien ihm vor allem geeignet, um daran jungen, kämpfenden Menschen zu zeigen, daß schwere Jugend, langes Verweilen in widriger Lebenslage, bitterstes Mißgeschick, Lieblosigkeit, Mißerfolge und harte Gegnerschaft, aber auch die Schwierigkeiten, Widerstände und Versuchungen der eigenen Natur, die Beschattungen durch Heredität und Erziehung doch schließlich den Weg zu günstiger Lebensgestaltung und einem innerlich und äußerlich fruchtbaren Dasein nicht zu versperren brauchen, vorausgesetzt, daß man, unbekümmert um momentan prekäre äußere Umstände, seine Fähigkeiten und seinen Charakter mit zäher Kraft weiter ausbaut und die Pflichten gegenüber den Mitmenschen und sich selbst mannhaft erfüllt, daß man sich, unver-

leitet durch die äußeren Erfolge, ganz einsetzt für die Sache, daß man den Mut hat zu sich selbst und zu dem einmal gewählten Weg. Und daß man nicht nachläßt im Kampf, sondern ihn jeden Tag neu auf sich nimmt.

Deshalb, weil er auf diese Dinge alles Gewicht legte, war ihm so sehr daran gelegen, mich die ganze Wahrheit über sich wissen zu lassen, mich auch über das zu unterrichten, was er seine Fehler nannte: „Was geht uns ein idealisierter oder gar ins Vollkommene gesteigerter Mensch an? Und einen Fehlerlosen könnten wir auch nicht lieben, er würde uns erschrecken! Nur eine solche Biographie kann den andern zu Trost und Lehre werden, die uns den Menschen in seiner ganzen Menschlichkeit zeigt."

Wie hat er sich gemüht, seine Menschlichkeiten vor mir aufzuschließen! Jenes Wort, mit dem er eine gewisse Unstimmigkeit zwischen Rousseaus Briefen und den „Confessions" zu entschuldigen suchte: „Wir haben auch etwa Mitleid mit uns", schien für ihn keine Gültigkeit zu haben. Mitleidslos zündete er hinein in alle Phasen seines gelebten Lebens, um jene Dinge aufzuspüren, die andere zu verbergen suchen: die kleinen Lügen des kleinen, die großen Prahlereien des großen Jungen, Tollheiten des Studenten, Ehrgeiz des Gelehrten und Eitelkeiten, Leidenschaften, Gewaltsamkeiten der starken Jahre und Schwächen und Empfindlichkeiten des Alters — alle erhielten ihre unnachsichtigen Belege aus seinem Dasein; aber vor allem

auch die Schwächen der eigenen Natur wurden hervorgekehrt. Sein angeborener Hang zu Macht und Despotismus („als Kind wünschte ich mir, General zu werden. Ich konnte nicht gehorchen, deshalb mußte ich befehlen“), rasche Erregbarkeit und jäher Zorn, die einen zu Worten hinreißen, die man nachträglich bereut, gelegentliche Euphorie, Hang zu Überlegenheit und Verkennung der Verdienste anderer, aber auch Neigung zu Wohlleben und mangelnder Widerstand gegen Ansuchungen aus solcher Sphäre, und er begnügte sich nicht mit der Festlegung solcher Anlagen, sondern wies auch auf deren ungute Auswirkungen hin und verhehlte es nicht, wenn es das Schicksal oder die Güte und Nachgiebigkeit anderer waren, die solche verhinderten. Und er sprach von diesen Dingen nicht als von einem Zurückliegenden und Überwundenen, sondern spürte sie auch im Gegenwärtigen auf (noch sehe ich das schmerzliche Erschrecken auf seinem Gesicht, als er mitten in erboster Klage über eine Kränkung plötzlich innehielt und sich dann leise zurechtwies: „Ein guter Mensch dürfte nie empfindlich sein“); denn die Mahnung, nie aufzuhören mit dem Werk der Selbsterziehung, richtete er in erster Linie an sich selbst.

Es hätte wohl eine rechte Qual bedeuten können, Zeuge solch rückhaltloser Selbstkritik zu sein; allein, da kein Schatten von Selbstquälerei oder gar Bekenntniswollust diesen Geständnissen anhing, die vielmehr unverkennbare Eingebung

reiner Aufrichtigkeit und des stolzen Willens zur Wahrheit waren, konnte man sie annehmen, wie sie geboten wurden, rein und heiter, und so geschah es, daß, während er sein Bild rundum mit Menschlichkeiten zu füllen trachtete, um es vor meinen Augen tiefer zu stellen, die Art, wie er es tat, dieses Bild in einen Adel erhob, der Idealisierung weder nötig hat, noch erträgt; denn wenn Charakterfehler (und das heißt Abweichungen von einem geforderten Ideal), wenn Irrtümer und Verfehlungen zu den selbstverständlichen Voraussetzungen und Begleiterscheinungen jedes menschlichen Daseins gehören, so gewiß nicht deren klare Erkenntnis und folgerichtige Bekämpfung, wie sie für Monakows Wandel kennzeichnend sind. Aber das Seltenste ist vielleicht doch solcher Freimut des Bekenntnisses. Was ich vordem an Konfessionen vernommen, die berühmten der Dichter und Heiligen mit eingerechnet, erschien mir nun, da ich sie mit seinem Worte verglich, in anderem Licht: Waren sie nicht irgendwie eingerichtet? Irgendwie getrübt durch die Absichtlichkeiten der Selbstbespiegelung oder Selbsterniedrigung? Gemessen an der schlichten, sachlich saubern Aufrichtigkeit dieses Mannes, schienen jene mir auf einmal nicht mehr ganz rein. Freilich, wie streng und wie lückenlos genau seine Bekenntnisse waren, das erfuhr ich erst, als der Schatz der Briefe, der Selbstgespräche, der Tagebücher und der Arcana sich vor mir öffnete und es sich zeigte, daß diese gewaltige, das berufliche wie das intime

Leben von Jugend auf umfassende Dokumentensammlung nichts mehr beizusteuern hatte zum freiwilligen Schuldenverzeichnis dieses Mannes der starken Syneidesis und des immer wachen Gewissens, daß sie aber seine Selbstanklagen tausendfach widerlegten durch das Zeugnis der Gesinnung und der Tat.

Wenn schon freundschaftliches Vertrauen die natürliche Voraussetzung solch rückhaltloser Offenheit darstellte, so waren es anderseits wiederum diese Bekenntnisse, durch die unsere Vertrautheit Vertiefung erfuhr und diese stillen Sommertage eine nie erlebte Weihe.

Da wähnen nun die Menschen, aufrichtig gegeneinander zu sein, und wenn das Leben sie nah zusammenrückt, daß sie sich „Du" sagen, das Intime austauschen, allen Kleinkram voreinander auspacken und sich gegenseitig ausschöpfen wie mit Löffeln, dann meinen sie, sich restlos zu kennen. Geschieht es einem aber, daß ein Mensch sich uns in seinem Wesentlichen mitteilt, sich ganz und aus eigenem Antrieb eröffnet und so, daß auch uns Offenheit das Selbstverständliche wird und man nur noch einen Wunsch kennt, ganz wahr zu sein voreinander: dann spürt man am Neuen und Überwältigenden dieses Erlebnisses, wie dünn es bestellt ist um die menschlichen Aufrichtigkeiten, wie dick die Wände, die uns im eigentlichen voneinander trennen, daß allzu große Nähe uns gleichermaßen in Verstecke treiben kann wie Fremdheit und liebende Rücksicht nicht

weniger als Mißtrauen, daß das, was man leichthin als Gewöhnliches vermutet, in Wahrheit das Wunderbare ist.

Auch er empfand es so, und das Wort vom Wunder, das der streng Abwägende sonst so selten brauchte, drängte sich ihm nun immer wieder auf: „Ist es nicht wunderbar, daß wir nun dieses erleben?“ Oft staunte er: „Nie habe ich mich vor einem Menschen so aufgedeckt — man soll das ja auch nicht vor seinen Angehörigen — wenn es einem aber geschieht, daß man sich so geben kann, dann muß man es einfach annehmen. Ich sehe ja auch Sie durch und durch: Vertrauen ohne Grenzen.“ Und er lächelte: „Da kann man nun so alt werden, wie man will, immer noch gibt es neue Wunder zu erleben.“

Bisweilen suchte er, das Außerordentliche zu erklären: „Es ist so wunderbar, weil Basis und Ziel anders als überall sonst. Sie wissen ja, wie verschiedene Möglichkeiten es gibt: man kann sich an einem Tautropfen freuen und am Weltall, dazwischen sind alle Stufen der Freude. Aber der reine Zusammenklang, ja, wenn man solches erleben darf!“

Und ein andermal: „Es gab eine Zeit, wo mir die Einsamkeit über alles ging, wahre Orgien des Alleinseins habe ich gefeiert — Sie wissen, die Tage von Chésières — und eigentlich hat es seither nie mehr ganz aufgehört; aber wenn man dann den lieben Kameraden fand, der auf denselben Wegen geht, der unsere Einsamkeit zu teilen vermag, so

daß er ihren Segen nicht stört, aber ihrer Not ein Ende macht... Wenn die Menschen wüßten, wie wenig es braucht zur großen Freude: Zwei, die gleichgerichtete Gedanken haben und ein hohes Ziel, die sich wohlwollen und sich ganz verstehen; sie brauchen nur im selben Raum zu sein, und diese Stube wird zum Zauberschloß. So einfach, und doch scheint es das Seltenste. Oft wartet einer ein ganzes Leben umsonst darauf."

Von da an nannte er das große trauliche Zimmer unter dem Birkenschatten — halb scherzhaft, halb geheimnisvoll — das Zauberschloß. Das aber war wohl der Sinn des Zauberschlosses, daß man sich da, fern von allem, was Alltag heißt, zusammenfand in dieser widerstandslos reinen Atmosphäre gemeinsamer Einsamkeit; denn wie reich er einen auch beschenkte und anregte, wie weit und neu die Wege waren, die er einen wies, alle Gabe schien aus dem Eigenen zu kommen, und alle Wege führten einen tiefer zurück zu sich selbst. Freiheit, Entrücktheit, Erhebung, diese Gnaden der hehren Einsamkeit schenkte die Nähe des Mannes, und wenn man von ihm kam, war man wie einer, der vom Gipfel zu Tale steigt oder der aus den tiefen Wäldern kommt, innerlich still, geläutert, sich selbst zurückgegeben.

Es ist bezeichnend für unsere von allen gesellschaftlichen Gegebenheiten losgelöste Beziehung, daß er mich nicht Freundin nannte, sondern Freund, und zwar mit dem russischen Worte „Moi Drug", weil ihm das Deutsche dafür zu ab-

genutzt erschien („Alles nennt man im Deutschen mit diesem Wort: lieber Freund, guter Freund, freundliche Grüße — immer Freund, Freund! Aber im Russischen hat man für jede Nuance den besondern Ausdruck und so auch für die innigste geistige Verbindung"). Wenn er aber von mir wünschte, daß ich ihn mit dem Namen seiner frühen Tage, Kostja, nenne, da war das nicht bloß als Zeichen freundschaftlichen Vertrauens gemeint. In diesem Heraufholen des ursprünglichen, von allen Wandlungen des Lebens unberührten Namens lag etwas Sinnbildhaftes, das der Bedeutung jener Tage zukam; denn neben der stillen Erfüllung unserer Freundschaft vollzog sich damals noch ein Anderes, Geheimnisvolleres, das, was er „das große Aufräumen" nannte. Das langsame Hinausgleiten aus den Verstrickungen des Daseins, das entschlossene Ablegen allen äußern Beiwerks und Zierats des Lebens, diese Urständ des schlicht Menschlichen — „Das gehört zum Schönen des Alters, man wird feinfühlender, kritischer, man durchschaut das Unechte und mißtraut auch dem eigenen Ruhm: Ist es nicht Machenschaft der Freunde? Über das alles kommt man hinaus. Man gibt anderem Wichtigkeit" — die Neugeburt der reinen, geeinten, von allem Kram befreiten Persönlichkeit, von der er schon am Tage des Frühlingsgewitters sprach, vollzog sich nun in dieser gesegneten Zeit. Und vollendete sich. Jene Stunde, da wir unter dem großen Fenster standen: „Nun ist alles von mir abgefallen, und ich bin

nur noch ich selber, wieder ich selber, der alte Kostja" — aber da hing in den Birken bereits der gelbe Herbst.

Kostja, das war der heimliche Name des gewandelten, zu sich selbst zurückverwandelten Menschen, und wenn er mir diesen Namen anvertraute, dann hieß das freilich, daß auch zwischen uns nur noch das unverziert Menschliche gelten sollte. Aber weiß nun einer, wie nahe dieses unverziert Menschliche am Ewigen ist? Solchermaßen wieder eingefügt in die natürlichen Verbände mit dem Ausblick nach der Vergangenheit und in die Zukunft — wie nahe verbunden fühlte er sich dem großen Volke derer, die waren, wie weit hinaus ins Kommende spürte sein Glaube, wie hoch ins göttlich Menschliche drang sein Sinn! — wer so dem Keimgrund des Lebendigen zurückgegeben ist, dem kann der Augenblick zum Brennpunkt der Ewigkeit werden. Wie manchen solcher Ewigkeitsaugenblicke enthielt der Weg durch jene Sommerstille! Weg über alles möchte ich ihn nennen mit dem Worte des Apostels.

Die Abwehr alles Zierhaften und Formelwesens steigerte auch Monakows alten Widerwillen gegen die sprachlichen Verbrauchtheiten gelegentlich bis zur Ächtung des Wortes. Schon lange hatte er in Rede und Brief alle Floskeln der Begrüßung abgetan. Nie vernahm man von ihm das „tausendfach entweihte" Wort Dank, und als er es mir einmal in einen Brief setzte, tat er es so, daß das Außerordentliche dieser Gebärde spürbar wurde: „Nun

sage ich ‚danke!‘ und weiß, was ich damit sage.“ Wie jammerte ihn die Entsinnlichung und Sinnlosmachung lebendiger Worte: „Du, Wir — ja, ahnen denn die Menschen noch, was Gewaltiges da ausgesprochen wird?“ Denn gerade, weil er, der als Biologe auch den geheimnisvollen Wegen der Sprachbildung nachgespürt hatte, die Bedeutung, das Symbolhafte des Wortes stärker fühlte und inniger erfaßte als die andern, schmerzte ihn die überhandnehmende Verflachung dieses vornehmsten Ausdrucksmittels, und er empfand sie in gewissen Fällen geradezu als Entweihung. Schließlich kam es so weit, daß er der Sprache das Recht, Feinstes und Tiefstes auszusagen, bestritt. Oft konnte er mitten im Satze abbrechen: „Die letzten, hehrsten Gedanken, das wirklich Große soll man nicht in Worte fassen; dazu sind diese zu grob, zu verschliffen und zu arm.“ Vor allem aber war es die Welt der Gefühle, die er vor der Profanierung der Sprache zu schützen suchte: „Die heiligsten Gefühle, was uns am innigsten angeht, die bleiben am besten unausgesprochen.“ So mündete mancher große Gedanke, manches tiefe seelische Erlebnis im Schweigen. Das aber waren die Augenblicke, wo ein anderes eingriff. Und wenn ich nun meine, daß es über jenen Sommerwochen hing wie eine goldene Wolke, so kommt das wohl am meisten aus jenen Stunden, wo die Worte versagten und das Andere an ihre Stelle trat.

Der hat keinen rechten Begriff vom Wesen Monakows, der nicht weiß, welchen Anteil daran die Musik hatte. Nachdem die Aufführung der Oratorien, in denen der junge Zögling des Krauseschen Instituts in Dresden als Solosänger auftrat, das Kapitel Musik in seinem Leben eindrucksvoll eröffnet hatten, schloß es sich nie mehr, sondern wurde ein lebendigster Bestandteil dieses Daseins, kein offenbarer zwar, aber um so mächtiger in seinem heimlich herznahen Wirken; denn die Musik war für Monakow weit weniger eine Angelegenheit der Kunstaufnahme oder -vermittlung als des persönlichen Ausdruckes. Sie war ihm die natürliche Sprache. In seinem Verhalten zu ihr zeigt sich seine Autodidaktennatur von ihrer eigenwilligsten Seite: als der Geigenlehrer den Knaben mit seinen Pedanterien langweilt, legt dieser das Instrument weg, und wenn er es weit später wieder hervorholt, spielt er es nach eigener Weise. Kaum daß der Gymnasiast sich höchst eigenartig nach eigener Methode in fabelhaft kurzer Zeit das Klavierspiel und einige Beherrschung des Harmoniums angeeignet hat, versucht er es bereits mit eigenen Kompositionen nach einer selbsterdachten Harmonielehre. Mit der Vertonung von Gedichten wirbt der Student um die heimlich Geliebte, und die Briefe der Brautleute sind durchstreut mit Noten. Oft spart er sich die Miete des Instrumentes vom Munde ab — lieber darben als auf Musik verzichten! Groß ist der Jubel des jungen Assistenten über die schöne Orgel in der nahe

an seinem Zimmer gelegenen Spitalkapelle des Burghölzli, und als er in der schlimmsten Münchner Zeit schließlich auch auf das Harmonium verzichten muß, ist es, als ob der gute Geist ihn verlasse.

Selbstverständlich gehörte das Anhören guter Musik zu den Unentbehrlichkeiten seines Daseins. Groß ist der Raum, den die Schilderung musikalischer Darbietungen in den Briefen der Brautleute und der Ehegatten einnimmt, und zu keiner Zeit scheute er weder das Opfer noch den ungewöhnlichen Weg, um zu dem Erwünschten zu gelangen. So sehen wir den jungen Studenten sein karges Taschengeld dem Geiger Macciacchini hinlegen, damit er ihm jene Bachsche Fuge noch einmal spiele, ihm ganz allein in dem verlassenen Lokal, und wir sehen den Monakow der späten Jahre, wie er nach schwerer Krankheit Meister Nada zu sich rufen läßt, damit er ihm ein Flötenkonzert gebe, ihm ganz allein, dem einsamkeitshungrigen „Papa Minotaurus" (wie er sich scherzhaft nennt), während die Angehörigen von der Diele her zuhören. Es gehörte zu den Erfüllungen seines Lebens, daß seine Töchter sich zu Künstlerinnen ausbildeten und sein Haus zu einem Stelldichein edler Musik wurde. Allein, das höchste Glück, Steigerung, Befreiung gab ihm nicht die Musik der andern, sondern die eigene: „Ich bin ein stiller Sänger. Überall, wo ich gehe und stehe, geht Musik mit mir. Wenn ich in den Ferien kein Harmonium bei mir habe, so stelle ich mir alles vor, und ich

kann auf dem eingebildeten Instrument improvisieren und höre meine Musik." Die eigene Musik gehörte sozusagen zu den Arcana seines Daseins, eine heimliche, eigentlich verheimlichte Angelegenheit, zunächst für ihn selbst, Ausdruck und Aussprache: „Mein Harmonium ist mir wie ein naher Freund, mit dem ich spreche, dem ich meine Einsamkeit anvertraue." Erst in zweiter Linie für die andern, vor allem die Gattin, der er, besonders in den letzten Jahren, an den gemeinsamen Abenden vorzuspielen pflegte, und etwa für eine der Töchter und hier und da einmal für einen alten Freund; Fernerstehenden blieb diese Welt verschlossen. Und doch meine ich, daß dem, der Constantin von Monakow niemals spielen hörte, das Eigentlichste dieses Mannes entgehen mußte, daß er das Temenos dieser weitgebauten Natur niemals betrat. Denn das, was Monakow im gewöhnlichen Leben zurückdrängte, was er in seiner von lange her bezähmten und gedämpften Sprache zwischen die Zeilen und zwischen die Worte verbannte, das sprach, sobald er sich an seinem Instrument der freien Eingebung überließ: Tief Ursprüngliches seiner Persönlichkeit, das heimlich Gewaltige, das verheimlicht Zarte, Leidenschaft der Schmerzen, des Zornes und der Freude, die die behutsame Stimme verbarg, Weichheit, die der mächtig steile Nacken, Schwermut, die der aufrechte Gang, Zärtlichkeit, die die grimmigen Brauen verleugneten, und Glut der Mystik, die der scharfe kritische Blick verneinte. Und Rußland sprach, und die

ferne Jugend sprach, wurde Gegenwart, und ein Feuer ging auf, das die Jahre des Spielenden Lügen strafte. Nachher war er wohl selber etwas verwirrt und suchte nach einer gewissermaßen entschuldigenden Erklärung (und freute sich heimlich doch über diesen ungewollten Panegyrismus): „Ich weiß es ja, ich bin ein ganz alter Kerl, bei dem es jeden Tag Schluß sein kann. Aber ich fühle mich stark und freudig und empfinde vielleicht stärker und bin erfüllter als früher."

Es war im Frühling, am Vorabend seiner Ferienreise hierher, daß ich ihn zum erstenmal spielen hörte. Wir hatten von der h-Moll-Messe und der Missa solemnis gesprochen, und er hatte beide Werke in einer gewissen grimmigen Anwandlung „musikalische Monsterwerke" genannt, die den Zusammenhang mit dem religiösen Herzenserlebnis verloren hätten, und hatte ihnen die Gefühlsechtheit und religiöse Ursprünglichkeit von Beethovens Kleiner Messe gegenübergestellt: „Bachs Kyrie ist ein pompöser, sich selbst übersteigernder Riesenbau, übermäßig lang, weil er sich nicht genugtun kann an einem um Gnade Rufen, das ihm nicht aus dem Herzen dringt, und das Gloria der Missa ist das Siegesgeschrei einer Ecclesia triumphans, hat nichts zu tun mit den Entzückungen des erlösten Herzens; aber in der Kleinen Messe ist das Kyrie wirklich der aus tiefer Qual geborene Schrei nach Erbarmen und das Gloria seliges Entzücken." Und dann ging er ans Harmonium, und ohne einen einzigen vorbereitenden

Suchergriff fiel er in die Tasten und baute die gewaltigen Tonfolgen frei vor mir auf und half mit seiner immer noch klanghaften, sehr reinen Stimme, erst Bachs Kyrie und dann das der Kleinen Messe, und zeigte, wie hier alles tief natürlich aus dem Innersten aufströmt.

Und ich vernahm mit Staunen die Fülle, die er dem Instrument zu entreißen, wie er der frei aus ihm strömenden Musik Größe und Kraft zu geben wußte. Und sah mit Rührung, wie seine zufolge einer früheren Attacke etwas verkümmerte Linke in raschen Läufen und kräftigen Akkorden ihre Schwäche verleugnete und überwand. Er spürte mein Staunen: „Die Hände sind nicht die Hauptsache, das Wichtige mache ich mit den Füßen", und zeigte mir, wie er mit dem Treten des Blasebalges die feinen Nuancen hineinbrachte, und scherzte: „Sie sehen also, bei mir liegt die Musik in den Füßen; die Hände, die sind gut zum Händedruck: so!" Und faßte meine Rechte und drückte sie herzlich wie zum Gruß und lachte übermütig, so froh hatte ihn sein Spiel gemacht. Nur einmal noch hörte ich ihn Musik anderer vortragen, damals, als er ein Gespräch über die Erneuerung aus dem Geiste der Einsamkeit, das mit Augustin begonnen hatte, in Beethovens den Schluß der Neunten vordeutenden Chorphantasie ausklingen ließ: „Wenn sich Kraft und Liebe einen, werden Menschen Göttern gleich." Doch das war im Spätsommer, als die Zeit sich schon neigte. In jenen hohen Sommerwochen diente ihm das Harmonium

allein zur musikalischen Aussprache („Ich spiele nur, was in mir ist; da ist nichts Kombiniertes, Zurechtgemachtes, bloß Ausdruck, unmittelbare Eingebung“), diente der Ergänzung unserer Gespräche und gab jenen Stunden die geheimnisvollen Hintergründe und gab ihnen den festlichen Zauber.

Oft war es wie Belohnung für ernste Arbeit und Erholung von strengem Gedankenwerk, wenn er sich an sein Instrument setzte, um uns in jene andere innigere und festliche Welt zu entführen. Es kam aber auch vor, daß er mitten im Gespräch aufstand: „Ach, das kann man nicht mit Worten sagen!“ Und was er dann spielte, war wie Fortsetzung dessen, was wir gesprochen, war Vertiefung, läuternde Erfüllung des halb Gesagten: „Das ist ganz aufrichtig, da bedarf es keiner falschen Begründungen wie bei der Sprache.“ Es konnte aber auch sein, daß eine solche Improvisation, zum Kunstwerk sich schließend, ganz um ihrer selbst willen geschah, in Stunden, wo die Eingebung besonders reich war und die Melodien gleichsam auseinander hervordrängten und sich überblühten, und es war wundervoll, wie er die Fülle der Einfälle zu meistern und dem Ganzen einzufügen wußte. Er selber fühlte sich dann glücklich wie ein beschenktes Kind: „Solches gelingt einem nicht immer; es bedarf dazu einer gewissen Bezauberung. Das Harmonium ist wie ein kleines Orchester, da kann man nicht mit allerlei Firlefanz was vormachen wie auf dem Klavier, man

muß schlichte, klare Motive finden. Aber man ist nicht immer gleich aufgelegt zum Komponieren. Oft kommt es ganz natürlich, daß eins aus dem andern wächst; dann aber kann es plötzlich eine Unterbrechung geben, sodaß man notgedrungen zu Reminiszenzen greift. Wenn ich dann die Musik anderer höre, weiß ich immer genau, wo das Flickwerk, das nicht ganz aufrichtige, einsetzt oder wo sie Komödie spielen oder einem was vormachen; das verdrießt mich dann. Mag einer spielen wie ein Gott, es macht mir wenig aus; mir kommt es einzig auf die Sache an. Ich will ein Ganzes, von einem großen Gedanken Zusammengehaltenes erleben, und das ist es gerade, was einem die Neuen so selten geben."

Dabei fehlte Monakow keineswegs das Verständnis für die moderne Musik, deren Eigenart der komplizierten Rhythmen, der Atonalität, der Geräuscheverbindung er als notwendiges Erfordernis des verfeinerten, differenzierten Gefühlslebens beim modernen Menschen erklärte, dem Melodien in den alten wohltönenden Intervallen, auch wenn sie in bezug auf Tonfolge und Tempi noch so sehr variiert werden, kein richtiges Spiegelbild seiner seelischen Verfassung mehr zu geben vermöchten. Allein, wie gegen jede Unwahrheit und Verstellung überhaupt, so machte ihn das Alter auch empfindlich gegen die Verfälschungen musikalischer Interpretation — nur einmal eigentlich klinge eine Musik ganz echt, wenn der Komponist, sozusagen noch mit der Pfingstflamme der Inspiration

auf der Stirne, sie selber vortrage — das Virtuosentum wurde ihm zuwider, und immer mehr verlor er die Freude an musikalischen Aufführungen. Oft brach er mitten in einem Konzert auf, und dann mochte es vorkommen, daß er in seiner Enttäuschung solche Darbietungen mit ihrem Massenaufgebot an Instumenten und Stimmen und ihren überlasteten Programmen „Warenhäuser der Musik" schalt. Auch hier der leidenschaftliche Drang zum Ursprünglichen, Unverkleideten, Echten.

Das aber waren die schönsten Stunden, wenn er, von großen Gefühlen bewegt, aus dem Innersten spielte. Wie er dann dasaß! Aufrecht zwar, mit erhobenem Haupt; aber die sonst so lebendigen Augen waren auf einmal wie erloschen, ganz nach innen gekehrt, und das ergriffene Gesicht glich dem von würgender Inbrunst durchpflügten Antlitz des Rembrandtschen Evangelisten. Es war nach einer derart aus dem Innersten geschenkten Improvisation, daß er das merkwürdige, sein Heimlichkeitsbedürfnis beleuchtende Wort sprach: „Solches an einem Konzerte zu spielen, wäre Verrat." Aber einmal versuchte er gar als musikalischer Porträtist meine eigene seelische Verfassung in Tönen wiederzugeben, und es war ungeheuerlich, wie mir da auf einmal aus dem Instrument entgegenklang, was mich zutiefst bewegte, solch ein verwirrend überraschender Spiegelblick! Und es hätte unerträglich sein können, wären es nicht die weisen Hände des Meisters gewesen, die das Unerhörte

vollbrachten. Er aber lächelte: „Nicht wahr, es stimmt?"

Und damals zu Mitte August: wenn es mir geschah, daß mich zum erstenmal die Ahnung des Letzten berührte, kam es allein aus seiner Musik. Es war ja solch ein blanker, sonnenstolzer Tag, und zunächst saßen wir gemütlich und sehr heiter beisammen in dem dämmerigen, gegen die Hitze geschützten Zimmer. Einer angeregten Diskussion über den Begriff der Lüge, die er als vitalen Irrweg, als einen der gesamten Organisation der höhern psychischen Funktion zuwiderlaufenden Verteidigungsakt des Individuums definierte, hatte er eine für mein Fassungsvermögen etwas schwere Vorlesung über den Zweifel und seine biologischen Grundlagen folgen lassen und mir dann nachher, sozusagen zur Erholung, nicht ohne Humor von seinen ersten Schweizer Eindrücken erzählt und besonders von jener ersten Bergwanderung, wo er sich ins Engelberger Fremdenbuch als „Studierer aus Rußland" eintrug. Und wir hatten über diesen Ausdruck gelacht, während ich mir im stillen sagte, wie gut er eigentlich auf den Mann paßte, diesen unablässig forschenden und sinnierenden Menschen mit seiner ins Unendliche strebenden russischen Seele. Aber als wir gegen Abend die Laden öffneten, drang auf einmal mit dem tiefgefärbten Licht wehmütige Feierlichkeit herein, die im gedämpften Gesang einer späten Amsel Stimme gewann. Und er, den weder Sturm noch Donnergebrüll zu stören vermochten, war ver-

stummt vor der leisen, sommermüden Stimme dieses zeitlosen Vogels. So saßen wir lange schweigend, bis er sich langsam erhob: „Nun sprachen wir auch und redeten doch nicht." Und dann setzte er sich ans Harmonium:

Schräge Sonnenstrahlen durchwoben den dämmerigen Raum, trafen die Tasten, die Hände, ließen Haupt und Bart silberner erscheinen, als sie waren, und milderten die wuchtige Gestalt. Und wie dieses feierliche Sonnenweben im Dämmern begann das Spiel: feine herzbewegend holde Stimmen dringen in ein feierlich Strenges, goldene Melodie sinkt in ein unabsehbar Dunkles. Und dann von irgendher das Heranschreiten eines gewaltig Entschlossenen, immer näher, unentrinnbarer. Goldene Stimme? Die versinkt nicht, strebt höher, schwebt über dem dunkeln Continuo, hell, fern, unsäglich weh — und da ist es wie ein Griff nach dem Herzen, und auf einmal weiß ich, was er spielt: der ganze Raum erfüllt, überwältigt von den hehren, den furchtbaren und holden Visionen des Todes. Als er geschlossen hatte, groß mit weithin flutender Beschwichtigung, sah er mich an, lange und suchend, als ob er von weither käme, und nickte dann: „Ja, Sie haben mich verstanden. Nicht wahr, etwas vom Abend?"

Nachher sprachen wir nicht mehr davon. Aber ich weiß, wie in jener Nacht die Sternbilder über die offenen Fenster meines Gemaches zogen und verblaßten und wie die Riesenmuschel des Himmels sich mählich in allen sanften Bezauberungen der Morgenfeier verklärte, und immer noch hatte

der Schlaf sich meiner nicht erbarmt, so plötzlich hatten Angst und Ahnung mich gepackt.

Aber heiter und beschwingt war der Heimweg und von verheißungsvollem Traum gesegnet die Nacht, die jenem Spiele folgten, darin er zum letztenmal mit mir sprach, und es tönte wie ein Triumphlied und war ein feuriger Hymnus auf das Leben.

Am Tage, als Monakow den Schlußstrich unter den Panegyrismus des Alters setzte, ging auch die Zeit der selbstgewählten Einsiedelei, die diese Arbeit reifen sah, zu Ende. Da sich die sehnlichst erwartete Rückkehr der Töchter um einen Tag hinausschob, bat er mich, ihm diesen Ungeduldstag umbringen zu helfen. So wurde es wieder einmal ein vielstündiges Beisammensein bis zum Einbruch der Nacht, das sich unversehens zu einer Art Schlußfeier gestaltete mit den wehmütigen Rückblicken einer solchen: „Nun geht unser Idyll zu Ende" — denn auch für mich war Ferienschluß, und die verdoppelten Pflichten forderten neuerdings Beschränkung auf die Samstagsbesuche — aber auch mit freudigen Ausblicken. Die Möglichkeit, daß ich dereinst von den Mächten seines Lebens zeugen würde — „Später, später, wenn ich nicht mehr da bin" — gab Anlaß zu mancherlei tiefen Erörterungen; aber der Ton, auf den diese stille Feier — kleines festliches Mahl und viel Musik — gestimmt war, hieß doch Freude. Sie bildete auch das Thema eines Gesprächs, das dann schließlich in jene aus tiefen Feuerquellen genährte

Improvisation mündete, die sich mir dermaßen einsenkte, daß sie jetzt noch, wenn auch nur gnadenweise und stückhaft, hie und da in mir aufklingen kann. Und jedesmal, wenn es mir geschieht, meine ich Heimlichstes plötzlich zu erhaschen, meine, den Sinn des Lebens mit Sinnen zu fassen.

Vorher aber, als er in Worten von der Freude sprach, hatte er es zunächst in sachlich nüchterner Weise getan, indem er zeigte, daß auch die Freude als ein natürlicher, nach Vollendung strebender Prozeß dem Gesetz der zyklischen Organisation unterworfen sei und deshalb naturnotwendig nach kurzer Dauer wieder dem Latenzstadium verfalle, daß somit jedes höchste augenblickliche Glück verdient, erworben und verbüßt werden müßte. Wenn nun aber das im glückbringenden Moment Erlebte edler, Nutzen und Bereicherung besonders auch für die andern stiftender Natur sei, dann leuchte der erzielte gute Erfolg aus der Funktionsnacht nach, die Deklive-Erscheinungen der Ernüchterungs- und Ermüdungsvorgänge milderten sich und schon nach kurzer Zeit könne es beim Zusammentreffen günstiger Faktoren geschehen, daß die Freude sich erneuere. Die fortgesetzte Wiederholung solcher Gewinne, die allerdings nur durch starke moralische und intellektuelle Anstrengungen erobert werden können, führten schließlich zu einem in ganz tiefem Niveau unserer Psyche wurzelnden, gesicherten und schwer zu erschütternden Dauerglück. So zeigte er wieder einmal, wie der Weg der Selbstbezwingung der

Weg der Selbstgewinnung ist und sein Zeichen die Freude. Und als die höchste menschlich edle Freude nannte er das harmonische Erklingen des großen Gedanken- und Gefühlsorchesters.

Aber er sprach auch von einer K u n s t der Freude, wie man diese weder forcieren noch zum höchsten Punkte treiben sollte, sondern immer die schwebende Linie innehalten und den Wellen der natürlichen Temperatur nachgeben, wie man dafür sorgen müsse, daß immer noch eine Steigerung möglich bleibe: „Weshalb kann es nicht jedesmal am schönsten sein, da wir doch auch bei Wiederholung des Schmerzes jedesmal meinen, er sei am schlimmsten? Man muß sich nur Zeit lassen, um richtig Durst zu bekommen — Feste dürfen nur selten sein — darin können wir von den Asketen lernen; denn sie sind doch die raffiniertesten unter den Künstlern der Freude: so eine Zeitlang in schlechter eingeschlossener Luft und dann die Fenster öffnen — ah, welche Lust!“ Im übrigen verhalte es sich mit der Freude wie mit der Liebe und mit dem Leben: ihren höchsten Wert, ihren Segen erfahre nur, wer sich ihr mit der Ehrfurcht des schöpferischen Künstlers nahe, der die Materie erfüllt, indem er sie formt, der weiß, daß Freude, Liebe und Leben Pflege bedürfen wie Blumen und daß diese Pflege Hingabe erfordert, daß sie eine Kunst ist. „Allein, wenn man dann die Freude erlebt, dann ist es eben Gnade, die man dankbar annehmen muß, ein Wunder, das man nie mit Worten deuten wird.“

Obschon Monakow seinen Panegyrismus des Alters zu Ende geführt und in einem kräftigen Schlußwort seine subtilen Untersuchungen über die körperlichen und seelischen Veränderungen im Senium, über die Verteilung der treibenden und ausgleichenden Kräfte zusammengefaßt und die Möglichkeit eines den körperlichen Abbau kompensierenden Spätaufbaus im Seelischen festgestellt und auch physiologisch begründet hatte, kam er doch immer noch nicht vom Thema los. Immer noch drängte es ihn, diesen Dingen nachzuforschen und vor allem dem Walten der Syneidesis, das ihm nirgends rätselhafter erschien als im Alter, wo ein scheinbar fortschreitender Abbau plötzlich durch die Wunder des geistigen Aufschwungs, der Verjüngung und erneuten Schöpferkraft aufgehalten und bisweilen zurückgeschraubt werden kann: „Was geht da im Organismus vor? Wer ist der eingreifende Baumeister? Wem gehorchen die zerebralen Strukturen und welches sind die Vollzugsorgane?“ Diese Fragen beschäftigten ihn fort und fort und das andere, wie es kam, daß bei ungeminderter Affektivität die Gefühle eine solche Sublimierung erfahren konnten, sodaß im Alter neben dem geistigen Gewinn der klaren Übersicht und universellen Orientierung des großen Gedankenorchesters sich jener Zustand einer feurigen und idealen Gefühlslage herausbilden konnte, die derjenigen der erwachenden reinen Jugend am nächsten steht.

Über diese Fragen, die auch an unseren Samstagen oft zur Sprache kamen, setzte er sich in

einer losen Folge von Aufsätzen auseinander, die er als „Senilia“ überschrieb. Bisweilen gab er ihnen auch die Form eines Briefes an mich wie in jener Morgenbetrachtung vom 30. August mit dem Anruf der Birken. Ich muß sie hier wiedergeben; denn der Sinn des Panegyrismus wie die Stimmung jener Tage ist in sie eingegangen:

„Früher Morgen. Alles noch still, wolkenloser Himmel, warm. Ich liege auf meiner da und dort bereits mit dürren Blättern bedeckten großen Veranda und blicke sinnend und Gedanken spinnend voller Herbstwonne in meine — von Gärtnerhand noch nicht verstümmelte — alte wilde ‚Waldparzelle‘. Freudig begrüße ich die beiden hochstämmigen, reichverzweigten, trotzig ihr Haupt emporhebenden und mit zierlichen Blättchen bedeckten Birken, die am Boden von allem möglichen wilden Gesträuch umsäumt sind. Ihr guten Birken, ihr seid etwa gleichaltrig mit mir und seid mir besonders lieb. Als junger Gymnasiast schon erfreute ich mich an eurem Anblick, da ihr noch schlank und grazil waret und mit eurem Wipfel und zarten Ästchen kaum die Verandahöhe erreichtet. In den letzten sechzig Jahren verfolgte ich jahraus, jahrein euer Wachstum und Gedeihen, das gewissermaßen mit dem meinigen, ja mit meiner ganzen körperlichen und seelischen Entwicklung Schritt hielt. Manche mutverheißende Stimmung, manche Aufmunterung und gesunden seelischen Aufschwung schöpfte ich aus eurem allen Widerständen und Witterungsschäden

trotzenden kräftigen Gedeihen. Nun seid ihr beide und mit euch auch ich alt geworden. Manche eurer mächtigsten und stolzesten Äste sind den Stürmen zum Opfer gefallen, sind verdorrt und abgebrochen; aber die jüngern und höher abzweigenden sind — da der Stamm gesund war — mit Kraft und Zähigkeit weitergewachsen, ja förmlich gewuchert und umgaben sich mit jenem zarten zierlichen Blattwerk, das ich so liebe. Und ich? Bereits ein Greis?! Meine Muskeln haben an Substanz eingebüßt, die lokomotorischen und Fertigkeitszentren sind welk, die Augen schwächer, der Kopf ergraut, aber meine geistige Verfassung und mein Gemüt, vor allem meine Lebensfreude sind noch ungebrochen. Trotz des vorgerückten Lebensherbstes steckt noch Unternehmungslust und schöpferische Kraft in mir wie in meinen beiden Vettern, den Birken; auch schäme ich mich nicht, Gefühle zu haben, die für die Jugend und das reife Mannesalter charakteristisch sind: Mut, Abwehrkraft, Freude und Genußfähigkeit. Die Genußfähigkeit kann sich auf geistigem Gebiete — großes Orchester — sogar bis zur Genußsucht steigern. Ihr lieben Birken ...“

Wunderlicherweise kreuzte sich auf der Post diese Betrachtung mit meinen Birkenversen, die ich nun den Blättern hier vorangestellt habe. Seit dieser merkwürdigen Gedankenbegegnung aber nannte Monakow die beiden Bäume „unsere Birken“. Damit waren sie in den magischen Kreis des Zauberschlosses einbezogen, und die gemein-

same Begrüßung der beiden gehörte von nun an sozusagen zum Zeremoniell meiner Besuche. Das war nicht etwa als halb scherzhafte Spielerei gedacht oder eine Art mystischen Baumkultes, das war einfach der Ausdruck eines ihm natürlichen Gefühls der Liebe und Dankbarkeit für die Brüder aus dem andern Reich. Nach Arbeit und Gespräch einen Augenblick auf die Terrasse zu treten oder ans Fenster und sich vom Anblick der beiden Gewaltigen emporreißen lassen, das war ihm Bedürfnis und bedeutete uns jedesmal eine kleine — warum soll ich nicht sagen: eine große Freude.

Diese menschliche Verbundenheit mit den außermenschlichen Dingen gehört zu den Eigenheiten der großen Natur des Mannes. Vielleicht könnte man sie als Kindlichkeit ansprechen, da man bei Kindern etwas Ähnliches beobachtet, die ja mit allen Dingen auf du sind. Sie ist aber auch Eigenschaft aller echten Künstlernaturen und hat ihren Grund wohl darin, daß bei solchen Menschen die Verwurzelung im Urlebendigen noch stark genug ist, damit der Auftrieb aus jenen Quellen der Allverbundenheit die Kraft besitzt, bis hinauf ins Halbbewußte zu dringen. Nicht allein Monakows Vertrautheit mit allem Natürlichen — selbst Berge nannte er gelegentlich seine Vettern — auch seine Ehrfurcht vor Gerät und Werk der Vorfahren gehört in diese Zusammenhänge: „Was dir aus alten Vermächtnissen in die Hände gelangt, behalte es und ziehe es in Gebrauch, mache es dir seelisch zu eigen ... Was die Ahnen geistig er-

füllte, findet sich in solchen Dokumenten ausgedrückt, und du wirst deinen Genossen und spätern Nachkommen nützliche Dienste leisten, wenn du die Kontinuität des guten Geschlechtes aufrechterhältst ..." Und auch die scheinbar schrullenhafte Idee, die er „die Höflichkeit gegen den Teller" nannte, wird man von solcher Anschauung aus verstehen können, jene — übrigens auch zu den Anstandsregeln der alten Berner Bauern gehörende — Forderung, daß man bei Tisch die Platte nie ganz leeren und ihr so die Beschämung des Ausgeraubtseins ersparen solle. Freilich äußerte sich hierin auch die vornehme und weise Lebenskunst des Menschen, der jedes Ausnützen einer Sache, einer Gelegenheit, eines Andern, jedes restlose Auskosten und Ausschöpfen eines Erlebnisses als unadelig empfindet.

Seit den Ferien war bei Monakow wieder die Wanderlust erwacht: Einsame Ausflüge ins Land hinaus, und von überall kamen mir Grüße zu, und zwar zumeist Verse. Er war selber erstaunt darüber und nicht ohne Stolz: „Das ist mir früher nie geschehen, daß ich dichten konnte und mich in Worten so unmittelbar ausdrücken wie auf dem Harmonium", und er freute sich, wenn ich ihm in gleicher Form antwortete. Vor allem waren es wieder diese Gelände um den Vierwaldstätter See, die ihn anzogen. Verschiedentlich suchte er das Rütli auf, „vielleicht der einzige Ort, nach dem ich von Zeit zu Zeit eine große Sehnsucht verspüre". Einmal sandte er mir von dort auch eine Zeichnung

der stillen Wiese mit dem Blick über den Urner See auf den Bristenstock und mit lustiger Situationsangabe der Stelle, wo er auf seinem Mantel am Boden saß und zeichnete und jener andern, wo ein kleines Mädchen aus seinem Schulbuch sang: „Nachtigall, Nachtigall, wie singst du so schön!“ Und er spielte mit dem Gedanken, wie das wäre, wenn wir uns an diesem traulich urchigen Orte aus dem Homer vorlesen könnten. Und ein andermal war es die Gegend am Alpnacher See, die ihn „in warmer Herbstsonne leuchtend“, in eine „festliche, fast trunkene Stimmung“ versetzte und den Wunsch in ihm erweckte, einen nächsten Ferienaufenthalt in dieser Gegend zu verbringen.

Und dann kam die Reise nach St. Pirminsberg. Aber die gehörte nicht mehr zu diesen harmlosen Wanderungen. Da begann bereits der große Aufbruch.

DER AUFBRUCH

In aller Heimlichkeit war der Plan, den Tag der goldenen Hochzeit allein in St. Pirminsberg zu feiern, ausgedacht und dessen Einzelheiten vorbereitet worden. Nur die Töchter wußten darum und der alte Freund aus den Pirminsberger Tagen, Theodor Wiget, den Monakow von Pfäfers aus zu besuchen und so einigermaßen in die Gedenkfeier einzubeziehen dachte.

Mir verursachte das seltsame Vorhaben dieses schwermütigen Festes einige Sorge: würde die seelische Strapaze einer solch aufwühlenden Erinnerung nicht das verheißend sich vollziehende Werk der inneren Aufrüstung verhängnisvoll unterbrechen und den herrlichen seelischen Aufschwung stören? Und anderseits, bestand nicht Gefahr, daß diese im antiken Geiste gedachte Manenfeier an den Pfäferser Realitäten scheiterte? Würde die erhabene Vorstellung standhalten vor der Wirklichkeit?

Allein, es zeigte sich wieder einmal, daß man immer fehl ging, wenn man sich um diesen ungewöhnlichen Mann gewöhnliche Sorgen machte. Am Vorabend der heimlichen Reise überraschte er mich mit der Einladung zu einer kleinen Abendmusik und der Nachricht, daß er mir bei dieser

Gelegenheit sein neues Harmonium vorführen werde, „ein achtzehnregistriges Prachtsinstrument mit Äolsharfenregister“. Er hatte, einem plötzlichen Impulse folgend, seiner Tochter Else einen neuen Flügel geschenkt, und da war bei ihm der Wunsch erwacht, auch für sich ein größeres Instrument zu kaufen: „So auf ein paar Jährchen wird man doch noch rechnen dürfen.“ Besser als durch dieses Zeugnis froher Lebenszuversicht konnte meine heimliche Befürchtung nicht widerlegt werden: dennoch war meine Freude darüber nicht ungetrübt. War es eine abergläubische Anwandlung, die mir dieses zukunftssichere Verhalten im Lichte einer Herausforderung an das Schicksal erscheinen ließ, oder einfach die sentimentale Regung des Bedauerns über die plötzliche Abdankung des lieben alten Harmoniums? Gewiß, das neue Instrument war von beglückender Tonfülle; aber es stand so blank und fremd im vertrauten Raum.

Wie seltsam die Stimmung jener rasch entfliehenden Abendstunde! Es war, als ob das nahe Ereignis, die „tiefe, wenn auch stille Wehmut“ der Stunde alles Schwere aus seiner Vergangenheit heraufgewühlt hätte. Er sprach auf einmal von den großen Entbehrungen seines Lebens, vom Tod der Mutter, wie er in der ersten Nacht in der Fremde nach der alten Kinderfrau schrie: „Anisja, Anisja!“, wie er herumgestoßen wurde — das ganze Leid des Mutterlosen kam plötzlich über ihn. Und Weh der Vergänglichkeit: „Wir wissen es alle und erfassen es doch nie, wie wir da als Gäste durchs

Leben wandern, immer uns wandelnd, und die andern rücken nach", und dann las er aus „Hamlet" die Verse über die Vergänglichkeit der Gefühle. Nach und nach freilich beschwichtigte sich das durch die Erwartung des großen Tages aufgestörte Wesen — wie er sich seiner Weichheit schämte, sich ihr hingab, sie bekämpfte! — beruhigte sich zur gewohnten heitern Vertrautheit, und erst beim Abschied, der ernst und ungewohnt feierlich war wie bei einer Trennung für lange, spürte ich neuerdings, daß er diesen Auszug ins Land der Erinnerung als ein seelisches Wagnis, als einen Aufbruch ins Unberechenbare empfand, und so beurteilte ich auch den weichmütigen Gruß von unterwegs: „Wie war der gestrige Abend so schön, holde Geborgenheit." Aber kaum in Ragaz angelangt, wo er sich in einem alten Klosterzimmer des Hotels gut aufgehoben fühlte, suchte er bereits seiner Weichheit Herr zu werden und sich stark zu machen für das bevorstehende Erlebnis: „Morgen früh will ich wieder arbeiten; das Nichtstun bekommt mir nicht gut, weckt eine wehmutsvolle Stimmung, der ich mich fast schäme ... Dann besuche ich Wiget in Buchs, der wird mich auffrischen."

An allen Stufen seiner heimlichen Feier ließ er mich in seinen Berichten teilnehmen — selbst den Brief an die Manen der geliebten Toten vertraute er mir an — und ich sah staunend und innig erlöst, wie auch dieses Gewagte ihm gelang: „Alles spielte sich — auch in meinem Gemüt — ab, wie

ich es gewünscht und mir ausgedacht hatte. Weihevolle Stimmung und freundlich die Zukunft beleuchtende leise Wehmut. Die hehre Vergänglichkeit und die gewaltige individuelle und die Welthorme! ... Alles übrige ist Schweigen.“

Zweimal war er oben im lieben alten Dorf — schon am Vorabend war er hinaufgeeilt, unfähig den Tag zu erwarten — und es war nicht allein die seelischer Verbundenheit mit der toten Gefährtin geweihte Gedenkstunde, es war auch das Wiedersehen der trauten Zeugen glücklichster Zeit, liebe Örtlichkeiten, liebe Menschen und der Abschied von dem allem, was zur Feier gehörte. Aber die von innern Erlebnissen bewegten Zeilen schlossen mit der tapfern Zuwendung zur Gegenwart: „Ich freue mich auf nächsten Donnerstag, an dem das Panegyricum senile und der Monolog des Königs (Hamlet) zur Sprache kommen soll. Da wird auch die Pirminsberger Stimmung überwunden sein.“

Ein Telegramm an die Töchter meldete seine beschleunigte Abreise, ein selbst verfaßter griechischer Gruß, meinem Manne zum Geburtstag, seine glückliche Ankunft; allein, am Donnerstag fand ich ihn anders, als ich gehofft. Die Pirminsberger Stimmung war nicht überwunden, schien nach schlechten Nächten erst recht sich seiner zu bemächtigen. Noch einmal sprach er alle Stunden jener Tage mit mir durch; aber nun klang alles trüber, schwermütiger als in den Briefen, und das durch den Abschied von jenen Jugendorten herauf-

beschworene Gefühl des Abschlusses stand im Vordergrund. Auch der Gedanke, daß ich für die Zeit von zwei Wochen abwesend sein würde — eine Pariser Reise mit meinem Gatten stand unmittelbar bevor — schien ihn einigermaßen zu verdrießen, trug jedenfalls nicht zur Verbesserung seiner Stimmung bei, und es fiel ein trübes Wort vom Abend, vom Herbst, und meine Erwiderung, mir scheine der Herbst die schönste Jahreszeit, beantwortete er mit einem bittern Lächeln: „Aber nicht der November. Das ist ein abscheulicher Monat. Und im November bin ich geboren."

Ich aber setzte mich zur Wehr für diesen lieben Monat, der ja auch der Geburtsmonat meines ersten Sohnes ist; der Ehrlichste sei er von allen Zwölfen, und deshalb könnte man ihn am meisten lieben, der strenge Enthüller: das verdeckende Grün nimmt er weg und den verhüllenden Schnee läßt er noch nicht zu; er legt die großen Zusammenhänge bloß und die feinen Linien der Landschaft. Jetzt erst sieht man die wahre Gestalt der Bäume und ihren mächtigen Auftrieb dem Lichte zu. Alles wird nun wesentlich und wahr. Und er schenkt den holdesten Augenblick des Jahres, das Martinssömmerlein. Dann singt vor meinem Fenster mein Liebling, das Rotkehlchen, und dieses feine Stimmlein und das Aufleuchten der roten Federchen zwischen nackten Zweigen geht mir mehr ans Herz als solches Amselgeflöt aus den weißen und rosenroten Kissen der Blustbäume.

Wie konnte er lachen, wenn ich mich ereiferte,

mit diesem väterlich gütigen Spottlachen, vor dem man unversehens zum Schulmädchen wurde! Mochte er immer, wenn nur das Bittere verging! Und wirklich, auf einmal war es verschwunden, und damit war auch das Zeichen gegeben zum großen Orchester. Viel Weitblickendes schloß sich an die Vorlesung aus dem Panegyrismus. Aber dann drängte sich Persönliches vor: Erinnerungen an das Sommeridyll, das nun schon weit zurückzuliegen schien — wie schön das gewesen, dieses natürliche Werden und Aufblühen unserer Freundschaft, und wie er zum Kostja wurde — und da war wieder alles warm und hell, und er mahnte: „Sorgen wir dafür, daß es nie aufhört mit dem Werden!" Auch das Harmoniumspiel fand den Weg von stiller Trauer zum großen Leuchten, und es hätte der Beglänzung durch das neue Instrument nicht bedurft. Den Abschied verschoben wir auf den andern Morgen.

Es war der Geburtstag der jüngern Tochter, Mascha, die er gern den Sonnenschein des Hauses nannte, und obschon er solche Geburtstäglichkeiten grundsätzlich nicht mitmachte, die heitere Stimmung, die das Haus durchzog, war nicht stehen geblieben vor seiner Türe. Nie habe ich ihn freudiger gesehen als an diesem Morgen. Das kleine Studierzimmer war von der weißen Septemberfrühsonne ganz durchflutet. Und mitten in dem Lichtstrom stand er da, hoch aufgerichtet, hell, wahrhaft strahlend, und freudig streckte er mir beide Hände entgegen: „Meine schwere Stimmung

ist überwunden. Ich habe gut geschlafen und fühle mich froh und stark. Nun will ich wieder arbeiten. Heute morgen habe ich damit begonnen. Sie sehen, mit dem November ist es vorbei. Ich habe wieder September — zehn Jahre jünger! Sind Sie nun zufrieden?“ Und in der Tat, es war unglaublich, wie jung er heute erschien.

Wieder, wie am Vorabend der St. Pirminsberger Reise, kam er auf die frühe Jugend zu sprechen, aber jetzt in einer frohen, hochgemuten Weise, auf die Eltern, die Vorfahren, und wie er im Herzensgrund doch immer Russe geblieben sei. Auch von Paris sprach er und gab allerlei gute Ratschläge, wie man sich in der herrlichen Stadt erfreuen konnte, und den Boulevard St. Michel sollten wir von ihm grüßen, dort habe er einst als Jüngling mit dem Vater gehaust. Denn auch unsern Abschied sah er nun in freundlicher Beleuchtung: „Solches muß man auf sich nehmen. Das Schöne müssen wir uns eben immer wieder verdienen, das ist der Sinn der Disziplin. Wie schön wird nachher das Wiedersehen sein!“

So vieles hatte Raum in dieser Morgenstunde — er war voll feuriger Eingebungen, so warm in der Aufnahme, so lebendig in der Mitteilung — wie ein Sonnenstrahl entglitt sie uns, und wie ein solcher leuchtete sie nach. Wenn ich sie mir später zurückrief — auf der Reise, in Paris — hatte ich immer die phantastische Vorstellung, als ob dieser Abschied in einer Kristallglocke zwischen weißen Wolken und Sonne irgendwo im Himmel stattgefunden hätte.

Dieses helle Bild erhielt eine plötzliche Trübung durch Monakows Antwort auf meinen ersten, etwas verspäteten Brief: Verse, geschrieben an seinem Lieblingsplätzchen unter der alten Weide am See, halb scherzhaft; aber etwas klang durch, ein Ton von Trübsal, von Selbstanzweifelung und Resignation, den ich an ihm nicht kannte und der mich erschreckte. Von da kam die Angst, ein bedrückend banges Gefühl, eine Ahnung wie in jener Augustnacht, und mehr und mehr die Gewißheit, daß irgend etwas vorgefallen sei, obgleich die Berichte von daheim nichts Ungutes meldeten. Es war wie im Vorjahr in Berlin, wo mich auch plötzlich diese Angst überkam, und bei der beschleunigten Heimkehr fanden wir den einen Sohn ernstlich erkrankt. Auch jetzt verkürzten wir unsern Aufenthalt. Und daheim die Bestätigung: Ja, Monakow war erkrankt, mit ziemlich hohen Fiebern, aber hatte verboten, mich zu benachrichtigen. Nun war er außer Gefahr; er konnte sogar wieder aufstehen.

Ich fand ihn sehr verändert, weniger im Aussehen — seine aufrechte Haltung verleugnete die Invalidität, von der er sprach — als im Wesen. Er war wie in Ferne gerückt. Über mein Kommen schien er sich kaum zu freuen. Sein Gesicht hatte einen mir an ihm gänzlich fremden Ausdruck leisen Mißtrauens: „Warum sind Sie früher zurückgekehrt?" „Ich habe es gespürt." Er brauste auf: „Gespürt? Unsinn! Man hat es Ihnen geschrieben, Sie gar gerufen, trotz meinem Verbot!" Aber als er die Wahrheit begriff, gewahrte ich jenen Sonnen-

aufgang in seinem Gesicht, jenes plötzliche von innen heraus Hellwerden, das mich jedesmal, wenn ich es erlebte, ergriff. Heute erschütterte es mich. Und nun brauchte es keiner weitern Worte mehr, damit wieder alles klar zwischen uns wurde. Der fremde Ausdruck war verschwunden. Es war wieder das alte gütevolle Gesicht. Nur daß er merkwürdig still blieb, und ohne daß er klagte, spürte man ihm die schweren Gedanken an, ein Gefühl von Müdigkeit, Gebrechlichkeit, und daß er sich irgendwie entwertet, hinausgeschoben fühlte.

Das nächste Mal fand ich ihn schon bedeutend besser. Seine und des ganzen Hauses treue Freundin, Frau von Pusyrewsky, war inzwischen aus Riga zu längerem Besuch eingetroffen, und es gehört zu den freundlichen Fügungen im Leben Monakows, daß sie just in diesem Augenblicke erscheinen mußte; wie der gute mütterliche Geist wirkte sie in dem aufgestörten Hause, jetzt — und nachher. „Ihre bloße Anwesenheit in der ‚Aurora' ist eine Wohltat für mich", schrieb er damals. „Jenachdem ich mich momentan fühle, ist sie bald einfach Sidjelka (Sitzerin) bei mir, bald aufmerksame, sympathisch meinen Worten zuhörende Gesellschafterin." Das Bedürfnis, liebe Menschen um sich zu haben, hatte auf einmal allen Einsamkeitshunger verjagt. Allein, an diesem Tage merkte man wenig mehr von Schwächegefühl. Er freute sich an meinem Bericht über das Konzert seiner Tochter Else, dem er nicht hatte beiwohnen können, und lachte über die Menge Blumen, die sie er-

halten hatte: „So viele Blumenleichen! Einen ganzen Totenhof hat sie zu besorgen!" Er schien wieder voller Gegenwart; aber um die Frage: „Werden Sie mich auch diesmal wieder gesund machen?" war doch das Lächeln eines müden Zweifels. Am folgenden Tage machte er diese von Abschiedsstimmung diktierte Aufzeichnung:

„Meine neue psychische Wandlung in den letzten Tagen ist bemerkenswert: Herbst, bereits Novemberstimmung, kräftige Mischung mit wehmutsvollen Gefühlen: Vergänglichkeit der Dinge, Vorausahnen des baldigen Herunterrollens des großen Lebensvorganges. Aber ohne Bedauern oder Niedergeschlagenheit (vielleicht sogar nicht ganz unerwünscht). Das Maß meiner beruflichen und wissenschaftlichen Leistungen ist längst voll, und die große Bilanz des Lebens mit allen verdienten und unverdienten Erfolgen, aber auch mit allen möglichen kleinen und großen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen (minim!) kann bald zum Abschluß gebracht werden. Mein Leben ist und war voller Gnade, weiß Gott, ich darf mich nicht beklagen..."

Aber als wir zum erstenmal wieder die Birken grüßten — schon schlich sich das Herbstgelb in ihre Kronen — stellte er neben das heiter schlichte Bekenntnis zur Todesbereitschaft das Wort von der glühenden Liebe zum Leben. Und wieder war es wie vordem: es ging von ihm aus, daß man spürte, das Leben ist schön.

Dann packte mich selber ein kleines Fieber, für

wenige Tage nur. Die Nachrichten von ihm lauteten günstig: er konnte ausgehen, er hatte den kranken Freund besucht, er arbeitete wieder.

Als ich aufstand, fand ich die Welt gewandelt: ein leichter Herbstfrost hatte auf einmal alle Bäume entzündet. Wie Fanale brannten die besonnten um das Haus des Freundes, und ich nahm dieses Freudenfeuer der Natur als gutes Zeichen. Er ließ es nicht gelten: „Das ist ein falscher Jubel; wenn man recht zusieht, ist es eben doch das Sterben. Freude, die tötet — ja, auch das gibt es; denken Sie nur an den Hund des Odysseus.“ Wir saßen mit den andern am gemeinsamen Teetisch, als er solches sagte. Ich fand ihn kräftiger als vor meinem Ausbleiben; aber etwas unwirsch, zum Schimpfen aufgelegt. Auch nachher, als wir allein waren, dauerte es eine Zeit, bis sein fremdes, ein wenig unstetes und fast wildes Wesen der reinen Stimmung des großen Orchesters wich. Dann aber war es wieder so hell und weit wie je, und es kam mir nicht in den Sinn, daß jenes Wilde aus dem trotzigen Widerstand seiner Natur gegen die Angriffe der heimlichen Macht gekommen sei. Er pflegte nicht über körperliche Leiden zu klagen, und wenn er sich auch „ein Gefäß absterbender Dinge“ nannte, tat er es so, daß man es für einen Scherz halten konnte. Als ich beim Fortgehen unter der Türe mit seinem Sohn zusammentraf, der als Arzt kam, erschrak ich, so ganz hatte diese Stunde mich vergessen gemacht, daß noch ärztliche Beobachtung und Pflege nötig waren.

Das nächste Mal war es wieder ein Donnerstagmorgen, wie damals vor Paris, und wieder war das Zimmer voller Sonne; aber kein weißstrahlendes Licht. Der Oktobertag war klar und farbensatt, man saß wie in Bernstein eingepackt. Und der Weg zur Heiterkeit mußte erst erobert werden. Die hochtönende Ernennung zum Ehrenmitglied des internationalen Biologenkongresses zu Montevideo, die eben eingetroffen war, schien ihn beinahe zu ärgern: „Ich mag mit solchen Dingen nichts mehr zu tun haben. Ruhmredige Worte, wie mich das anwidert!“ Und er bat mich, in seinem Namen zu danken, damit die Leute nicht gekränkt würden. Erst als dies erledigt war, fand sich im lebendigen Gedankenaustausch das gewohnte Einvernehmen. Und als ich nach dem Abschied unten im Hause noch einen Augenblick verweilte, vernahm ich von oben die verlorenen Akkorde einer kurzen Improvisation. Das war, was er „die Nachfeier“ nannte, war Auftakt zu den alten Gepflogenheiten.

Und dann kam der Samstag. Ich fand Monakow in bester Verfassung in Gesellschaft der Damen. Er war in der Stadt gewesen, hatte mit der Freundin im Grillroom gespeist — „Haben Sie gehört, daß wir gelumpt haben?“ — war aufgeräumt, beinahe übermütig. Und nachher im kleinen Studierzimmer wurde es zum erstenmal wieder ein richtiger reicher Arbeitsnachmittag: Biologisches und Menschliches, ernste Erörterung und angeregte Diskussion, das große und das kleine Orchester. Was kam doch alles zur Sprache in diesen paar

Stunden! Er war so erfüllt, als ob es lange Versäumtes nachzuholen gälte. Ein heikelstes Kapitel seines Lebens, die Geschichte des Institutes, sein Kampf um dieses Lebenswerk, die Kämpfe in der Fakultät — oh, wunderliche Einzelheiten! — alles stellte er aufs anschaulichste vor mich hin, aber ohne die geringste Verletztheit, mit heiterer Ruhe. Und auch ein schmerzliches Kapitel, der Tod der Agnes Pariss. Nicht ohne Selbstvorwürfe: War es recht, daß er die dem geistigen Verfall Anheimgegebene in ihrer letzten Zeit nicht mehr besucht hatte, um sich das verehrte Bild unverändert zu erhalten? Aber wenn nun sein Ausbleiben sie doch gekränkt hätte? Noch sehe ich seinen ratlos schmerzlichen Blick nach dem Bild der Freundin. Dann folgte eine Auseinandersetzung über das Wesen des Traumes, seine ganz neue Wege einschlagenden Versuche, dessen verschiedene Elemente mit sekretorischen Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen. Und schließlich las er mir aus einem Aufsatz über den Begriff der Werte vor. Den hatte er eben erst begonnen. „Daran werde ich morgen weiterschreiben."

Später gingen wir hinüber ins große Zimmer. Und da war es auf einmal wieder das Zauberschloß.

Der klare Goldregen des Herbstes hing auch in den Birken, und der sinkende Tag brachte sie zum scheinen. Ihr Widerlicht machte das Zimmer heller und doch heimlicher; denn alles kühlende Grün war verschwunden, und das lautere Gold ver-

mählte sich mit dem Damastrot der Wände zu einem fremden Klang von Feierlichkeit und Glut. Dieses abendliche Gold lag auch auf seinem Gesicht und gab ihm eine unvertraute, geheimnisvolle Jugend; aber auch das Feierliche lag darauf. Dann saßen wir uns wieder gegenüber wie einst.

Er sprach von den Einsamkeiten seines Lebens, der qualvollen menschlichen seit dem Tode der Gattin, den vielen geistigen auch früherer Zeiten und von dem „Wunder der letzten Übereinstimmung". Und wie damals am ersten holden Tage der Einsiedelei sprach er von unserer Begegnung, doch nicht nur mit flüchtig andeutenden Worten, sondern innig verweilend, von dem, was sie uns geschenkt, von dem, was er noch erwartete: „Ich war in einer furchtbaren Einsamkeit. Nun bin ich nicht mehr allein. Es ist nicht nur, weil Sie mich verstehen, aber weil Sie von weither auf ähnlichen Wegen gingen, nach denselben Zielen. Und daß Sie so auf meine letzten Gedanken eingehen, daß die bei Ihnen zünden wie bei mir. Und dasselbe ist uns wertvoll und dasselbe nichtig. Wenn einem die Gnade einer solchen Begegnung wird, gar am späten Abend noch, dann muß man sie festhalten. Man fragt nicht: Verdient oder unverdient? Man spürt Bestimmung. Wie wenigen geschieht solches! Wie viele, die daran überhaupt nicht glauben, die solche Übereinstimmung für einen Wunschtraum halten und Märchen — die Armen! Aber, so etwas kommt nicht von ungefähr, das muß einen Zweck haben und nicht allein für dich und mich."

Und er sprach von Plänen gemeinsamer Arbeit. Umrisse eines Werkes deuteten sich an, noch vage, aber um so verheißungsvoller, und er frohlockte: „Es ist unendlich, was uns noch zu tun bleibt! Aber wir haben Zeit, wir haben Zeit!“

Dann erhob er sich — nicht schwer und ein wenig feierlich, wie man es sonst an ihm gewohnt war — in raschem Entschluß, es war schon fast ein Aufspringen, und so lebhaft öffnete er auch das Harmonium.

Ja, und nun war es doch gut, daß es dieses neue Instrument war: so hatte das andere nie geklungen, so orgelrauschend mächtig, so strahlend und mit diesen feinen Stimmen aus anderm Bezirk. Wie es sich über die dunkeln Weiten erhob — oh, Leben, Leben! — Türen gingen auf, immer neue, immer neue. Und da waren die großen Bogen, als ob ich es mit Augen sähe, wie sie sich hinüberwarfen, aus dem Tiefblühenden hinüber ins gewaltig Helle, dort, wo alles zusammenbrennt im großen Licht.

Als er geendet hatte, blieb es einen Augenblick still. Dann schloß er das Harmonium zu, entgegen seiner Gewohnheit — denn sonst pflegte er es offen zu lassen, um jeder neuen Inspiration gleich nachgeben zu können — und stand auf. Er hatte das Licht angedreht; denn über dem Spiel war es dunkel geworden. Hell und übergroß stand er neben dem verstummten Instrument und blitzte mich aus scherzhaft gerollten Augen gebieterisch an: „Am Dienstag Krankenbesuch!“ und lächelte dann: „Eigentlich nicht mehr so recht, nur noch

ein wenig; mir geht es wieder gut.“ Und als ich auf den Mittwoch verschob, weil mein Dienstag schon voll war, stimmte er bei: „Wenn es nur mitten zwischen den Samstagen ist; denn ich will Ihnen etwas sagen: In Zukunft müssen Sie auch während der Woche zu mir kommen, wenn's auch nur auf einen Sprung wäre. Die Zeit von einem Samstag zum andern, das ist zu lang. Eine ganze Woche, das hält man nicht mehr aus.“

Ich bin doch am Dienstag zu ihm gegangen. Die Allee der gelben Bäume war so lang. Wenn ich jetzt daran denke, meine ich, daß ich stundenweit durch diese goldene Schlucht ging, den Schlüssel in der Hand, den mir das mürrische Mädchen am Friedhofstore gab. Stundenlang, bis ich bei dem kleinen Steinhaus anlangte und mit diesem Schlüssel die Türe öffnen konnte.

Der Sarg stand ganz allein in dem dämmerigen Raum, ohne Kränze, wie das Testament es gebot. Ich entfernte den Schieber vom Sargfenster; aber es war so dunkel, dazu im Glas ein täuschender Schein wie rinnende Wasser. Nur auf Augenblicke vermochte ich das Bild zu fassen tief unten im hochgewölbten Schrein: weiße Stirn, dunkles Gebüsch der Brauen über tiefen Augenschatten, schemenhaftes Antlitz aus Stein — streng, fremd, fern. Versunkenes Steinbild, darüber die dunkeln Wasser gehn.

Und einmal lag er doch mild auf weißem Bett,

die kalten Hände noch weich und schön gelöst wie im natürlichen Schlummer, als ob auch der Tod die immergütigen, nimmermüden nicht zu verhärten vermochte. Einst brannte auf dem hellen Bug dieser hochgeführten Stirne der abendrote Schein, und unter den Brauen flammte es: „Wir haben Zeit!“

Einst? Sie sagen, daß es gestern war und ehegestern. Ehegestern, daß man am dunkeln Morgen den Klang des Harmoniums vernahm im stillen Hause, ehegestern, daß er jene Worte in mein Buch schrieb, die als Gruß gemeint waren und Urteil und die nun zu Abschied wurden und Zeugnis. Ehegestern, daß er plötzlich die Feder weglegte, mitten im Satz, und hinüberging in sein Gemach und sich aufs Lager streckte, und als die Tochter, die ihm folgte, bei ihm eintrat, da tat er seinen letzten Atemzug.

Ehegestern? So sind Worte Trug geworden und Begriffe hinfällig. Ich weiß, daß es Jahre sind, seit diese Hände erkalteten, dieser Mund verstummte. Einst aber werden sie sagen, es seien Jahre her, seit er von uns ging; aber meine Hand wird noch den Druck seiner Rechten spüren, und der warme Klang seiner Stimme wird in meinem Ohre sein, und ich werde wissen, daß er gestern noch zu mir sprach und heute und immer.

Als ich ihn auf dem Totenbett sah: an manchem, der eng und klein und gestaltlos durchs Leben ging, wird der Tod zum mächtigen Gestalter, daß er ihn groß aufbahrt und im Vergehen bedeutend

macht. Er aber, der so gewaltig wandelte, lag auf seinem schmalen Bett wie ein Mann von Mittelmaß, ein stiller, erloschener Mensch. Da wußte ich, daß es allein die Glut der Seele war, die ihm die unerhörte Jugend gab, allein das Leben, das ihn gewaltig machte, daß er selber das Leben war. Und der Tod, den er längst durch Furchtlosigkeit überwunden, dem er zuvorkam, indem er sich als Lebender schon hineinbaute in die ewigen Zusammenhänge, der große Enthüller und Vollender hatte hier nichts zu enthüllen und nichts hinzuzufügen.

Und nun, da er sich im fremden Steinbild mir entzog, verstand ich, daß ich mich abwenden mußte von allem, was an ihm des Todes war, daß nur eins mehr galt: das, was er mir an Leben geschenkt, in mir lebendig erhalten, ausbauen das mir grausam Abgebrochene in seinem Geiste und, so Gott will, es weitergeben an die andern; denn so nur können wir dem Leben danken und denen, die es uns reich machten, daß wir seine Reichtümer nicht in uns verschließen, sondern sie weitergeben an die andern. Jeder nach seinen Kräften.

Die Feuerbestattung, die er der Gattin zugebilligt, hatte er für sich abgelehnt. Geduldige Wandlung im Schoß der Erde schien ihm der Natur gemäßer als das gewaltsame Auflösungswerk der Flamme, und er hatte stille Beerdigung verlangt. So kam es, daß er, dessen Tod bei den Fachgenossen der ganzen Welt Widerhall fand, im Augenblick, wo sein ruhmgezeichneter Name durch alle Zeitungen ging und von Tausenden in Trauer,

in Verehrung, in Bewunderung und Liebe genannt wurde, unauffällig und schlicht wie ein einfacher Mann ohne Beteiligung der Öffentlichkeit nur von Angehörigen und nahen Freunden zu Grabe geleitet wurde. Und ohne das geringste Gepränge: Waldzweige und wilde Blumen, von den jungen Enkelinnen auf herbstlichen Wiesen gesammelt, waren der einzige Schmuck des mächtigen Sarges, und es war das Grab der Gattin, in das man ihn versenkte. Aber im Augenblicke, wo die erste Scholle fiel, ging aus plötzlich umnachtetem Himmel ein ungeheurer Wolkenbruch nieder, und es war wie in der Matthäuspassion, wenn die Natur aufschreit in der Stunde des Todes.

Der Friedhof liegt auf den Hügeln hinter unserem Dorf. Die schwarze Wolke hing auch über unserm Hause; von meinem Fenster sah ich sie und erlebte ihren gewaltigen Aufbruch und vernahm die gewaltige Stimme der Natur. An der Bestattung war ich nicht. Und ich kenne zwar am nächtlichen Himmel den Stern, der in der Richtung seines Grabes steht; aber dieses Grab habe ich nie gesehen. Es war wie ein heimliches Gebot, daß ich den friedlichen Ort heimlicher Wandlung nicht eher sehen dürfe, als bis ich mein Gelübde erfüllt: das stille Gelübde von Hand zu Hand und das in Worte gefaßte, das ich an jenem Sonntagmorgen unter der Segnung des prophetischen Traumes der Nacht an ihn niederschrieb in eben jener Stunde, als er die Feder für immer aus der Hand legte.

Habe ich es nun erfüllt? Die Aufgabe war so groß und meine Kräfte so gering.

Wäre mir die Kraft gegeben — Kraft des Schauens, Kraft des Sagens — dann müßte man aus diesen Blättern vernehmen, was das Leben an solchen vermag, die es heilig halten und es lieben mit der rechten Liebe. Man müßte vernehmen, was das heißt: ein lebendiger Mensch, einer, der sein Dasein erfüllt, rundum, gemäß dem Satze: Alles Menschliche ist erlaubt zur rechten Zeit, am rechten Ort und im rechten Maße, einer, der die Stimme des innern Freundes vernimmt und ihr willfährig ist. Man müßte verstehen, daß das Leben eines solchen Menschen zwar Kampf ist von Ende zu Ende, aber auch stete Erneuerung, stete Weitung und daß es Wachstum sein kann bis zuletzt. Und Freude und Gesundheit sind eines solchen Lebens Adel, Ausweis und Beweis. Verstehen müßte man, wie auch der Tod zuschanden wird am wahrhaft Lebendigen; denn alle seine Spur bleibt Leben und zeugt Leben von Ende zu Ende.

Und wenn man es recht vernähme, wie das Leben dieses Mannes in das meine trat und das Licht der abendlichen Begegnung meinen Weg erhellte, daß ich die innig erahnten Ordnungen erkennen und als Ausdruck einer höheren Wirklichkeit verstehen lernte, dann müßte man auch vernehmen, daß dieses Licht allen gilt, daß es jedem zum Wegzeiger werden kann ins gesunde, freudige, ins göttliche Leben — dem Einzelnen und der Gesamtheit.

Denn wenn er auch nicht als Seher zu uns kam und Sager, sondern als strenger Forscher, und nicht mit Prophetenzungen redete, sondern in der behutsamen, nüchternen Sprache der Wissenschaft, ihm hat sich der Sachverhalt der lebendigen Vorgänge gezeigt und aus ihnen sich ihm Gesetz und Geheimnis der Kraft erschlossen: aus dem Fleische sprach zu ihm das Wort, von dem gesagt ist, daß es Fleisch ward. Und nun heißt es zwar Chronogene Lokalisation, heißt Funktionsordnung, Biologie der Instinktwelt, heißt Diaschisis, Diaspasis und Horme und Syneidesis und ist doch die aus der wortlosen Kausalität des Lebendigen erschlossene Bewährung uralter Weissagung und des heiligsten Wortes Bestätigung; denn als Ursprung, Weg und Ziel alles Lebens zeigte sich auch ihm die Liebe.

Solches müßte man vernehmen, wäre mir die Kraft gegeben, müßte es innerlichst erfahren und so stark, daß man endlich reif würde für jene Botschaft, die sie seit bald zweitausend Jahren predigen, für die tausendfach geblutet und gemordet wurde, die wir noch niemals wirklich lebten, weil wir ihre tiefe Übereinstimmung mit den Mächten dieses Lebens nicht erkannten, weil wir sie durch menschliche Wundersucht absprengten vom Urnatürlichen und in Gegensatz dazu stellten und so das Heilsgebot der Einheit zum Gebot der Zwietracht machten. Solches müßte man vernehmen.

Allein, um es so sagen zu können, hätte man die Ganzheit dieses Daseins „ohne Bruch und Still-

stand“ hinstellen müssen, diese Einheit von Leben, Wesen und Lehre, die das Unvergleichliche und unvergleichlich Beglückende des Menschen Monakow ausmachte. Nun aber ist es so, daß wir nur Fetzlein zu erfassen vermögen vom Dasein eines andern. Fetzlein, überdies getaucht in die Farbe unserer eigenen Seele.

Und so in dieser Stückhaftigkeit muß ich euch hinausschicken zu den Menschen, arme Blätter. Werdet ihr dennoch Augen finden, die euch verstehen, die vielleicht dort weiterlesen, wo meine Worte versagen? Ihr habt das stille Ringen dieser Wochen gesehen, tausendfache Zweifel, schmerzlichstes Versagen und immer wieder neu aufflammenden Willen und Inbrunst und heißen Kampf um das Wahre. Vielleicht, daß etwas auf euch überging von dem, was meinen Worten entglitt, und nun kommt einer, der auch dieses vernimmt, der das Ohr besitzt für jene wortlose Sprache zwischen den Zeilen? Gute, geduldige Blätter!

* * *

Nun ist dieses Zimmer in seine alte Ordnung zurückgekehrt, der Tisch wieder leer und rein wie am Tage meiner Ankunft, die Spuren meiner Arbeit und meiner Anwesenheit getilgt. Bald wird sich auch das Haus schließen zum Winterschlaf. Diese Fenster werden dunkel sein, das besinnliche waldnahe dort und das weit aufgeschlagene hier. Wie groß ist sein Blick auf See, Gebirge, Himmel!

Aber die nahe Kleinwelt der Menschen entzieht sich dem hochgelegenen.

Es ist kühl und still um mich geworden. Wieder die Zeit der fallenden Blätter. Und wieder einmal ist es Abend. Die Sonne ist weg. Prunklos, ohne Aufhebens entschwand sie aus dem sehr klaren Himmel ins Uferlose. Nur noch ein letzter sanfter Schein hochhin, der das Dichterwort vom Morgenrot der Ewigkeit erweckt. Der See ist dunkle Erwartung.

Jetzt ist auch der Himmelsschein verblaßt. Schweigendes Warten auch dort.

Und nun beginnt es. Feines Blinken weither — und näher — und tief herauf. Das Urgewaltige, Urvertraute. Die Sterne.

INHALT

Titelbild: Monakows letztes Bildnis nach der Aufnahme des Japaners Kodama

DIE BÜCHER

von

MARIA WASER

LAND UNTER STERNEN

Der Roman eines Dorfes

12. Tausend. In Leinen M 6.75

Ein Buch, das manche Romanbibliothek aufwiegt. Aus dem engen Raum ihres bernischen Heimat- und Kindheitsdorfes, das sich aus aller Enge unermeßlich gegen das unermeßliche Sternenreich öffnet, hat Maria Waser ein herrliches Stück dichterischer Welt empfangen und geschaffen. Dies Buch ihrer Kindheit im dörflichen Doktorhause ist erfüllt von frühen Natureindrücken, Schauern wie Beglückungen, und von frühen, anfangs mehr erahnten als getanen Einblicken in Menschenschicksale. Die Träger dieser Schicksale sind mit wunderbarer Bildhaftigkeit nachgeschaffen worden, wachsen mit Häusern, Hügeln, Gärten, Alpenbergen und Himmelssternen zu einem wunderbaren Gefüge zusammen.

Werner Bergengruen in der Deutschen Rundschau, Berlin

WENDE

Der Roman eines Herbstes

11. Tausend. In Leinen M 6.25

Das Buch ist gleichmäßig in der ungewöhnlichen Schönheit der Sprache. Es ist bei aller rauschenden Fülle streng komponiert — nichts steht für sich, nichts vereinzelt, alles ist ineinandergefügt, aufeinander bezogen, deutet gegenseitig sich und das Schicksal der Hauptfigur. Neue Zürcher Zeitung

DIE GESCHICHTE DER ANNA WASER

Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts

37. Tausend. In Leinen M 4.80

Langsam wächst der Roman in die Höhe, steigt zu einem gewaltigen Schlußstück empor, um dann mit donnernden, schweren Mollakkorden zu schließen und den Leser mit tiefster Erschütterung zu entlassen! Prof. Dr. W. Zillinger im Würzburger Anzeiger

Ein dichterisch zartes und inniges Buch, geschrieben mit einer seelischen Feinheit, die ergreift, in einer Sprache und mit einer Beherrschung der Zeitfarbe, die man bewundert.

Josef Hofmiller in Süddeutsche Monatshefte

WIR NARREN VON GESTERN

Bekenntnisse eines Einsamen

Roman. 21. Tausend. In Leinen M 7.50

Ein Roman von einem halben Tausend Seiten, doch jede Seite voller Saft deutscher Prosa, vom ersten bis zum letzten Blatt ein Siegeszug unverbrauchter Worte. Eduard Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung

Leuchten geht von jedem Wort, von jedem Bild, von jeder Gestalt aus, die durch die Dichtung schreitet. Landschaft, Garten und Haus leben, und alles fügt sich zusammen zu einer reinen, beglükkenden und wehmütigen Harmonie.

Erna Grautoff in der B.Z. am Mittag